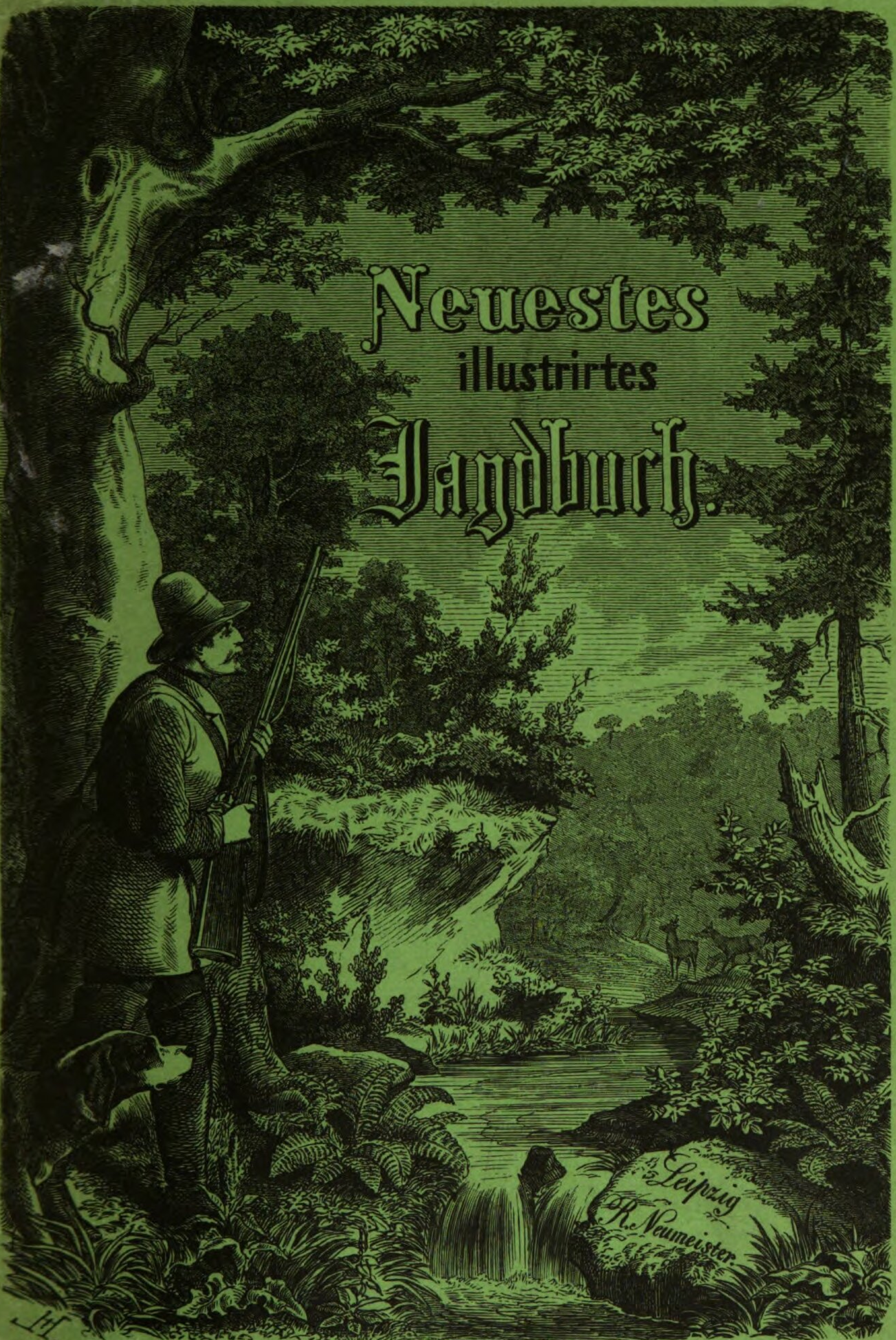


Neuestes
illustrirtes
Jagdbuch.
Leipzig
R. Neumeister.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Neuestes
Illustrirtes Jagdbuch.

Erfahrungen und Anweisungen
zu einem
rationellen Betriebe der Mittel- und Niederjagd
für
Jäger und Jagdliebhaber.

Nebst ausführlicher Belehrung
über
die Dressur der Jagdhunde und alle in der Jetztzeit üblichen
Jagd= und Fang=Methoden,
sowie einem Monatskalender für Jäger.

Herausgegeben von
A. Biermann und Dr. Oderfeld.

Mit 76 in den Text gedruckten Abbildungen, einem Titelbilde 2c.
von T. Hofmann.

Leipzig.
Verlag von Richard Neumeister.
1861.

Vorwort.

Die Jagd gehört bekanntlich zu den sogenannten noblen Passionen der vornehmen Welt, findet aber auch in dem gesammten Volke zahlreiche, ja leider oft nur zu enthusiastische Freunde und Verehrer. Das edle Waidwerk ist ein Sinnbild des Krieges und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet und betrieben, die beste Vorschule zur Ausbildung der körperlichen und geistigen Eigenschaften, deren der Krieger bedarf, will er anders seinem Namen und Berufe Ehre machen. Die Jagd kräftigt und stählt den Körper durch freiwillige Uebernahme von oft unglaublichen Strapazen bei starker Hitze und schneidender Kälte, bei Schnee und Regen, Frost und Eis, so wie beim Durchwaten von Teichen, ausgetretenen Gewässern, nassen, moorgrundigen Wiesen oder grundlosen Mooren, in denen der kühne Waidmann sich oft nur dadurch vor dem Versinken zu retten vermag, daß er mit keckem Wagen von einem, in festerem Grunde wurzelnden Erlen- oder Wachholderbusche zum andern springt, wenn er nicht so glücklich ist, einen Wildsteg aufzufinden oder sich mittelst abgehauenen Strauchwerks übel und böse eine Nothbrücke zu schlagen. Die Jagd kräftigt aber auch den Geist und stählt den Muth des Jägers, indem sie seine geistigen Fähigkeiten vorzugsweise und oft genug auch seine Mannskraft, seine volle Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in Anspruch nimmt; denn der Jäger muß das zu erlegende Wild berücken und überlisten, die Augen überall haben, jede Bewegung, ja jeden Blick des Wildes beobachten, das Terrain nach allen Seiten schnell auffassen, seinem Geiste fest ein-

prägen, jede sich darbietende Deckung augenblicklich benutzen, sich von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum vorsichtig, ja oft kriechend und mit unermüdlicher Ausdauer heranschleichen, will er anders einen sichern Schuß anbringen. Dabei muß er stets bereit sein, dem waidwunden Hirsche, Eber oder Bären, der ihn annimmt, mannhaft zu stehen und denselben jagdgerecht auf eine oder die andere Art abzufangen.

Dieses ewigen Kampfes und Ueberlistens wegen, wobei der Mann seine ganze Mannheit darthun kann, war das edle Waidwerk auch schon zu Tacitus Zeiten bei unsern Ururahnen, den alten Germanen, hochgeachtet und nächst dem Kriege die Lieblingsbeschäftigung freier Männer im Frieden, während sie Hauswesen und Bodencultur ihren Weibern überließen, und ihre sonstige freie Zeit, Spiel und Gelage ausgenommen, grundsätzlich als ächte Faulenzer auf ihren Bärenhäuten verträumten. Seitdem sind die deutschen Urwälder nach und nach gesunken, ganze Wildgeschlechter sind in Folge dessen vertilgt worden, oder vor der Alles beleckenden Bodencultur nach dem wirthlicheren Norden entwichen, die Jagd ist Regal und Eigenthum privilegirter Stände geworden, und der freie deutsche Mann hat, im wohlverstandenen Interesse des Forst- und Jagdschutzes, das Recht eingebüßt, die Jagd eigenmächtig und wo es ihm beliebt auszuüben. Wohin es auch bei uns, ohne diese harte, aber wohlthätige Beschränkung gekommen wäre, ersieht man zur Genüge an Frankreich und der Schweiz, wo mit Ausnahme großer und geschlossener Gütercomplexe, alles Wild fast spurlos verschwunden ist. Das gleiche Schicksal würde auch zuverlässig unser Deutschland betroffen haben, wenn die Jagdfreiheit von 1848 und 1849 nur noch einige Jahre bestanden hätte.

In gar vielen deutschen Ländern giebt es kein Hochwild mehr, in ihnen wird der Begriff der hohen Jagd oder eines hirschgerechten Jägers bald nur noch ein historischer sein; in den we-

nigen, durch glückliche örtliche Verhältnisse begünstigten deutschen Gauen, wo beide Begriffe noch thatsächlich repräsentirt sind, aber möge man mit allen Kräften bemüht sein, den vorhandenen Wildstand zu erhalten, für das Land unschädlich zu machen und als eine theuere Reliquie zu wahren. Dagegen sind Rehe und Kleinwild in Deutschland noch hinreichend, in manchen Gegenden sogar noch überreichlich vorhanden. Wir dürfen daher bei unserer neuesten besonnenen Jagdgesetzgebung weder fürchten, den Feinschmeckern den Genuß des feinern Wildprets sobald verkümmert, noch das vorhandene Wild in steigender Progression abnehmen zu sehen; im Gegentheil ist zuversichtlich zu erwarten, daß bei dem durch die Eisenbahnen so bedeutend erleichterten Verkehr, ein auch nur mäßiger Wildstand sich von nun an ungleich besser rentiren werde, als dies in früherer Zeit der Fall war, indem das erlegte Wild aus Gegenden, wo es im Ueberfluß vorhanden ist, mit der größten Leichtigkeit und ohne daß ein Verderben desselben auf dem Transport zu befürchten ist, nach weit entfernten Städten und Gegenden gebracht werden kann, wo es als Seltenheit gesucht und theuer bezahlt wird. Dies wird aber nur dann der Fall sein, wenn die Wildstände, wo sie zu lohnen versprechen (und selbst der geringste kann bedeutend verbessert und gehoben werden) mit Sorgfalt gepflegt und geschützt, jagdgerecht beschossen und der Fang des Wildes, wo solcher beliebt wird, auf die zweckmäßigste und wohlfeilste Weise, ohne alle Aasjägerei betrieben wird.

Zur Ausübung der niedern Jagd sind in Deutschland die Besitzer größerer ländlicher Güter berechtigt, oder dieselbe ist Eigenthum städtischer und ländlicher Gemeinden. In allen diesen Fällen wird die Jagd häufig verpachtet, und dann wird derselben von den Pächtern oder Jagdgästen, aus Unkenntniß der Sache und wohl auch aus Eigennutz, in der Regel übel mitgespielt. Weit ärger ist dies jedoch in den wenigen Gauen, wo schon

der Besitz von nur ein paar hundert Morgen Land volle Jagdberechtigung giebt.

Zwar fehlt es durchaus nicht an zweckmäßigen Belehrungen über den jagdgerechten Betrieb des niedern Waidwerks, allein die dahin einschlagenden Schriften sind theils zu umfassend und zu theuer, theils zu einseitig und zu kurz abgefaßt. Diese Rücksichten und die traurige, aber unleugbare Thatsache, daß trotz aller vorhandenen Belehrungen, $^5/_6$ aller Jagddilettanten so gut als gar nichts von der Jagd verstehen, bewogen die Verfasser vorliegendes Schriftchen über die kleine Jagd, in welchem man hoffentlich manches Neue und Gute finden wird, auszuarbeiten. Der ursprüngliche Plan desselben sollte eigentlich nur die kleine Jagd umfassen. Wir glaubten aber später, im Interesse der Jagdberechtigten, noch das fast überall vorkommende, allerdings zur Mitteljagd zählende Reh und einiges ebenfalls dahin gehörige Federwild aufnehmen zu müssen, und wünschen, daß das vorliegende Werkchen unsern Lesern ebenso viel Belehrung als Nutzen gewähren und sich um so mehr einer weiten Verbreitung zu erfreuen haben möge, als von der Verlagshandlung der Preis desselben höchst billig gestellt und keine Kosten gescheut wurden, um dasselbe in jeder Beziehung den Anforderungen der Jetztzeit entsprechend auszustatten.

Leipzig, Michaelismesse 1860.

Die Verfasser.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Von der Jagd im Allgemeinen und den zum Betrieb derselben nöthigen Erfordernissen.

Zweite Abtheilung.

Jagdbare Säugethiere.

Naturgeschichtliches und Jagdbetrieb.

Dritte Abtheilung.

Jagdbare Vögel.

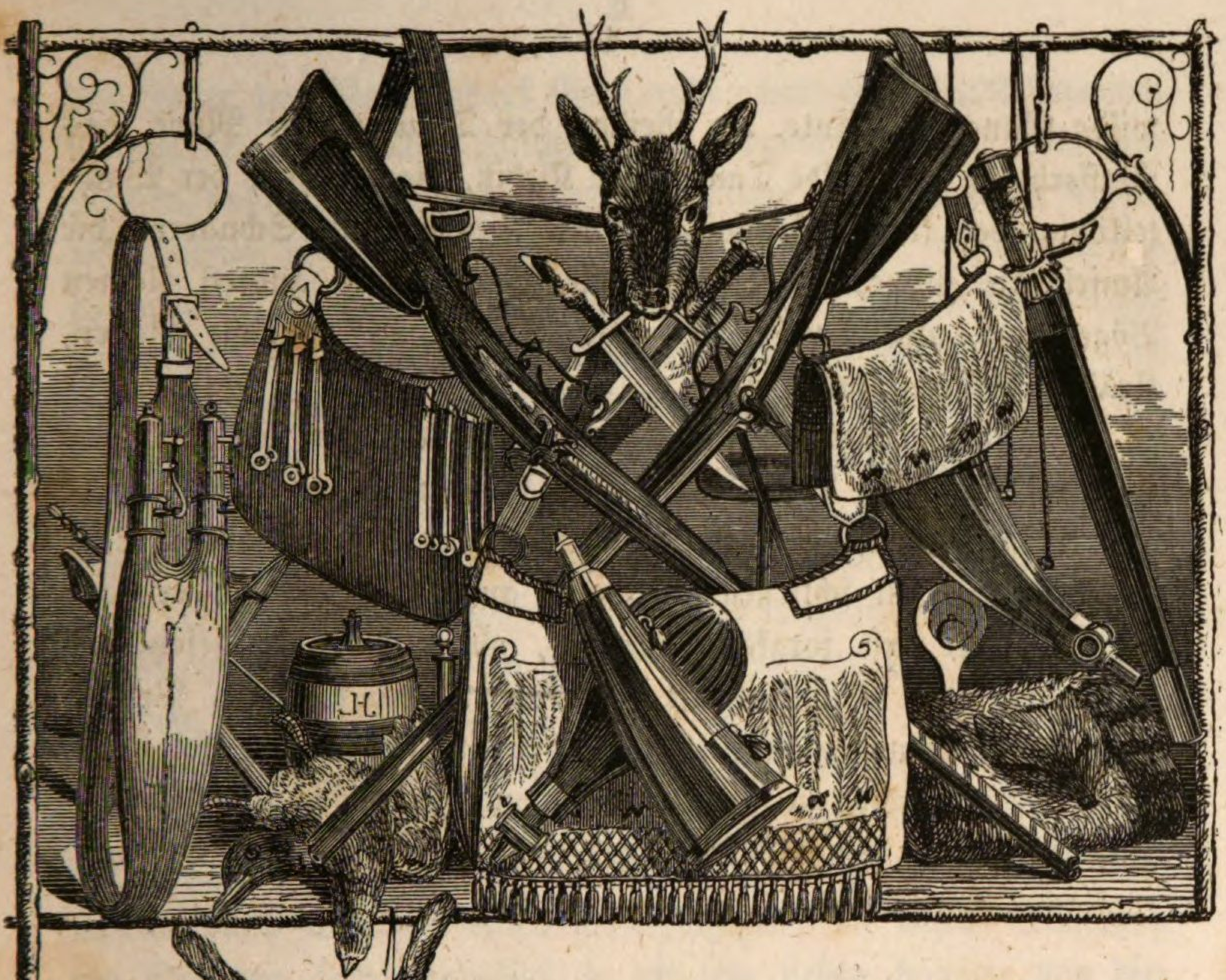
Anhang.

Erste Abtheilung.

Von der Jagd im Allgemeinen und den zum Betrieb derselben nöthigen Erfordernissen: Gewehre, Pulver, Schrote, Hunde u. s. w.

Erste Abtheilung.

Von der Jagd im Allgemeinen und den zum Betrieb derselben nöthigen Erfordernissen: Gewehre, Pulver, Schrote, Hunde u. s. w.





Die Jagd wird eingetheilt in die *hohe* und *niedere* oder in die *hohe*, *mittlere* und *niedere* Jagd. Diese Eintheilung ist eine willkührliche, da es an einem reellen Eintheilungsgrunde fehlt; auch ist die Aufführung des Wildes, welches zu der einen oder andern Klasse gerechnet wird, in verschiedenen Ländern eine verschiedene, ebenfalls willkührliche. In *Sachsen* wird zur *hohen* Jagd gezählt: der Bär, der Edelhirsch, der Dammhirsch, der Luchs, der Schwan, der Trappe, der Kranich, der Auerhahn, der Fasan und der Focke; zur *Mitteljagd*: das Reh, das wilde Schwein, der Wolf, das Birk- und Haselhuhn und der große Brachvogel; zur *Niederjagd*: der Hase, der Fuchs, der Dachs, der Biber, die Fischotter, der Marder, die wilde Katze, der Iltis, das Eichhorn, das Wiesel, der Hamster, der Igel, die Schnepfe, das Rebhuhn, die

wilde Gans und Ente, der Reiher, der Taucher, die Möve, das Wasserhuhn, die wilde Taube, der Kiebitz, die Wachtel, der Wachtelkönig, der kleine Brachvogel, der Ziemer, die Schnarre, die Amsel, die Zippe, die Drossel, die Lerche, alle andern kleinen Vögel und alle Raubvögel ohne Ausnahme *), sowie Raben, Krähen, Elstern und Heher.

In jedem Lande bestimmt das Gesetz die Zeit des Anfangs und des Schlusses der Jagd. Der Jagdberechtigte wird, wie er auch verpflichtet ist, wohlthun, die Jagd mit dem bestimmten Tage unwiderruflich zu schließen; in Bezug auf die Eröffnung der Jagd aber wird er erst sorgfältig prüfen, ob er von der gesetzlichen Erlaubniß ohne Nachtheil für sein Revier und für sein Privatinteresse Gebrauch machen könne oder ob es räthlich sei, noch einige Wochen damit zu warten. Die möglichste Schonung und die gute Erhaltung seines Wildstandes muß stets seine erste und vorzüglichste Sorge sein.

A. Das Schießgewehr.

Die Schießgewehre zerfallen, der Haupteintheilung nach, in Flinten und Büchsen. Die letztern werden bei der Jagd des Roth-, Damm- und Schwarzwildes, sowie zur sicherern Erlegung der größern Raubthiere und ausnahmsweise wohl auch zur Jagd großer, sehr scheuer und listiger Nutz- und Raubvögel benutzt, die eine Annäherung des Jägers bis auf Flintenschußweite nicht zulassen. In den meisten dieser Fälle macht man jedoch auch nach Umständen von der Schrotflinte Gebrauch.

Nähere Angaben über die Anfertigung und die Construction der Schießgewehre hier anzuführen, halten wir für überflüssig;

---

*) In andern Ländern werden der Reiher, der Adler, der Uhu, der Falke, der Habicht und Sperber, der Jagd und Beize wegen, zu dem edlen Wilde und zu der hohen Jagd gezählt; in noch andern aber der Focke (und wohl mit Recht), der Trappe, der Kranich, der Reiher und Wolf zur Niederjagd gerechnet.

der Jäger von Fach bedarf ihrer nicht, und dem Jagddilettanten bleiben sie, trotz aller Illustrationen, unverständlich. Wir empfehlen daher unsern Lesern als das Zweckmäßigste, einen Unterrichtscursus über diese Dinge bei einem tüchtigen Büchsenmacher zu nehmen, sich namentlich die Bestandtheile des Gewehrschlosses und deren Verbindung untereinander vorzeigen und erklären, vor ihren Augen das Schloß auseinandernehmen und mit Hilfe des Schraubstockes wieder zusammensetzen zu lassen, und nicht eher zu ruhen, bis sie Beides unter Aufsicht des Lehrers nachzumachen im Stande sind. Ein zweiter Cursus wird den Unterricht über die nothwendigen Erfordernisse und Eigenschaften einer guten Schwanzschraube, über die innern und äußern Eigenschaften des Rohres, über Visir und Korn, über die Ladung und das Laden, über das Reinigen der Gewehre u. s. w. umfassen. Wer Gelegenheit hat (und diese ist fast überall vorhanden), sich diesen Unterricht ertheilen zu lassen, versäume es ja nicht und halte unsern Rath nicht für einen geringfügigen; die eigene Sicherheit des Schützen, sein Jagdglück, ja oft sein Leben hängen von diesen leicht zu erwerbenden Kenntnissen ab. Der Jagdliebhaber soll deshalb nicht dem Büchsenmacher ins Handwerk pfuschen, er soll nur sein Gewehr mit Sachkenntniß beurtheilen, etwaige Fehler sofort auffinden lernen, um denselben durch den Büchsenmacher sogleich abhelfen zu lassen und das nöthige Geschick sich aneignen, anscheinend kleine, in ihren Folgen aber oft höchst gefahrdrohende Mängel eigenhändig abstellen zu können, wozu wir z. B. lose gewordene oder zu fest angezogene Schrauben, das Einschrauben eines neuen Pistons u. s. w. zählen.

Nie führe der Jagdliebhaber ein Gewehr auf der Jagd, das er nicht kennt und von dessen Brauchbarkeit er nicht vollkommen überzeugt ist. Erst wenn es der Büchsenmacher sorgfältig untersucht und als brauchbar anerkannt, auch die Garantie für dasselbe übernommen hat, bediene er sich desselben unbesorgt. Nie kaufe der Jagdliebhaber ein Gewehr, wenn er eines solchen bedarf, in Gewehrläden und an Marktständen, angelockt durch den billigen Preis desselben. In der Regel sind diese Gewehre dem Preise

angemessen sehr leicht und unzuverlässig gearbeitet und erfordern häufige Reparaturen. Mitunter mag man zwar auch hier ein gutes Gewehr kaufen, diese höchst seltenen Fälle sind aber Ausnahmen von der Regel und verhalten sich zu dieser wie das große Loos in der Lotterie. Wer ein gutes und sicheres Gewehr zu haben wünscht, bestelle sich ein solches bei einem anerkannt tüchtigen und reellen Büchsenmacher, und sehe, wenn es seine Verhältnisse erlauben, den Preis nicht an. Nur vergesse er nie, daß selbst die Garantie des besten Meisters keine absolut zuverlässige sein kann. Ein Gewehr, wenn es auch mit der größten Sorgfalt gearbeitet ist, kann, nachdem es eine Zeit lang gebraucht worden, ohne Schuld des Büchsenmachers den guten und scharfen Schuß verlieren; ein Fehler, der häufig in der schlechten Beschaffenheit des zum Gewehr verwendeten Eisens liegt, dessen Ursache aber auch häufig gar nicht nachzuweisen ist, und dem leider in manchen Fällen auch gar nicht abgeholfen werden kann, obgleich es an abergläubischen Jäger=Recepten dazu nicht fehlt, wozu wir z. B. die bekannte Abkochung des Eisenkrautes (Verbenae officinalis) zählen, die als radikales Hilfsmittel dagegen angepriesen wird.

Am sichersten kommt der Jagdliebhaber zu einem guten Gewehr, wenn er bei eintretenden Todesfällen von Forstbeamten oder Jagdliebhabern anerkannt vorzügliche Gewehre in Auctionen zu erstehen sucht. Er selbst verkaufe nie ein einmal erprobtes gutes Gewehr, noch weniger beeile er sich, wenn er einmal auf der Jagd schlecht oder nicht scharf genug damit geschossen, es sogleich zum ersten besten Büchsenmacher zu schicken, um dem vermeinten Fehler sofort abhelfen zu lassen. Diese Abhilfe besteht gewöhnlich in dem sogenannten Ausschmirgeln oder dem Auskolben des Rohres, in dem Erweitern des Pulversackes oder wohl gar in dem Abschneiden (Verkürzen) des Rohres, wodurch in der Regel mehr geschadet, als genützt wird. Nur zu häufig ist am Schlechtschießen die Unruhe und Jagdhitze des Schützen, am Nichtscharfschießen das schlechte Laden, der Gebrauch eines andern Schießpulvers, zu wenig Pulver, untaugliche Pfröpfe, zu vieler

Schrot u. s. w. schuld. Man erwäge daher, bevor man sich an den Büchsenmacher wendet, alle Umstände genau, schieße das Gewehr mit derselben und mit veränderter Ladung wiederholt an und erst, wenn die wiederholten Anschüsse unzweifelhaft eine andauernde Abweichung in Bezug auf die Streuung der Schrote oder das sonst normale Einschlagen der Kugel und die Schärfe des Schusses nachweisen, gehe man, nicht zum ersten besten, sondern zum anerkannt besten und gewissenhaftesten Büchsenmacher und hole dessen Rath und Hilfe ein.

Der angehende Jagdliebhaber sollte stets nur eine einfache Jagdflinte führen. Sie ist am leichtesten und sichersten zu handhaben und gewährt ihrem Träger die meiste Bürgschaft vor dem Zerspringen oder sonstigen Mängeln, da sie ihrer Einfachheit wegen stark im Rohr und accurat in Schloß und Schwanzschraube gebaut werden kann. Wenn auch nicht unzuverläßiger, jedenfalls aber gefährlicher ist die Führung eines Doppelgewehres, so lange als der Jagdliebhaber selbst nicht ein besonnener und erfahrener Jäger geworden ist. Die Gefahr wird bedingt durch das leichte Verladen der Läufe bei einiger Unachtsamkeit und durch die daraus hervorgehende Möglichkeit des Zerspringens der Rohre; durch die Möglichkeit in Folge der hintereinander stehenden Abdrücker beide Rohre auf ein Mal abzufeuern; durch das Lockerwerden der Ladung und Pfröpfe des zweiten Laufes nach dem Abfeuern des ersten; durch die Schwierigkeit der gleichzeitigen Ueberwachung von zwei gespannten Hähnen und durch die dadurch erleichterte Möglichkeit des Selbstlosgehens des Gewehres bei der geringsten Veranlassung dazu.

Die Doppelgewehre zerfallen in Doppelflinten und Büchsflinten. Die beiden Läufe dieser Gewehre liegen entweder nebeneinander oder übereinander. Im letzteren Falle nennt man sie Wender. Wender mit zwei Flintenläufen sind selten und unpraktisch, weil das Wenden nicht schnell genug ausgeführt werden kann und man deshalb auch in der Regel mit dem zweiten

Lauf zu spät zum Schuß kommt. Anders verhält es sich mit der Büchsflinte. Hier handelt es sich in der Regel nicht um zwei schnell hintereinander abzugebende Schüsse, sondern um die Möglichkeit und Bequemlichkeit, sich nach Umständen des Büchsen- oder Flintenlaufes bedienen zu können, ohne zwei verschiedene Gewehre bei sich zu führen. Auch hat diese Construction noch den großen Vortheil, daß diese Gewehre, da die Läufe übereinander liegen, stärker und zuverlässiger gebaut werden können, auch viel leichter ein neuer Lauf eingelegt werden kann, als wenn die Läufe neben einander liegen und zusammengelöthet sind. Doch tadelt man an ihnen, daß sie zu schwer ausfallen; dem ist aber abzuhelfen, wenn das Caliber des Büchsenlaufes nicht zu weit (stark) genommen und die Büchse als Spitzkugelbüchse gebaut wird, wodurch man nicht nur ein leichteres Laden, sondern auch eine größere Tragweite des Schusses ermöglicht. — Gewehre mit 3 oder 4 Läufen sind als unpraktisch ganz zu verwerfen.

Noch weniger ist dem angehenden Jagdliebhaber die Führung eines sogenannten Zündnadelgewehres (gewöhnlich Doppelflinte) zu empfehlen. Diese Gewehre schießen zwar schärfer und weiter, als die gewöhnlichen Doppelflinten, sind auch ungemein leicht zu laden, da man die Patronen nur hineinfallen lassen darf und sie ebenso leicht wieder ausschütten kann; aber sie sind höchst gefährlich, wenn sie nicht mit äußerster Sorgfalt behandelt werden, indem, abgesehen von der Wandelbarkeit der Zündnadel selbst, dieselben schon während des Ladens sich entladen können, wenn durch eine Störung im Mechanismus, die Nadel nicht weit genug zurückgezogen sein sollte. Trotz dessen zieht jedoch der erfahrene und vorsichtige Jäger das Zündnadelgewehr jedem andern unbedingt vor. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß die neuern Erfahrungen in Bezug auf die Construction des Militärgewehrs noch nicht hinreichend für das Jagdgewehr benutzt worden sind, und es ist zu hoffen, daß einst die Construction der Minié-Büchse auf die Bürschbüchse und die des preuß. Zündnadelgewehrs auf die Schrotflinte mit Vortheil wer-

den übertragen werden. Man wird dann weiter und sicherer, sowohl mit der Kugel als mit Hagel (Schrot) schießen. *)

Die sogenannten Windbüchsen haben wegen ihrer Gefährlichkeit durchaus keinen Werth für die Jagd und werden, selbst für Wildschützen, durch die sogenannten Teschinks vollkommen ersetzt, aus denen man ohne Pulver, nur mit der Kraft der Zündhütchen von 4-, 6-, 8- und 10facher Ladung, schießt, und die auch als Doppelzeug, mit einem Büchsen- und Schrotlauf gebaut werden, dann aber 40—50 Thlr. kosten.

Das Schießpulver.

Das Schießpulver ist bekanntlich ein inniges Gemenge von Kohlen, Schwefel und Salpeter. Diese Bestandtheile werden in den Pulvermühlen höchst fein zertheilt und gemengt, dann gekörnt und zuletzt geglättet und polirt. Gutes Pulver muß eine gleichmäßige dunkle Schieferfarbe haben; diese Farbe muß beim Zerreiben ganz gleichförmig bleiben; die Körner müssen möglichst gleich groß sein und beim Jagdpulver einzeln und gemächlich von Außen nach Innen durch das Piston gehen; auch darf sich kein Staubpulver darunter befinden, was man daran erkennt, wenn man Pulver über die Hand laufen läßt, ohne daß diese schwarz wird; die Körner müssen sich nur mit einiger Gewalt auf hartem Holze u. s. w. zerdrücken lassen, und endlich darf man beim Abbrennen einer kleinen Pulvermenge auf weißem Papier kein langsames Verbrennen bemerken, auch darf keine Schlacke zurückbleiben oder gar das Papier anbrennen. Sehr trockene Witterung und große Kälte vermehrt die Kraft des Pulvers, Feuchtigkeit aber hindert die schnelle Entzündung desselben. Will man die Güte und Stärke einer Pulversorte prüfen, so lege man 60 bis 80 scharf auseinander gezogene Bogen Löschpapier von gleicher Größe und Stärke übereinander, nagele sie an allen vier

*) Während wir dies niederschrieben, sind bereits von hinten zu ladende Zündnadelgewehre auf der Jagd in Gebrauch gekommen, die ihrem Zwecke ganz vorzüglich entsprechen sollen. Andere leugnen dies jedoch.

Ecken fest auf ein Bret, lade sein Gewehr mit dem in Rede stehenden Pulver und einer bestimmten Menge Schrot und schieße es auf 30—40 Schritt nach dem Brete ab. Je mehr Löschpapierblätter von den Schroten durchschlagen sind, desto stärker ist das Pulver. In Bezug auf die beste Aufbewahrungsart des Pulvers sind die Ansichten getheilt. A. d. Winckel rühmt zu diesem Zwecke eine Flasche von geschliffenem Glas, in die er mit dem Pulver zugleich eine trockene Zwiebel mit der Schale legt, dann die Flasche mit einem guten Korkstöpsel verwahrt, diesen mit Schweinsblase überbindet und die Flasche an einem um deren Hals geschlungenen Bindfaden an einem trockenen, im Winter temperirt warmen Orte, etwas von der Wand entfert, aufhängt. Jester zieht dagegen ein wohlausgetrocknetes hölzernes, mit einem hölzernen wohlverstopften Hahn versehenes Fäßchen vor, welches er, wenn der Pulvervorrath irgend beträchtlich ist, der Sicherheit wegen ganz oben im Hause unter dem Dache aufzubewahren räth. Verf. würde zu gleichem Zwecke ein kleines Tönnchen von Kupfer noch zweckmäßiger finden. Daß, je älter gut verwahrtes Pulver ist, es auch desto besser werde, ist eine leere Jägersage. Frisches Pulver ist jedenfalls das beste und kräftigste; denn bei ihm kann, wenn es anders von Hause aus gut bereitet ist, noch durchaus von keiner chemischen Zersetzung die Rede sein. Auf der Jagd verwahrt man das Pulver am besten in einer gut verschlossenen, halbdurchsichtigen Pulverflasche von Horn.

Als ein sehr beachtenswerthes Surrogat des Pulvers ist in neuester Zeit die sogenannte Schießbaumwolle in Anwendung gekommen. Es wird nämlich gewöhnliche rohe Baumwolle in kleinen Partien in eine Mischung von gleichen Theilen gewöhnlicher concentrirter Salpetersäure und concentrirter englischer Schwefelsäure getaucht, bis jene gehörig durchfeuchtet ist, dann wird die Baumwolle ausgedrückt, vollkommen rein ausgewaschen, und bei einer Temperatur von 30—40° R. getrocknet. Dieses Präparat, das sich besonders durch die Lebhaftigkeit der Verbrennung und durch seine Triebkraft empfiehlt, ist jedoch bis jetzt mehr zum Sprengen von Minen als zur Jagd benutzt worden. Man

giebt ihm schuld, daß es bei seiner Verbrennung salpetrige Säure entwickelt, die das Rohr angreift; daß es sehr hygroskopisch und daher bei nassem Wetter nicht anzuwenden ist; daß es beim Laden selbst manche Unbequemlichkeiten hat und endlich daß es zu theuer ist.

Vom Hagel oder Schrot.

Der Schrot wird in Schrotfabriken gegossen. Die Größe der Schrote hängt von der Größe der Löcher des eisernen Siebes ab, durch welches die Bleimasse gegossen wird. Eine bestimmte Norm für die Größe der Nummern giebt es leider nicht. Daher sind die Nummern auch in verschiedenen Fabriken verschieden. Ist dies an sich schon ein großer Uebelstand, so kommt noch hinzu, daß auch die Kaufleute, namentlich in kleinen Orten, nach ihrem Vorrathe und ihrer eigenen Ansicht, den Hagel häufig sortiren und die Nummern beliebig benennen. Um nun dem Jäger einen Anhalt für die Beurtheilung der verschiedenen Hagelnummern zu geben, hat Jester in seiner kleinen Jagd das Verhältniß der Körnerzahl zum Gewicht zu bestimmen gesucht und dabei die Schrote der Goslar'schen Fabrik zu Grunde gelegt. Hiernach enthält das Loth bürgerliches Gewicht (à Pfd. 32 Loth):

Von	Nr.	00	Körner	22—23	Von	Nr.	6	Körner	123
"	"	0	"	27—28	"	"	7	"	155
"	"	1	"	32—33	"	"	8	"	203
"	"	2	"	41	"	"	9	"	282
"	"	3	"	49—50	"	"	10	"	466
"	"	4	"	62—63	"	"	11	"	832
"	"	5	"	83—84					

Wir haben bei unsern Wägungen ein von dem Obigen etwas abweichendes Resultat erhalten, was wahrscheinlich daher kommt, daß Jester ordinären Goslar'schen Schrot nach alter Art vor sich hatte, wir aber den neueren Goslar'schen Patent-Schrot dazu wählten. Die Fabrik in Goslar, bekanntlich die älteste in Deutsch-

land, versendet nämlich an ihre Kunden auf Verlangen eine Musterkarte in einem Etuis. Die einzelnen Schrotnummern sind darin in kleine Pappkästchen von der Größe eines Leipziger Zolles verpackt. Diese Musterkarte enthält 4 Nummern Patent-Posten, 4 Nummern Patent-Schrot von Nr. 0000—0 und 12 Nummern ordinären Patent-Schrot von Nr. 1—12. Als Normalgewicht haben wir $1/2$ Loth (= 5 Quent) Zollgewicht (à Pfd. = 30 Loth) angenommen, und einmal hiernach, sodann aber auch nach $1/2$ Loth altem Kramergewicht (à Pfd. = 32 Loth) die Körnerzahl zu bestimmen gesucht. Das Zollgewicht aber wählten wir, weil dasselbe in Sachsen bereits gesetzlich an die Stelle des Kramergewichts getreten ist und auch hoffentlich in den übrigen deutschen Ländern das frühere Kramergewicht bald gänzlich verdrängen wird. Hiernach gehen vom ordinären Patent-Schrot:

Auf 5 Quent (=$1/2$ Loth) Zollgew.				Auf $1/2$ Loth altes Kramergew.			
Von Nr.	1	Körner	20—21	Von Nr.	1	Körner	17—18
" "	2	"	22—23	" "	2	"	20—21
" "	3	"	28—29	" "	3	"	25—26
" "	4	"	35—36	" "	4	"	31—32
" "	5	"	45—46	" "	5	"	40—41
" "	6	"	64	" "	6	"	56—57
" "	7	"	81	" "	7	"	72
" "	8	"	121	" "	8	"	104
" "	9	"	175	" "	9	"	155
" "	10	"	253—255	" "	10	"	225
" "	11	"	395	" "	11	"	348
" "	12	"	485	" "	12	"	434

Nimmt man nun die auf $1/2$ Loth Kramergewicht kommende Körnerzahl doppelt, so erhellt hieraus, daß Jester's Angaben und die unsrigen in Bezug auf Nr. 1—6 fast ganz gleich sind, daß bei uns aber die auf ein Loth Kramergewicht kommende Körnerzahl bei Nr. 7, 10 und 11 geringer, die bei Nr. 8 und 9 aber größer als bei Jester ist.

Vom Patent-Schrot kommen:

	Auf $^1/_2$ Loth Zollgewicht	Auf $^1/_2$ Loth Kramergew.
Von Nr. 0000 AA	nicht ganz 10 Stück	Nicht ganz 9 St.
" " 000 A	" " 12 "	" " 10 "
" " 00 B	" " 13 "	" " 12 "
" " 0 B	" " 17 "	" " 15 "

Von den Patent-Posten:

Von Nr. I.	nicht ganz 2 Stück	Etwas über 1 Stück
" " II.	" " 3 "	" " 2 "
" " III.	etwas über 3 "	Nicht ganz 3 "
" " IV.	nicht ganz 5 "	" " 4 "

Mit dem Goslar'schen Schrot soll der von Osterode am Harz vollkommen übereinstimmen. Alle andern Fabriken in Deutschland und Oesterreich, ja in Europa, weichen leider bedeutend in der Größe der Nummern sowohl unter sich als in Bezug auf die Goslar'schen Nummern ab. Indessen wird es leicht sein, jeden käuflichen Schrot mit Hilfe der obigen Tabellen auf die richtige Nummer des Goslar'schen Schrotes, den wir hier als Normalschrot annehmen, zurückzuführen. — Die französischen Fabriken bezeichnen die stärkste Schrotsorte mit der höchsten Nummer. Die englischen verfahren wie die deutschen.

Gut wird der Schrot genannt, wenn alle zu einer Nummer gehörigen Körner gleich groß, vollkommen rund sind und eine der Anzahl der Körner entsprechende Schwere haben. Hohle oder Löcher zeigende, sowie halbrunde oder eckige Körner kennzeichnen eine schlechte Sorte, und müssen, wenn sie einzeln vorkommen, ausgelesen werden. Der englische Patent-Schrot entspricht diesen Anforderungen eines guten Schrotes am meisten und ist auch unzweifelhaft der beste. Er wird durch eigene Maschinen gewalzt. Auch in Deutschland fertigt man jetzt guten Patentschrot.

Vom Pfropfe oder Vorschlag.

Auf die Pulverladung wird bekanntlich ein Pfropf gesetzt, theils um durch den Widerstand die Kraft des Pulvers zum Forttreiben des Hagels zu vermehren, theils um den Hagel vom Pulver

abzusondern und zu verhüten, daß die bei der Entzündung des Pulvers sich entwickelnden Gase nicht unmittelbar den Hagel berühren. Hauptsache dabei ist, daß die Pfröpfe immer gleich groß sind und das Caliber des Rohres so genau ausfüllen, daß die Gase an den Seiten derselben nicht entweichen können. Der einfachste und wohlfeilste Pfropf ist der von Werg oder Heede, nur muß man das Werg (am besten ist Hanfwerg) vorher, wenn auch nicht abwiegen, so doch in gleichmäßig große Stücke zerschneiden, um eine stets gleiche Ladung zu ermöglichen. Das Werg hat jedoch, gleich dem Papierpfropf, den Nachtheil, daß es, wegen seiner leichten Entzündbarkeit, in der Nähe von Gebäuden und in durch die Hitze ausgedörrten Kieferwaldungen nicht anwendbar ist. Dem Papierpfropf, den wir übrigens nicht empfehlen möchten, rühmt man nach, daß er sehr fest aufsitzt und daß selbst der schwächere Schrotpfropf bei der Doppelflinte durch das Abschießen des einen Laufes nicht leicht verrückt wird. Durchaus nicht feuergefährlich sind Kälber- und Rehhaare, allein sie sind, für sich allein gebraucht, zu elastisch und sitzen deshalb nicht fest. Als höchst zweckmäßig werden Pfröpfe von dickem ungeleimten Hutfilz gerühmt, die mittelst eines, genau nach dem Caliber des Gewehrs geformten Locheisens ausgeschlagen werden und auch käuflich, an eine Schnur gereiht, zu haben sind. Noch bessere Pfröpfe soll man erhalten, wenn man auf einen Bogen Planirpappe (wie sie die Buchbinder nennen) mit Kleister eine eben so große Lage ungeleimten Hutfilz klebt und beides in der Presse trocknen läßt. Man sticht dann mit dem Locheisen wie gewöhnlich runde Pfröpfe aus, die man zum Ueberfluß noch in der Mitte durchstechen kann, falls man Furcht hätte, daß das Pulver im Rohre sich durch comprimirte Luft entzünden könnte. Beim Laden dürfen die Pfröpfe nicht von selbst ins Gewehr gleiten, sondern müssen so groß sein, daß sie mit einiger Gewalt hinuntergebracht werden müssen, und zwar mit der Filzseite auf das Pulver, mit der Papierseite gegen die Schrote hin. Nach Einigen sollen diese Filz-Papierpfröpfe jedoch die Rohre angreifen, Andere stellen dies entschieden in Abrede. Verf. bedient sich seit langer Zeit zu

Pulverpfröpfen in dünnes Papier, nach Art der Patronen eingeschlagener Kälberhaare, zu Schrotpfröpfen aber ungeleimten Maculaturpapieres, und glaubt dadurch eine stets gleich- und zweckmäßige Ladung erzielt zu haben.

Von den Zündhütchen.

Dies Fabrikat ist jetzt allgemein bekannt. Der Schlag- und Brennsatz besteht in der Regel aus einer Mischung von chlorsaurem Kali, Kohle und Schwefel. Die Zündhütchen aus der Fabrik von Sellier und Bellot in Prag und Schönebeck gehören zu den vorzüglichsten und sind wohlfeil. Im Winter bei strenger Kälte bedient man sich gern zum Aufsetzen der Zündhütchen auf das Piston der sogenannten Zündhütchenaufsetzer, d. h. eigener, zu diesem Zwecke erfundener kleiner Maschinen, welche die Stelle der erstarrten Finger vertreten. Diese Maschinen sind entweder von Messing, Neusilber oder von Leder. Die letzteren bestehen in einem runden Stück festem Leder, in welchem die Zündhütchen in für sie gemachten Löchern festsitzen und der Folge nach mit Leichtigkeit auf das Piston übertragen werden. Diese Vorrichtung ist höchst einfach und zweckmäßig. Aufbewahrt werden die Zündhütchen auf der Jagd in einem eigenen für sie bestimmten, an der Jagd- oder Patrontasche angebrachten, regendichtem, inwendig mit Pelz gefütterten Täschchen.

Von den Patronen.

Um schneller und leichter laden zu können, bedient man sich auf der Jagd gern der Patronen. Dies sind entweder hohle, in der Mitte mit einer Scheidewand versehene Cylinder von Holz, Blech oder Papiermaché, welche auf der einen Seite die abgemessene Pulver-, auf der andern die Schrotladung, mit den entsprechenden Pfröpfen verschlossen, enthalten, oder wirkliche Papierpatronen, nach Art der Militärpatronen. Die letztern werden an dem umgebogenen Ende abgebissen, dann wird das Pulver in den Lauf geschüttet, die übrige Patrone nachgeschoben und mit

dem Ladestock gehörig aufgesetzt. Die Patronen werden in der sogenannten Patrontasche aufbewahrt.

Ganz unentbehrlich sind die Patronen bei Zündnadelgewehren. Dieselben enthalten zwischen Pulver und Schrot den sogenannten Zündspiegel, und sind nach der in ihnen enthaltenden Schrotnummer mit Nummern bezeichnet. Man kauft dieselben bei den Fabrikanten, und führt sie in einem Cartouche mit steifen Seitenwänden, damit sie stets die gehörige Form behalten und leicht in den Lauf hinabfallen, der dabei stets etwas schief gehalten wird, um die Gewalt und Schnelligkeit des Herabfallens derselben zu mäßigen und wenn die Zündnadel ja etwas vorstehen sollte, nicht Gelegenheit zu einer Selbstentladung zu geben.

Anderweite zum Schießen nöthige Geräthschaften.

Hierher gehören: ein Schraubenzieher und Pistonschlüssel; ein einfacher Krätzer, der so eingerichtet sein muß, daß er an die Stelle des, in der Regel am Ladestocke jeder Doppelflinte vorhandenen doppelten oder zweigewindigen Krätzers aufgeschraubt werden kann. Ohne diesen einfachen Krätzer ist kein Filzpfropf aus dem Rohre herauszubringen. Ferner: eine eiserne Räumnadel (diese ist gewöhnlich unter dem Stöpsel der Pulverflasche angebracht); ein gutes Taschenmesser; ein kleiner portativer Feldschraubstock (auch Federhaken genannt) zum Auseinandernehmen des Schlosses; einige Reservepistons und einige Federn zum Reinigen des Zündkegels. Hierzu kommt noch, wenn man eine Büchse führt, ein Kugelzieher, einige Pflaster und Kugeln und ein kleiner pfriemenförmiger Genickfänger in einem Futteral. Alle diese Dinge werden in der Jagdtasche aufbewahrt. Sind mehrere dieser Geräthschaften in eine einzige vereint, ohne daß dadurch ihre Brauchbarkeit leidet, so ist es um so besser und bequemer.

Unter den verschiedenen Jagdtaschen sind die gestrickten, sogenannten einfachen, die besten. Man läßt dann an diese eine zweite von Leder gefertigte hinten ansetzen, und bewahrt in der obern gestrickten den Schrot, in der untern ledernen aber das

Pulver und die Pfröpfe auf. An der untern befindet sich auch das Zündhütchentäschchen. Aeußerlich an der Jagdtasche werden, außer dem an einem Riemen befestigten Lademaaße, auch noch einige Schlingen zum Anhängen von Rebhühnern und Schnepfen angebracht, indem sich, namentlich die letztern, so wie auch Enten, in der Jagdtasche, die übrigens groß und geräumig sein muß, zu sehr erhitzen und dadurch, so wie durch das Zusammendrücken, sich weniger gut erhalten, ja oft ganz verderben. Bei schlechtem Wetter und namentlich beim Fahren oder Reiten, bedarf man auch eines Flintenfutterals, das nach Umständen von Kalbs- oder Rindsleder oder Juchten, auch von Makintosh oder ordinärer Wolle sein kann, und im letztern Falle Flintenstrumpf genannt wird.

Die Schrote werden bekanntlich in einem Schrotbeutel von Schaf-, Bock- oder Kalbleder aufbewahrt. Sehr zu empfehlen sind die doppelten Schrotbeutel, in denen man 2 Sorten Schrote aufbewahren kann. Sie werden mittelst eines am untern Ende befestigten und oben zusammengeschnallten Riemens um die Schulter gehangen. Die sonst an ihnen gerühmten Schrotbeutelbeschläge mit durch eine Feder verschließbarer Kapsel, die als Maaß für die Schrotladung dient, haben nur insofern Werth, als sie für diesen Zweck für uns brauchbar sind oder gemacht werden können.

Complete Luxusartikel sind ein Jagdstuhl und ein sogenannter Boxer. Ersterer auf dem Anstande oft sehr angenehm, letzterer, abgesehen von ihm als Vertheidigungsmittel, auf der Fuchs- und Dachsjagd oft sehr erwünscht, um diesen beiden Burschen durch einen tüchtigen Schlag auf Nase und Hinterkopf das Garaus zu machen. Wichtiger, als die beiden genannten, ist ein anderer Luxusartikel, auf dessen Nutzen wir noch oft Gelegenheit haben werden im Contexte hinzuweisen. Es ist dies ein gutes Fernglas, von der Form der gewöhnlichen einfachen Operngucker, jedoch mit einem möglichst großen Objectivglase. Da dasselbe nur die Gegenstände im Bereiche einer Viertelstunde etwa klar und deutlich zu machen hat, so kann man im Allgemeinen auch hohe, diesem Zweck vollkommen entsprechende Anforderungen

an die Gläser machen, die übrigens vollkommen achromatisch sein müssen, und darf daher auch mit dem Preise nicht mäkeln, der jedenfalls kein zu hoher sein wird. Einige Optiker verkaufen diese Gläser unter dem Namen „Napoleonsgläser.“

Vom Anschießen der Gewehre.

Jedes neue Gewehr muß angeschossen werden, theils um dabei das Maaß des Pulvers zu ermitteln, welches das Rohr ohne bedeutenden Rückstoß verträgt, theils um durch den Anschuß das richtige Verhältniß der Schrot= zur Pulverladung kennen zu lernen.

Man hat zwar mehrfach versucht in dieser Beziehung feste Normalsätze aufzustellen, allein die Erfahrung hat gezeigt, daß diese nicht immer stichhaltig sind. So soll sich nach Herrn von Winckell bei der Büchse die Schwere des Pulvers zu der Kugel wie 1 : 7 verhalten, d. h. wenn die Kugel 7 Quentchen (Kramergewicht) wiegt, so verlangt die Büchse 1 Quentchen (Bautzener) Pulver zur Ladung. Nach Andern soll man 2½ Kugelformen (NB. die Eingußröhre nicht mitgerechnet) Pulver zur Ladung nehmen, was ziemlich mit v. Winckell's Angabe übereinstimmt. Das Einschießen der Büchse, so wie nöthigenfalls das Verrücken des Visirs oder Kornes, und das Abfeilen oder Höhermachen des ersteren, kann nur Sache eines tüchtigen Büchsenmachers sein, und soll die Büchse als gut eingeschossen gelten, so müssen, wenn ein fermer Schütze Korn und Kerb gleich nimmt und das Schwarze aufsitzen läßt, alle Kugeln dicht am Mittelpunkte desselben sitzen.

Bei einfachen Flinten, welche im Laufe stark genug an Eisen sind, um ohne Gefahr Paßkugeln, Posten und Schrot von Nr. 0 und Nr. 1 daraus zu schießen, kann man nach a. d. Winckell, wenn eine in das Caliber passende Kugel 6 Quentchen wiegt, 1 Quentchen gutes Pulver und 6 Quentchen Blei nehmen. Bei schwächeren einfachen Flinten und bei Doppelflinten, aus welchen man höchstens Nr. 2, gewöhnlich aber Nr. 3 bis zum Dunst herab ohne Gefahr schießt, bestimmt er das Verhältniß

des Pulvers zum Schrote, wie bei der Büchse, zu 1 : 7. Um die zur Ladung hinreichende Schrotmenge zu finden, wäge man eine für die einzuschießende Flinte kalibermäßige Kugel, fährt er fort, und das Schrotgewicht sei dann dem vollen Gewicht der Kugel gleich. Man lasse sich hierauf vom Büchsenmacher ein cylindrisches Lademaaß aus Messing anfertigen, dessen Hohlung mit dem Caliber des Flintenlaufes gleich weit und so tief ist, daß es gerade gefüllt wird, wenn man den resp. 6. oder 7. Theil des Kugelgewichts an Pulver hineinschüttet. Wird dann dasselbe Maaß mit Schrot gehäuft voll gemacht, so wird bei groben Schroten das sechsfache, bei klaren das siebenfache Gewicht sich herausstellen. Besser ist es jedoch, sich auch für die Schrotladung ein besonderes Lademaaß machen zu lassen.

Nach Jester soll man die eben genannten Verhältnisse für groben (1 : 6) und für feinen Schrot (1 : 7) im Allgemeinen beibehalten, beim Anschießen aber nach und nach immer etwas Pulver zusetzen, bis das Gewehr etwas stößt, was man auf der Jagd nicht fühlt. Das Anschießen selbst muß an einem vollkommen windstillen und heitern Tage, bei der Büchse auf 100 bis 120, bei der Flinte auf 30—50 Schritte vorgenommen werden. Auf eine gewöhnliche Bretscheibe nagelt man ein Buch Concept- und ein Buch Löschpapier so auf, daß die einzeln ausgebreiteten Bogen beider Papiersorten mit einander abwechseln, bringt dann auf dem obersten Conceptbogen ein kleines schwarzes Centrum an, und schießt nach diesem. Es zeigen dann der obere Bogen das bessere oder schlechtere Decken, die untern den mehr oder weniger kräftigen Durchschlag der Schrote an. Nach a. d. Winckell soll eine schwache Flinte, deren Caliber nur eine Paßkugel von 4—6 Quentchen faßt, von Nr. 2. 12—16, von Nr. 3. 14—20, von Nr. 4. 20—28 Körner in den Bogen werfen; es kommt jedoch dabei weniger auf die Anzahl der in den Bogen gebrachten Körner, als auf deren Stellung untereinander an, und daß nicht nur der Umkreis des Bogens, sondern auch die Mitte durch einige Körner vollkommen gedeckt ist. Ist die Mitte leer, so ist der Schuß hohl und schlecht. Nächstdem ist die Kraft zu

würdigen, mit welcher die Schrote durchgeschlagen haben. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß zuweilen Gewehre, die beim Anschießen sich als trefflich bewährten, auf der Jagd nicht viel taugten und umgekehrt. A. v. Winckell legt daher im Allgemeinen weniger Werth auf das Anschießen als auf den versuchsweisen Gebrauch des in Rede stehenden Gewehrs auf der Jagd selbst, wenn die Verhältnisse einen solchen Versuch irgend gestatten.

Von dem Laden der Gewehre.

Das Laden der Büchse. Man stellt die Büchse, mit auswärts gewendetem Rohre, dergestalt zwischen beide gekrümmte Kniee, daß sie die Büchse festhalten, ohne das Visir zu berühren und daß die Mündung so weit als nöthig von dem (um den Leib geschnallten) Cartouche entfernt ist. Hierauf füllt man langsam das Pulvermaaß, schüttet das Pulver in das Rohr, legt auf die Mündung ein die Kugel vollständig umfassendes Pflaster aus Barchent, mit der mit Fett bestrichenen Seite nach unten, auf dieses die Kugel (mit dem Abknippe nach oben) und treibt diese mittelst einiger Schläge mit dem Boden des Pulverhorns in das Rohr hinein. Dann drückt man dieselbe mit dem mit Horn besetzten Ende des Ladestocks (indem man diesen mit beiden Händen dicht über dieser Stelle umfaßt) nach und nach immer tiefer in das Rohr hinein, bis sie auf dem Pulver aufzusitzen scheint. Ist dies der Fall, so hebt man die Büchse mit der linken Hand etwas von der Erde auf und stößt oder schnellt den Ladestock, ihn nur leicht zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand haltend, so lange kräftig auf die Ladung, bis er anfängt von selbst in dem Rohre in die Höhe zu springen, worauf man ihn sofort an seinen Ort bringt. Man zieht dann den vor der Ladung auf das Piston herabgelassenen Hahn in die Mittelruhe, untersucht mittelst Feder oder Räumnadel ob der Kanal des Zündstiftes gangbar ist, läßt nöthigenfalls einige Pulverkörner hineinfallen, setzt das Zündhütchen darauf und läßt dann den Hahn vorsichtig auf das letztere herab. Aufgezogen und gestochen wird erst in dem Augenblicke, wenn man wirklich schießen will. Ist

man nicht zum Schuß gekommen, so muß man sogleich wieder abstechen, wobei man mit der rechten Hand den Hahn festhält und langsam niederläßt, während man mit der linken das Stechschloß losschlagen läßt. Daß hierbei große Vorsicht nöthig und daß es deshalb gut ist, vorher das Zündhütchen vom Piston zu entfernen, und der Büchse eine solche Lage zu geben, daß beim unerwarteten Losgehen kein Schaden durch die Kugel angerichtet werden kann, versteht sich von selbst. *)

Das Laden der einfachen Flinte. Nachdem man den Hahn auf das Piston herabgelassen hat, bringt man die Flinte mit dem Kolben rückwärts der linken Fußspitze leise zur Erde, mit etwas nach Links verwendetem Laufe, schüttet das Pulver aus dem Lademaaße in den Lauf, setzt dann mit einigen leichten Schlägen den vorräthigen Pfropf auf das Pulver, schüttet dann auf diesen Pfropf den Schrot und setzt auf letztern einen neuen Pfropf. Mit dem Zündhütchen verfährt man ganz wie bei der Büchse. Nie darf man schon vor dem Laden das Zündhütchen aufsetzen. Durch das zu feste Aufsetzen des Pulverpfropfes wird nur das Pulver zertrümmert und seine Kraft geschwächt. Die Furcht, sonst einen leeren Raum zwischen Pulver und Pfropf zu lassen, ist irrig und durch das Spitzkugelgewehr hinlänglich wider-

---

*) An dem Ladestocke mancher Bürschbüchsen ist ein Pulvermaaß angebracht. In diesem Falle und wenn die Züge durch mehrere Schüsse feucht geworden sind, empfiehlt man beim Laden die Büchse mit der Mündung nach der Erde zu halten, den Ladestock mit dem gefüllten Pulvermaaße von unten hinauf bis in die Pulverkammer vorsichtig einzuführen, dann die Büchse schnell umzudrehen, den Ladestock zu entfernen und den Pfropf wie gewöhnlich aufzusetzen. Man will dadurch das Ankleben der Pulverkörner in den Zügen verhüten. Wir wollen über Ansichten nicht rechten, halten aber diesen möglichen Pulververlust für ganz unbedeutend und das angegebene Verfahren für Pedanterie, und geben zu bedenken, daß man bei Scheiben- und namentlich bei dem sogenannten Sternschießen stets unbesorgt auf den Brand ladet, und dabei, gleichviel, ob etwas Pulver dabei verloren geht oder nicht, einmal wie das andere sicher trifft und die Sterne herunterschießt, wenn man nur überhaupt zu treffen gewohnt und befähigt ist.

legt. Dagegen halten es Einige für zweckmäßig, auf den Schrot einen stärkeren Pfropf zu setzen.

Will man mit Kugeln aus der Flinte schießen, so ladet man wie gewöhnlich und setzt auf den Pulverpfropf eine gepflasterte Kugel ohne weiteren Pfropf. So gehen die Kugeln gerader und sicherer und verderben auch den Lauf weniger.

Das Laden der Doppelflinte. Mag man die Doppelflinte von Haus aus oder erst laden, wenn beide Läufe abgeschossen sind, stets muß man erst einen Lauf (gewöhnlich den linken) fertig laden, und inzwischen während des Ladens in die Mündung des andern einen Holz- oder wollenen Regenpfropf stecken. Nachher ladet man ebenso den andern (rechten) Lauf. Dies verhütet bei Weitem eher Irrungen, als wenn man die Läufe abwechselnd halb ladet, d. h. erst mit der Pulverladung und dann mit der Schrotladung, und inzwischen den Ladestock im andern Laufe läßt. Hierzu kommt noch, daß beim Schrotladen des einen Laufes leicht ein Korn in den andern fällt, und sich so zwischen den Ladestock einklemmt, daß dieser Lauf für die ganze Jagd unbrauchbar wird, indem der Ladestock nicht anders als durch das Ausschrauben der Schwanzschraube herauszubringen ist. Erst wenn beide Läufe vollständig geladen sind, und nicht eher, setze man die vor dem Laden auf die Pistons herabgelassenen beiden Hähne, erst einen und dann den andern, in die Mittelruhe, bringe die Zündstifte in Ordnung, setze die Zündhütchen darauf, nachdem man vorher den in der einen Mündung steckenden interimistischen Pfropf entfernt hat, und lege entweder beide Sicherungen vor, wenn man nicht gleich wieder zu schießen gedenkt, oder lasse die Hähne vorsichtig auf die Zündhütchen nieder. Hat man nur einen abgeschossenen Lauf zu laden, so läßt man den Hahn des geladenen Laufes sanft auf das Zündhütchen nieder, oder was noch besser ist, legt vor dem Niederlassen vorher die Sicherung vor, bezeichnet den geladenen Lauf mit einem Pfropfe, und ladet dann, wie oben, den abgeschossenen Lauf.

Abgeschossene Läufe müssen stets sogleich wieder geladen werden, was man auf den Brand laden nennt, weil sich sonst

Feuchtigkeiten im Laufe ansetzen. Ladet man ein Gewehr mit rein geputzten Läufen beim Gebrauch zum ersten Mal, so muß es zuvor mit einem kleinen Schuß Pulver ausgeflammt, ausgeblitzt, werden, damit der Lauf sich erwärmt und durch Ueberlaufen etwas rauh wird. Dann ladet man wie gewöhnlich. Daß wir auf das Pulver einen in Papier gehüllten Pfropfen Kälberhaare (diese Pfröpfe waren sonst bei Sellier in Leipzig käuflich, 1000 Stück für 12½ Ngr., zu haben) und auf den Hagel einen Pfropf von weichem Maculaturpapier setzen, haben wir schon früher bemerkt. Diese Pfröpfe verrücken sich durch das Abschießen des einen Laufes durchaus nicht; bei jeder andern Ladung ist es fast unerläßlich, daß man nach dem Schusse den Pfropf auf dem Hagel des andern Laufes mit dem Ladestocke wieder fest aufsetzt. Ueberhaupt darf bei einer Doppelflinte die größte Vorsicht, sowohl in Bezug auf die Ladung, als auch in Bezug auf die Ueberwachung der Hähne und der Abdrücker, keinen Augenblick außer Augen gesetzt werden.

Das sogenannte Laden aus der Hand, dessen sich auch mancher Jäger noch bedient, wobei man Pulver und Schrot nach Gutdünken nimmt, anstatt beide mittelst des Lademaaßes abzumessen, ist ganz verwerflich, weil dabei von einer sich immer gleichmäßig bleibenden Ladung keine Rede sein kann. In Bezug auf die Frage: welche Hagelnummern soll man auf der Jagd nach den verschiedenen Wildgattungen laden? giebt nachstehendes Verzeichniß specielle Anweisung: Reh: Kugel, Posten; auf den Treibjagden Schrot Nr. 2. — Hasen: so lange die Hühner halten, Nr. 4, später und bei Treibjagden Nr. 3. — Kaninchen: Nr. 4. Eichhörnchen: desgleichen. — Fuchs: Nr. 3, seltener Nr. 2. Dachs Nr. 2, 3 oder Nr. 0. — Baummarder: Nr. 3. — Steinmarder: Nr. 3 oder 4. — Iltis, Wiesel: Nr. 4. — Fischotter: Nr. 00 oder Rehposten.

Trappe: Junge Trappen: Nr. 3, alte: Kugel, Posten oder Nr. 0. — Rebhuhn: Nr. 5 oder besser Nr. 4 (im Winter, wenn gleichzeitig Hasen erlegt werden sollen Nr. 3). — Birk- und Haselhuhn: Nr. 4 oder 5. — Wachtel: Nr. 5, auch

wohl Nr. 4, da sie nur gelegentlich mit geschossen werden. — Tauben: Nr. 4 oder 5. — Singvögel: Nr. 8—9.

Reiher: Nr. 3. — Waldschnepfen: Nr. 5 und 6. — Pfuhlschnepfen und Becassinen: Nr. 7 und 8. — Kiebitz: Nr. 5. — Enten: junge, kaum flugbare: Nr. 5 und 4, alte: Nr. 3 oder 4. — Gänse: junge Nr. 3 oder 4, alte auf Gelocke: Nr. 1, sonst auch Posten oder Kugel. Alle andern Wasservögel: Nr. 4 oder 5.

Raubvögel: Größere: Kugel, aus der gewöhnlichen oder der kleinen Kurischen Büchse oder aus einem guten Teschink. Kleinere Raubvögel oder stärkere in großer Nähe Schrot Nr. 2—3. Andere rathen ein Gemisch von Nr. 4 und 5 zu nehmen, weil kleinere Schrote besser decken und sicherer treffen, und es nur darauf ankommt, den Raubvogel unschädlich zu machen, wenn er auch nicht gleich auf der Stelle bleibt. Krähen, Elstern, Heher: nach Umständen Nr. 4 oder Nr. 5.

Vom Schießen auf dem Scheibenstande und auf der Jagd.

Bevor der angehende Jagdliebhaber auf die Jagd geht, muß er auf einem Scheibenstande, unter Aufsicht eines Büchsenmachers oder sonstigen Sachverständigen, sich mit Sorgfalt, aber ohne jede Uebereilung, im Laden, Anschlagen, Zielen, Abfeuern und im Anschlag Liegenbleiben während des Feuers, üben. Dieses letztere, das ruhige Blicken durch das Feuer, ist ein Haupterforderniß zum richtigen Treffen, um so mehr, als der Schuß zuweilen etwas später losgeht (nachbrennt) und das frühzeitige und unvorsichtige Abnehmen des Gewehrs vom Backen leicht Gelegenheit zu Unglücksfällen giebt. Am zweckmäßigsten ist es, wenn der Ziel- oder Anlege-Pfahl im Schießstande oben gespalten ist, so daß das Gewehr in diesen Spalt eingeklemmt werden kann. Der Anweisende richtet dann das im Spalte wagerecht und ruhig liegende Gewehr über Visir (resp. Schwanzschraube bei Flinten) und Korn nach dem Centrum der Scheibe ein, läßt den Schüler nachvisiren und bringt ihm so am leichtesten die richtigen Begriffe vom Richten und Zielen bei. Dann nimmt er das Gewehr aus dem

Spalt heraus, läßt es den Schüler von Neuem einlegen und richten, visirt selbst nach, und macht den erstern auf etwa begangene Fehler aufmerksam. Hat der Schüler das Centrum über Visir (oder Schwanzschraube) und Korn richtig erfaßt, so drückt er sofort ruhig ab, ohne zu rücken oder zu wanken, und bleibt, wie schon oben bemerkt, noch einige Zeit ruhig im Schusse liegen. Ob er dabei das Gewehr an die rechte oder linke Schulter stützt, das rechte oder linke Auge zumacht, oder beide offen hat (was allerdings das beste ist), ist gleichgültig und hängt von der Gewohnheit ab. Versagt das Gewehr (d. h. geht der Schuß nicht los), so wird dasselbe vorsichtig aus dem Anschlage mit dem Laufe nach oben und mit dem Schloße vor dem Gesicht, herabgenommen und nachgesehen, woran der Fehler liegt, und nach beseitigter Ursache entweder abgeschossen oder der Schuß herausgezogen.

Erst wenn der angehende Jagdliebhaber auf dem Scheibenstande mit seinem Gewehre gehörig vertraut geworden, und sich auch ohne Anlehnung, d. h. aus freier Hand, wiederholt mit Kugeln und Hagel nach der Scheibe eingeschossen hat, darf derselbe zur Jagd zugelassen werden. Einige verlangen zwar, daß der Candidat vorher mit der Kugel nach einem vor der Scheibe auf Rollen schnell hin und her gezogenem Hirschbilde, und zur Uebung im Laufschießen nach auf der Erde hingerollten hölzernen Tellern, und im Flugschießen nach einem in die Höhe geworfenen alten Hute oder nach einem Apfel schießen solle; allein diese Uebungen sind weder unumgänglich nöthig, noch für den in Rede stehenden Zweck ausreichend. Dagegen ist das Lerchenschießen im Herbst (nicht im Frühjahr) und das Schwalbenschießen im Spätsommer eher zu empfehlen. Wichtiger als diese Uebungen sind das richtige Abschätzen der Entfernungen und die Gewöhnung an den unerwarteten Anblick des Haarwildes und das durch den Flügelschlag hervorgebrachte, die Fassung gewaltig erschütternde Geräusch des Federwildes beim Aufstieben, z. B. eines plötzlich aufstehenden Volkes Feldhühner. Das Abschätzen der Entfernungen erlernt man am besten beim Spazierengehen. Man schätzt erst kleinere, später weitere Entfernungen nach dem Augenmaaße

ab und schreitet dann die Schritte aus. Nach und nach wird man fest und sicher und irrt sich selten. An das unerwartete Herausfahren eines Hasens oder das Auffliegen eines Volkes Rebhühner gewöhnt man sich bei kaltem Blute eben so leicht, sonst aber sehr schwer und Manchem wird es nie gleichgültig. Nie übereile man sich in diesem Falle mit dem Schusse; sammle sich erst, lasse das Wild etwa 20 Schritte ausstreichen, fixire es inzwischen fest mit dem Auge, bringe dann die Flinte rasch an den Backen, ziele und drücke ab. Hauptsache ist, daß man sich an einen möglichst raschen und sichern Schuß gewöhnt, jede Uebereilung vor demselben aber zu vermeiden sucht. Ohne das rasche Schießen im Anschlage wird man im hohen Stangenholze oder im Dickicht, wo man den dargebotenen Augenblick schnell benutzen muß, kaum ein Wild erlegen.

Auf die Frage: wie und wohin soll man zielen, um sicher zu treffen? antworten wir: stets auf das Wild selbst und zwar auf den vordersten Körpertheil desselben. So bei einem vorwärts und senkrecht von uns ablaufenden Hasen zwischen die Löffel desselben, bei einem ebenso abfliegenden Vogel auf den Kopf, oder wenn man nicht seitwärts, sondern spitz von hinten schießt, unter denselben, damit er in den Schuß hineinzieht; bei einem spitz auf uns zukommenden Hasen zwischen die Vorderläufe desselben, wenn er eben im Begriff ist, dieselben niederzusetzen, bei einem Vogel auf die Schnabelspitze u. s. w. Daß man dabei mit dem Gewehre der Bewegung des Thieres und der Richtung desselben folgen müsse, versteht sich von selbst. Läuft der Hase oder fliegt der Vogel nach rechts oder links, so hält man in allen diesen Fällen, das Gewehr rasch nachziehend, nach dem Kopfe, und nur wenn die Entfernung die gewöhnliche Schußweite übersteigt, oder der Lauf oder Flug sehr schnell ist und das Gewehr nicht gehörig zusammenbrennt, halte man verhältnißmäßig etwas vor, ohne sich an ein bestimmtes Maaß zu binden; denn sehen muß man den vorausgehenden Körpertheil des Thieres dabei immer, sonst schießt man in's Blaue hinein. Uebung ist auch hier der beste Lehrmeister. Als feststehend aber gilt die Regel,

daß wenn ein Vogel, namentlich ein größerer, spitz auf den Jäger zukommt und über denselben wegzieht, es besser ist, demselben nachzuschießen, weil dann die Schrote leichter zwischen den Federn eindringen, und nicht, wie beim Spitzschuß von vorn, in dem glatten, oft sehr starken Federpolster einen schützenden Panzer finden.

Man gewöhne sich übrigens, wenn man eine Doppelflinte führt, immer den linken Lauf zuerst abzuschießen, weil der Abzug desselben der hinterste ist, und man dadurch nie Veranlassung erhält, aus Unvorsichtigkeit oder übergroßer Jagdhitze beide Abzüge zugleich zu berühren und dadurch beide Läufe gleichzeitig abzufeuern. Schießt man auf ein Volk Rebhühner, so ziele man stets nur auf ein Stück, selbst wenn mehrere in einer Linie oder dicht beisammen fliegen. Stürzen dann mehrere, wie wahrscheinlich, desto besser. Dies gilt von allen in Schaaren fliegenden Vögeln. — Nie schieße man mit groben Schroten über 40—50, mit feinen über 30, mit Dunst über 20 Schritte. Im Fluge ist die Entfernung am leichtesten zu unterschätzen. Im Anfange übe man sich im Flugschießen an solchen Vögeln, die langsam und geradeaus fliegen, wie z. B. die Wachtel, der Wachtelkönig, die Pfuhlschnepfe u. s. w. und nehme dabei fein Korn. Nimmt man volles Korn, so schießt man zu hoch; beim Bergabschießen muß man hinter dem Korne noch etwa eine Handbreit Lauf sehen. Bei Schnee schießt man in der Regel zu kurz, auf dem Wasser, und wenn der Hase im Lager sitzt, zu hoch.

Vom Handhaben des Gewehrs auf und nach der Jagd.

Man trage und handhabe das Gewehr auf der Jagd stets so, daß man bei dem Entladen desselben weder Andere noch sich selbst zu beschädigen in Gefahr geräth und denke andererseits stets an die schrecklichen Folgen möglicher Unvorsichtigkeiten. Man lege daher stets die Sicherung vor und trage das Gewehr entweder über Kopf und Schulter umgehangen, oder über die rechte Schulter gehangen und in beiden Fällen immer mit dem Laufe nach oben gerichtet. Trägt man das Gewehr schußbereit unter dem rechten Arme,

nöthigenfalls gestützt vom linken, so gebe man dem Laufe eine solche Lage, daß Niemand durch denselben gefährdet wird, und spanne den Hahn nicht eher, als bis der Hund vorsteht und markirt oder man das Wild, ohne Hund, in schußmäßiger Entfernung aufstößt. Auch lasse man den Lauf beim Tragen unterm rechten Arm nicht zu tief hinabsinken, damit sich die Mündung nicht mit Erde, Schnee oder Laub fülle, wodurch der Lauf beim Schuß unfehlbar zerspringen würde. Kommt man nicht zum Schuß, so spanne man den Hahn sogleich wieder ab. Setzt man das Gewehr aus der Hand, so sorge man dafür, daß es fest angelehnt sei und nicht umfallen kann, lege auch stets die Sicherung vor. Nie lehne oder stütze man sich auf dasselbe mit dem Arme und dulde es auch von Andern nicht. Beim Anstellen auf Treibjagden unterrichte man sich genau über den Stand seiner Nachbarn zu beiden Seiten und wohin man ohne Gefahr schießen kann oder nicht, weiche nicht einen Augenblick von seinem Stande, leide es aber auch nicht, daß Andere ihren Stand unvorsichtiger Weise verlassen, und beachte sorgfältig die Annäherung der Treiber. Jagt man in Gesellschaft, so spreche man sich vor Beginn der Jagd, über die zu befolgenden Vorsichtsmaßregeln mit Ernst und Würde aus, rüge etwaige vorgefallene Unvorsichtigkeiten mit Strenge, jedoch ohne beleidigende Aeußerungen, obwohl offenbare Grobheiten, wenn irgendwo, hier am rechten Orte wären, und verlasse, wenn diese Rüge nichts hilft, lieber die Jagd. Mit blödsichtigen Schützen oder anerkannten Hitzköpfen, die beim Erblicken des Wildes jede Vorsicht außer Acht lassen, und in's Gelage hineinschießen, vermeide man in Gesellschaft zu jagen. Nimmt man auch selbst keinen Schaden dabei, so ist es schon unangenehm genug, bei etwaigen Unglücksfällen von der Partie gewesen zu sein. Beim Uebersteigen von Verzäunungen, Ueberspringen von Gräben, so wie beim Durchdringen durch Gesträuche, lege man stets die Sicherung vorher vor, und halte das Gewehr hoch, mit dem Laufe nach oben, in der rechten Hand. Bei der Teichjagd auf Kähnen verdoppele man jede Vorsicht um so mehr, als man sich auf den sich kreuzenden schilffreien Gräben oft ein=

ander gegenüber befindet, sich hier gegenseitig leicht bei einiger Unvorsichtigkeit verletzen kann, und die Schrote auf dem Wasser ohnedies oft vorher unzuberechnende Richtungen nehmen.

Nach beendeter Jagd muß das Gewehr abgeschossen oder der Schuß ausgezogen werden. Es muß feststehender Grundsatz sein, das Gewehr niemals geladen mit nach Hause zu bringen. Das Abnehmen des Zündhütchens schützt durchaus nicht vor Gefahr. Man hat Fälle, daß Gewehre ohne Zündhütchen sich beim unbefugten Versuch entladen haben, weil zufällig ein kleines Theilchen unverbrannter Zündmasse im Piston oder in der Höhlung des Hahnes zurückgeblieben. Ueberhaupt sollte jedes Gewehr, geladen oder nicht, zu Hause in einem festverschlossenen Gewehrschranke aufbewahrt werden und der Schlüssel jedem Unbefugten, vorzugsweise aber Kindern, unzugänglich sein.

Vom Reinigen des Gewehrs nach der Jagd.

Zu Hause angekommen, muß das Reinigen des Gewehres die erste Sorge des Jagdliebhabers sein. Die Anweisung dazu wird ihm, nach unserem Vorschlage, vom Büchsenmacher bereits gegeben sein; dennoch wollen wir das Wesentlichste davon, um seinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, hier noch kurz anführen. Das Gewehr wird, besonders bei kalter und feuchter Witterung, so bald man in die Stube tritt, mit einem trockenen, leinenen Tuche abgewischt, und dann, mit der Mündung gegen die Erde gekehrt, zum Abschwitzen an einen trockenen Ort in der Stube hingestellt. Man mag wenig oder viel Schüsse aus demselben gethan haben, stets muß der Lauf naß ausgewischt werden. Zu diesem Behufe umwindet man die am untern Ende des sogenannten Putzstockes befindlichen Einschnitte (Kerben) handbreit mit weichem Werg (Heede), so daß der mit Werg umwickelte Theil des Putzstockes leicht in den Lauf eingeführt und darin herumgedreht werden kann. Man taucht hierauf das Werg am Putzstock in ein Gefäß mit Wasser, bringt den Putzstock in das Rohr bis auf die Schwanzschraube hinab, und weicht durch abwech-

selndes Pumpen und Drehen und Wiedernaßmachen des Werges den Pulverschmutz im Rohre auf. Dann schneidet man das alte Werg vom Putzstocke, wickelt neues trockenes darum, verfährt wie vorhin angegeben und setzt dies so lange fort, bis sich am Werg keine Spur von Unreinigkeit mehr zeigt, man dagegen im innern Rohre einen silberfarbenen Glanz, als Zeichen der Reinheit des Rohres, gewahrt. Man reinigt dann die Zündröhre des Pistons mittelst einer verstutzten Rebhühnerfeder, sieht das Schloß nach (ohne es abzuschrauben), ölt den äußern braun oder blau angelaufenen Theil des Rohres mit etwas Baumöl ein, und reibt letzteres erst mit einem wollenen, dann mit einem leinenen Lappen wieder rein ab. — Ist jedoch das Innere des Rohres durch vieles Schießen sehr verschmutzt, so nimmt man in der Regel den Lauf ganz aus dem Schafte heraus, nachdem Schloß und Piston abgeschraubt worden sind, verstopft die Zündröhre und gießt heißes Wasser oder schwachen Essig in das Rohr, und setzt letzteres eine Zeitlang ruhig bei Seite, damit der Pulverschmutz losweiche. Man putzt das Rohr dann, wie vorhin beschrieben, naß und trocken bis zum Silberglanze aus, wobei man zuweilen auch die Schwanzschraube herauswindet, um letztere besser reinigen zu können, was jedoch nicht zu oft geschehen darf, weil das Gewinde sich sonst zu früh abnutzt, federt dann das Piston aus, reinigt das auseinander genommene Schloß vollkommen, giebt Nuß und Federn etwas Oel, wozu das sogenannte Uhrmacheröl das tauglichste ist, setzt es nach der vom Büchsenmacher erhaltenen Anweisung mit Hülfe des Federhakens wieder zusammen, und bringt Alles wieder in die frühere Ordnung. Wäre der äußere Lauf nicht angelaufen, sondern blank, so müßte er vorher mit etwas Schmirgel und Baumöl mittelst des sogenannten Fummelholzes von allen Rost- und Schmutzflecken gereinigt und mit Hammerschlag polirt werden. — Gegen den Rost verwahrt man das Gewehr am sichersten, wenn man die Mündung mit einem genau passenden wollenen Pfropfen verschließt, und den Lauf mit etwas Baumöl bestreicht, in welchem zerlassenes Blei mehrmals abgelöscht worden ist. Neu oder unlängst neugeschäftete Ge-

wehre dürfen nie auf dem Schafte stehen, sondern müssen stets hängen, weil sich sonst der Schaft krumm zieht und ganz unbrauchbar wird.

B. Hunde.

Die bei der Niederjagd in Betracht kommenden Hunde sind: der Schweißhund (in sofern ein Rehstand vorhanden), der Jagdhund (oder die Bracke), der Windhund, der Dachssucher, das Dächsel und der Hühner- oder Vorstehhund. Bevor wir jedoch die Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Racen besprechen, zuvor noch einige einleitende Worte über die Wartung, Pflege und Züchtung dieser Hunde im Allgemeinen.

Jäger und Jagdliebhaber sind, theils aus Menschlichkeit, theils aus eigenem Interesse verpflichtet, ihre Hunde ordentlich zu warten und hinlänglich zu nähren. Den Vorstehhund und das Dächsel läßt man am liebsten frei in Haus und Hof herumlaufen. Erlaubt man ihnen das Verweilen im Zimmer, so darf man ihnen doch nie das Liegen unter dem warmen Ofen gestatten. Am zuträglichsten ist denselben ein warmes Nachtlager im Vorhause. Der Vorstehhund darf, mit Ausnahme der Dressurzeit, nie auf längere Zeit an die Kette gelegt werden, weil er sich sonst leicht verliegt, d. h. zur Jagd unbrauchbar wird. Jagd- und Windhunde, mit Einschluß des Dachssuchers, bringt man in der Regel in einem sogenannten Zwinger unter. Dies ist ein größerer oder kleinerer, ohne viele Kosten mittelst einer untermauerten Planke abgeschlossener, gegen Morgen gelegener Raum im Hofe, in welchem die Hunde frei herumlaufen, oder auch, wenn sie bissig untereinander sind, an Ketten gelegt werden, und in welchem sich ihre, am zweckmäßigsten von Holz erbauten Lagerschuppen befinden. Diese müssen hinlänglich groß und geräumig, mit Ziegeln gepflastert sein, guten Abfluß haben, mit Laden gegen Mittag und Mitternacht, um sie gehörig lüften und dem innern Raume Schatten oder Sonne geben zu können, und an den Wänden mit

½ Elle hohen und hinlänglich breiten Lagerbänken versehen sein. Auf diesen Bänken erhalten die Hunde ein reichliches Strohlager, das alle 8 Tage erneuert werden muß. Der Fußboden der Schuppen, so wie die Freß= und Sauftröge (die stets mit frischem Wasser gefüllt sein müssen, das im Sommer täglich 3 Mal, Früh, Mittags und Abends, erneuert werden muß), werden täglich gereinigt, und im Frühjahr und Herbst, sowie überhaupt auch bei feuchter trüber Witterung wird der ganze Raum mit Essig



oder Wachholderbeeren ausgeräuchert. Der außerhalb der Schuppen befindliche Raum ist Sandplatz und gut ist es, wenn auf demselben einige Sträucher angepflanzt werden, damit die Hunde im Sommer auch im Freien im Schatten liegen können. Die einzelnen Abtheilungen werden durch Lattenzäune gesondert. Sehr zweckmäßig ist es, wenn außer den durchaus nöthigen Schuppenabtheilungen, noch andere leere für kranke Hunde und für hitzige Hündinnen vorhanden sind, ohne deshalb den ganzen Zwinger mehr als durchaus nöthig zu erweitern. Im Winter werden die etwas

breiten Eingangsthüren der Schuppen geschlossen und den Tag über der Laden auf der Mittagsseite geöffnet.

Gut ausgebackenes Brot von halb Roggen und Gerste oder auch blos Haferbrot mit heißem Wasser aufgebrüht, mit dem nöthigen Salz und etwas Hammel- oder Rindsfett ist die kräftigste Nahrung für alle Jagdhunde. Billiger und nicht unkräftig sind abgekochte Schaf- oder Kälberfüße (je nachdem das eine oder andere billiger zu haben ist), sie müssen jedoch nicht zerkleinert werden, weil die Splitter leicht im Halse stecken bleiben. Mit der siedend heißen Brühe von diesen Knochen brüht man dann Haferschrot oder Weizenkleie auf, mengt wohl auch gekochte Kartoffeln darunter, rührt das Ganze bis zur Breiconsistenz um, läßt es bis zur Lauwärme abkühlen, und füttert dann die Hunde zwei Mal täglich, früh und Abends, damit. Ueber Nacht darf das Futter jedoch nie stehen, indem es sonst sauer wird. Am zweckmäßigsten ist es, wenn es jedesmal wieder frisch aufgebrüht wird. Im Sommer kann man den Hunden statt der Brühsuppe zweimal wöchentlich auch saure Milch mit Brot geben. In der Jagdzeit und kurz vorher muß man kräftiger als sonst füttern. An den Jagdtagen selbst aber darf man den Hunden früh nur etwas Brot verabreichen, und dieselben erst nach der Rückkehr von der Jagd, und wenn sie sich hinlänglich abgekühlt und erholt haben, wie gewöhnlich füttern. Während der Jagd giebt man ihnen zuweilen einige Bissen Brot, nimmt auch in wasserarmen Gegenden etwas Wasser für sie mit. Beim Füttern muß in der Regel Jemand zugegen sein, weil die futterneidischen Hunde sich sonst beißen und den schwächeren verdrängen. Zu viel Salz und jedes Gewürz ohne Ausnahme ist den Hunden nachtheilig. Anstatt der Schaffüße kann man auch allerlei, vorher gereinigte Därme von Schlachtvieh, oder auch frisches Fleisch von Thieren, die an nicht seuchenartigen Krankheiten oder durch Unglücksfälle, wie Beinbruch u. s. w. umgestanden sind, nachdem man Därme und Fleisch vorher gekocht hat, nehmen. Sogenannte reine Luderfütterung (mit ungekochtem Fallfleische) ist schädlich, indem die

Hunde dadurch träge werden, die Nase (Witterung) verlieren, und wenn sie Aas in der Nähe wittern, die Jagd verlassen.

In Bezug auf die Züchtung will man, laut Erfahrung, durch Paarung mit fremdem Blute eine kräftigere Nachzucht erhalten haben, als durch die sogenannte Inzucht, wobei Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester u. s. w. zusammengepaart werden. Man sehe sich daher, bei Bedarf, nach einer fremden Hündin oder einem fremden Hunde um, die mit einem kräftigen Körperbau alle wünschenswerthen Eigenschaften ihrer Raçe in sich vereinen und von Eltern oder Großeltern abstammen, die einen anerkannten Ruf genossen. Die Hündin lasse man nie vor zurückgelegtem 3., den Hund nicht vor dem zurückgelegten 2. Jahre zu. Man paare letztern dann mit einer 4 bis 5jährigen Hündin, die 3jährige Hündin aber mit einem 4jährigen Hunde. Zu alte Hunde und junge Hündinnen und umgekehrt zusammen gepaart, giebt schwache und träge Nachkömmlinge. Die Hündin wird in der Regel im Frühjahr läufig oder hitzig, wenn jedoch diese Periode absichtlich unbenutzt übergangen wurde, wird sie im Sommer oder Herbst noch einmal läufig. Man erkennt diese Periode daran, daß die Hündin mehr als sonst mit den Hunden spielt, sich an sie anschmiegt, andern Hündinnen aufsitzt, und daß ihre Schnalle (vulva) sichtlich anschwillt. Dann ist es Zeit sie einzusperren und die Hunde von ihr entfernt zu halten. Erst wenn Blut aus der Schnalle abgeht, bringe man den für sie bestimmten Hund zu ihr und lasse denselben 24 Stunden bei ihr im Stalle. Nach dessen Entfernung lasse man die Hündin noch 6—8 Tage eingesperrt, bis die Hitze, welche im Ganzen 9—11 Tage dauert, völlig vergangen ist. Will man eine läufige Hündin nicht zukommen lassen, so muß man dieselbe bei den ersten Symptomen eintretender Hitze einsperren, und zwar so lange, bis die Periode überstanden ist. Man giebt ihr dabei kühlende und abführende Mittel, oder auch nur viel saure Milch. Der Februar bis Mai sind die passendsten Monate zur Begattung, weil dann die Jungen in der für ihre spätere Erziehung geeignetsten Zeit gewölft werden, da die

Hündin 9 Wochen trächtig geht. Kurz vor dem Wölfen muß die Hündin sehr geschont und reichlicher und besser als sonst gefüttert werden. Bis über die Hälfte des Trächtigseins kann dieselbe wie sonst, jedoch mit Schonung, auf der Jagd gebraucht werden. Die Jungen sind 9—14 Tage blind; ihre Anzahl variirt nach Umständen zwischen 4—15. In der Regel läßt man der Mutter 3—4 davon, und wirft die übrigen in's Wasser, während sie noch blind sind. Gewöhnlich wählt man die kräftigsten und solche aus, die ihren Eltern oder ihren berühmten Ahnen am ähnlichsten in Betreff der Zeichnung sehen. Andere wählen diejenigen aus, welche die Mutter, wenn man ihr die Jungen genommen, immer wieder zuerst auf ihr Lager zurückträgt. Die Hündin muß reichlich und kräftig genährt werden, um ihre Mutterpflichten erfüllen zu können. Stirbt eine Hündin in dieser Zeit, oder sollen mehr Junge erhalten werden, als sie ihrer Constitution nach zu ernähren im Stande ist, so müssen dieselben einer frischmilchenden Hündin, nachdem man dieser ihre eigenen Jungen ganz oder bis auf 1—2 weggenommen, in einem dunklen Stalle untergeschoben werden, nachdem man beide mit Branntwein gewaschen hat, wodurch die Amme außer Stand gesetzt wird, dieselben durch den Geruch zu unterscheiden. Im Nothfalle können die Jungen auch mittelst einer sogenannten Saugflasche mit frischer warmer Kuhmilch künstlich groß gezogen werden. So wie sie zu sehen anfangen, stutze man ihnen auf einem hölzernen Block die Ruthe, in so weit dies nöthig und gebräuchlich. Wenn die jungen Hunde 8—9 Wochen alt sind und auch oft schon früher, gewöhne man dieselben nach und nach an Milch und Semmel, später an Milch und Brot und endlich an das Futter alter Hunde. Auch gewöhne man sie zeitig an einen bestimmten, am besten zweisilbigen Namen (z. B. Feldmann, Nimrod, Caro, Dido, Juno, Leda) und an einen sich immer gleichbleibenden Pfiff.

Die Krankheiten der Hunde und die Mittel dagegen hier, wie wir eigentlich sollten, aufzuführen, unterlassen wir aus dem Grunde, weil dieselben durch ererbte Raçenfehler, Verweichlichung, zu große Anstrengungen und andere schädliche Momente leider so

zahlreich und mannigfach geworden sind, daß wir uns des beschränkten Raumes wegen hier fast nur auf ein Namensverzeichniß beschränken müßten, und verweisen auf ein eigenes, dieses Jahr noch in demselben Verlage erscheinendes und wie wir hoffen, gediegenes Schriftchen hierüber.

Der Schweißhund.

Der Schweißhund ist gewöhnlich von mittlerer Größe, meistens stark behangen, hat eine lange, nur wenig gekrümmte Ruthe, eine starke und breite Brust und einen untersetzten, wohl proportionirten Körperbau. Er ist entweder glatt oder rauhhaarig, schwarz mit braunen Extremitäten, oder gelblich, braun oder wolfsfarbig. Seine Bestimmung ist angeschossenes Wild zu verfolgen, zu stellen und zu verbellen, bis der Jäger einen zweiten tödtlichen Schuß anbringen kann. Seine Abrichtung besteht in Folgendem: 1) Muß man ihn führig und lautlos beim Anblicke eines Wildes machen. Man führt ihn zu diesem Zwecke, sowohl zu Fuß als zu Pferde, am Hetzriemen oft im Felde und Walde umher, und gewöhnt ihn ruhig auf der linken Seite hinter dem Jäger oder rechts neben dem Pferde zu gehen. Im Nichtfalle bestraft man ihn mit Worten oder mit einer kleinen Ruthe. Eben so wenn er beim Anblicke eines Wildes laut wird, winselt oder quiekt. 2) Muß er sich, wo es auch sei, anbinden lassen, ohne unruhig zu werden. Der Jäger bindet den Hund mittelst einer mit Leinwand überzogenen Kette fest an einen Baum oder Busch an, legt die Jagdtasche neben ihn, und entfernt sich so, daß ihn der Hund immer noch im Gesicht behält. Wird letzterer unruhig oder sucht er sich gar loszubeißen, so kehrt der Jäger zurück und bestraft ihn gelind. Er entfernt sich dann wieder, bis der Hund ruhig bleibt. Ist dies der Fall, so versteckt sich der Jäger im Gebüsch und horcht dabei, was der Hund beginnt, kehrt nach einer Weile zurück, straft oder belobt nach Umständen, und entfernt sich dann wieder auf längere Zeit. So lernt der Hund nach und nach Stunden lang ruhig auf seinen Herrn warten. 3) Darf

er, frei und los, gesundes Wild gar nicht, oder doch nicht lange jagen. Hierzu ist nichts weiter nöthig, als daß er niemals an gesundes, sondern nur an krankes oder angeschossenes Wild gehetzt, und stets von der Fährte des erstern abgerufen wird. 4) Daß er, auf eine schweißige Fährte gebracht, dieselbe sowohl am Riemen, als losgelassen, richtig verfolgt und behält, und wenn sie auch mitten durch viel wärmere Fährten von gesundem Wilde führen sollte. Man schießt zu diesem Zweck früh Morgens einen guten Rehbock mit starkem Blei absichtlich weidwund, verbricht Anschuß und Fährte (wobei das abgebrochene Ende die Richtung anzeigt, in welcher das Wild floh, und die untere Seite der Blätter des Bruches nach oben zu liegen kommen muß, damit man den Bruch besser und sofort unterscheidet), und läßt dann das Wild erst einige Stunden recht krank werden. Hierauf bringt man den Hund auf den Anschuß, zeigt ihm den Schweiß unter dem Zuruf: Verwundt, Pluto!, läßt ihn sodann am Hetzriemen langsam auf der schweißigen Fährte fortarbeiten und nachhängen, verbricht dieselbe von Zeit zu Zeit, bringt den Hund, wenn er davon abkommt, wieder auf dieselbe zurück mit dem Zuspruch: Ho! Ho! wend' dich darnach! — verwundt, Pluto! hält ihn, wenn er zu hitzig ist, mit dem Zuruf: schon' dich! zurück, und belobt ihn mit: So recht! verwundt, Pluto! wenn er die richtige Fährte anfällt oder behält, und fährt so fort, bis er das kranke Wild sitzen sieht, oder aufstehen hört, oder das warme Bett desselben findet, worauf man den Hund mit dem Zurufe: Hui faß! verwundt! losläßt und auf das kranke Wild hetzt. Man folgt nun der jetzt lauten Hatz so schnell als möglich, bis er das Wild stellt und verbellt, worauf man dem letztern eine Kugel über den Augen durch den Kopf jagt, es sodann kunstgemäß aufbricht und dem Hunde etwas geronnenen Schweiß und die Milz zum Genuß giebt, ihn wieder an den Hetzriemen nimmt und ihm jedes Anrupfen des Wildes verwehrt. Am leichtesten ist das Nachhängen bei einer Neue, weil man da den Schweiß auf dem

Schnee sieht und wenn er verloren geht, leicht wiederfindet; am schwierigsten, wenn der Schweiß von einem am Abend vorher geschossenen Wilde durch einen starken Regen bis zum Morgen spurlos verwaschen wurde, und der Hund durch beständiges Wenden und Bogenschlagen wieder auf die Fährte zu kommen suchen, oder gar den Wind zu Hilfe nehmen muß, um das kranke Thier zu entdecken, was man verloren suchen nennt. Dies darf man jedoch keinem jungen Hunde, ja selbst kaum alten zumuthen, weil sie dadurch leicht gänzlich verdorben werden. 5) Daß er, auf das kranke Wild gehetzt, dasselbe, so lange er es sieht oder nahe dabei ist, laut jagend unablässig verfolgt, bis es sich stellt oder stürzt, und daß er das verendet gefundene verbellt und nicht anschneidet. Das laute und anhaltende Jagen ist, wie das Verbellen des todten Wildes, eine Raçe-Eigenschaft und eine reine Naturgabe, die, wo sie fehlt, nur selten oder nie angelernt werden kann. Höchstens läßt man ihn in Gesellschaft mit einem laut jagenden Hunde jagen und hetzt ihn auf das todte Thier wiederholt an, bis er zu bellen anfängt; bleibt er auch da stumm, so hängt man ihm eine Glocke um, um wenigstens die Richtung zu wissen, in welcher er jagt. Endlich soll er 6) am Hetzriemen auch dem gesunden Wilde nachhängen, wenn ihn der Jäger dazu aufmuntert. Diese Anforderung widerspricht der Bestimmung des Schweißhundes geradezu und wird am besten gar nicht berücksichtigt, weil sie nothwendigerweise den Hund verdirbt. Das Suchen auf frischer Fährte ist Sache des Leithundes, der Schweißhund, wie schon sein Name sagt, gehört nur auf den Schweiß.

Der Jagdhund oder die Bracke.

Jagdhunde und Bracken sind gewöhnlich von gefälliger Form, mittelgroß, hochläufig, stark behangen, einfarbig (von fast allen Farben) oder gefleckt, glatt oder rauhhaarig. Ihre Bestimmung ist, das Wild, der Fährte folgend, aufzusuchen, laut und anhaltend zu verfolgen und dem Jäger zum Schuß zu bringen. Sie

vertreten die Stelle der Treiber, wo diese nicht anwendbar oder zu kostspielig sind. In der Regel jagt man mit Jagdhunden nur in Bergwäldern, Moräften und Haidegegenden. Ihre Abrichtung besteht darin, daß sie 1) führig und koppelbändig gemacht werden, und der Stimme des Jägers oder dessen Horn oder Pfeife unbedingte Folge leisten. Man koppelt in der Regel 2 und 2 zusammen und führt sie zu Fuß und zu Pferde in Wald- und Feld aus, hält darauf, daß sie in Ordnung folgen und den Signalen gehorchen. 2) Kein zahmes Vieh unterwegs anfallen. Man führt sie oft an solchem vorüber oder mitten durch und straft sie gehörig ab, wenn sie dasselbe anfallen wollen. 3) Daß sie, auf eine frische Fährte gebracht, diese begierig aufnehmen und laut jagend verfolgen, wobei ein alter Hund mit guten Eigenschaften der beste Lehrmeister ist. 4) Daß sie das geschossene Wild nicht anschneiden. Wird dadurch erreicht, daß der nächste Jäger gleich herbeispringt und die Hunde auffängt und bedroht. Für kleine Reviere sind 3 gut mit einander eingejagte Bracken vollkommen ausreichend. In Bezug auf die Jagd selbst vergleiche man den Artikel: Reh.

Der Windhund.

Der Windhund, dessen Gestalt hinlänglich bekannt ist, muß außerordentlich flüchtig, und stark und kräftig gebaut sein, scharf äugen, damit er auf den Zuruf: Hab' Acht, Fuchs oder Hase! das benannte Wild gleich sieht, und muß vor Allem gut fangen. Seine Abrichtung beschränkt sich darauf, daß er zu Fuß und zu Pferde sich gut und willig an der Hetzleine führen läßt, kein zahmes Vieh oder Hausthier anfalle und auf: Hetz, Hetz! gelöst, wie ein Pfeil vorschieße. Man hält gewöhnlich Hunde, die sich bei der Hetze von der Koppel absondern, für altersschwach und träge. Dies ist möglich, oft mag es aber auch Folge einer instinktmäßigen Klugheit sein. So kannte Verf. eine aus drei Stück bestehende Koppel, von denen der eine Hund ein Solofänger und ein vortrefflicher Schützer, auch braver Fuchsfänger war, der andere, auch ein Hund, seine Schuldigkeit that, der dritte, eine Hündin,

aber sich sofort absonderte, wenn die Hetze an einem starken Gebüsch oder einem Feldholze vorüber zu gehen den Anschein gewann. Sie trabte dann ruhig an der Grenze des Gebüsches oder des Holzes hin, und bekümmerte sich anscheinend weder um die Hetze noch um den Hasen. Wenn aber letzterer Miene machte, das Holz oder Gebüsch zu gewinnen, so schoß sie wie ein Pfeil vor und rahmte ihn so lange, bis die Hetze herankam und ihn faßte. Nie ist uns ein Hase bei diesem Manöver entgangen. Man vergleiche übrigens die Artikel: Hase und Fuchs.

Der Dachssucher oder Dachsfinder.

Hierzu eignet sich am besten der Schäferhund. Man probirt ihn an einem eingefangenen und geknebelten Dachs, damit er ihn anpacken und würgen und die Witterung desselben kennen lerne. Dann bringt man ihn um Mitternacht auf einen schon bekannten Dachsbau, vor dessen gangbare Röhren man am Vormittage einige lange Grashalme aufgestellt hat, und läßt, wenn diese Halme umliegen, ihn von da aus die Spur des ausgegangenen Dachses, unter dem Zuruf: Hu, such's Dächschen! such's! ausmachen und verfolgen. Wenn er ihn gefunden hat und verbellt, schickt man ihm einen zweiten stärkern Hund oder einen Hatzhund nach, eilt mit einer Blendlaterne hinzu und ersticht den Dachs, während ihn die Hunde würgen, mit der Dachsgabel. Inzwischen hat man in die Röhren des Baues sogenannte Dachshauben gelegt; dies sind aus grobem Bindfaden gestrickte stumpfspitzige Säcke, um den Dachs, für den Fall, daß der Hund denselben verfehlte und jener sich in den Bau zu retten suchte, zu fangen. Zu diesem Zwecke ist in die Spitze des Sackes ein eiserner Ring, der sogenannte Nasenring, eingestrickt, damit sich der Dachs nicht durchbeißen kann. Diese Jagdart wird in der Regel Ende October und im November, weil der Dachs da am fettesten ist, und da ausgeübt, wo der Dachsbau zwischen Felsen oder so tief unter der Erde liegt, daß der Dachs nicht ausgegraben werden kann. Findet man den Dachs nicht, so muß man auch die nächsten Felder, besonders wenn wilde Obst-

bäume oder Mohrrüben auf ihnen stehen, absuchen. Vom Dachssucher verlangt man, daß er nur allein den Dachs jage und diesen beherzt anpacke und würgen helfe. Jagt er Hasen oder andere Thiere, so muß er so lange gestraft werden, bis er sich es abgewöhnt.

Der Dächsel.

Dies vielgeschätzte Krummbein ist Jedermann hinlänglich bekannt. Die glatten haben den Vorzug, krümmere und schiefere Beine zu haben, als die rauhhaarigen. Ihre Bestimmung ist: die Dachse und Füchse entweder aus ihren Bauen zu vertreiben, oder sie darin festzumachen und sie so lange zu verbellen, bis der Jäger einen Durchschlag gemacht hat und den Dachs oder Fuchs herausnimmt. An manchen Orten debütiren sie auch als Jagdhunde, jagen aber nicht anhaltend. Auch als Schweißhunde hat man sie mit Erfolg gebraucht. Was sie leisten, thun sie meistens aus angeborenem Talent, daher man vorzüglich auf eine gute Raçe und gut renommirte Ahnen bei der Zucht sehen muß, oder erlernen ihre Künste von den Alten durch die Praxis. Näheres darüber bei der Jagd des Dachses (Meles Taxus).

Der Hühner- oder Vorstehhund.

Der Hühnerhund repräsentirt die Krone aller Jagdhunde, ist für die Niederjagd durchaus unentbehrlich und würde, bei seiner Klugheit, Gewandtheit, seinem unbedingten Gehorsam und seiner durch letztern bedingten, oft bewundernswürdigen Selbstverläugnung und entschiedenen Beherrschung seiner Begierden im Stande sein, im Nothfalle alle übrigen, mit Ausnahme des Windhundes und Dächsels, zu ersetzen. Jene gerühmten Eigenschaften erhält er aber erst durch die Dressur. Die Ansichten der Schriftsteller über die Art und Weise, wie ein Hühnerhund dressirt werden soll, sind sehr verschieden. Jedenfalls ist die einfachste Dressur auch die beste. Wir folgen hier im Allgemeinen der von Diezel in seinen „Erfahrungen im Gebiete der Niederjagd“ gegebenen Anweisung, da der Genannte in diesem Fache allge-

mein als Autorität anerkannt ist. Das passendste Alter des Hundes zur Dressur sind hiernach 10—12 Monate; über 2 Jahr darf er nicht alt sein (Andere wollen die Dressur schon im 3. Monate nach der Geburt beginnen lassen). Der zu dressirende Hund muß vollkommen gesund sein, ein scharfes Gesicht, feines Gehör und eine gute Nase haben, Schnelligkeit und Ausdauer und ein gutes angebornes Talent zur Jagd besitzen. Um dies zu ermitteln, führe man ihn in's Feld, lasse ihn revieren, und sehe ob er Lust dazu zeigt, dabei thätig ist, hoch oder niedrig sucht, und eine gute Nase hat. Dabei schießen oder ihn gar anhetzen, darf man aber nicht. Glaubt man hiernach zu guten Hoffnungen berechtigt zu sein, so lasse man die Dressur beginnen. Der Mai scheint der geeignetste Monat dazu zu sein. Wer einen Hund dressiren will, muß sich erst prüfen, ob er die nöthige Geduld, Geschicklichkeit und wohl auch den erforderlichen Muth und die nöthige Selbstbeherrschung dazu besitze; denn nie darf man sich durch Ungeduld und Hitze hinreißen lassen, den Lehrling zu maltraitiren, worunter wir ein unvernünftiges Reissen mit der Leine, ein unbarmherziges Prügeln oder gar Treten mit dem Fuße, überhaupt jedes tyrannische Verfahren verstehen.

Die Dressur zerfällt in die feste, harte oder sogenannte *Parforçe-Dressur* und in die sogenannte *spielende* Dressur; ferner in die *Stuben-* und *Felddressur*. Noch heute sind die Meinungen darüber getheilt, welche von den beiden ersteren die vorzüglichere sei. Steht indessen fest, daß der Hund, wie der Soldat, unter allen möglichen Verhältnissen, einen unbedingten Gehorsam zeigen und bewähren müsse, so muß man sich auch unbedingt für die *harte* Dressur entscheiden; doch muß dieselbe, wo es nur immer angeht, mit Menschlichkeit ausgeübt werden. Die Hauptsache ist, man muß die Kunst verstehen, sich dem Hunde gehörig zu verständigen und Geduld mit ihm haben, bis er das, was der Lehrer will, auch vollständig begriffen hat. Es ist selbstverständlich, daß Hunde, die unter Menschen aufgewachsen sind und ihren steten Umgang genossen, dies eher lernen werden, als solche, die beständig an der Kette gelegen haben.

Es reicht daher auch vollkommen aus, die erstern einige Stunden vor der Lection im Dressirlocal an die Leine zu binden, und dies auch nach der Lection zu thun, dann aber sie wieder frei herumlaufen zu lassen. Auch ist es nicht nöthig dieselben eigenhändig, außer im Dressirlocal und wenn man sie durch Hunger gestraft hat, zu füttern. Die nöthigen Requisiten zur Dressur sind: Ein paar starke lederne Handschuhe; eine kurze Kantschuh-Peitsche; eine Knoten- und eine Corallenleine; ein eiserner starker am Fußboden befestigter Ring, um bei hartnäckiger Widersetzlichkeit mittelst der durch den Ring gezogenen Leine den Hund an denselben heranziehen und ihn auf diese Art ohne Gefahr derb strafen zu können, und ein Apportirbock. Die Knotenleine ist gewöhnlich 10 Fuß lang, hat am vordern Ende ein sogenanntes Oehr, und in Entfernung von 2 zu 2 Zoll daumensdicke Knoten. Steckt man das andere Ende der Leine durch das Oehr und schiebt das Oehr über den letzten Knoten, so entsteht dadurch ein passendes Halsband für den Hund. Anstatt der Knoten besteht das Halsband bei recht harten und bösen Hunden aus Stachelcorallen. Der Apportirbock ist von Holz und hat eine solche Form, wodurch er immer so fällt, daß er leicht erfaßt werden kann. Anfangs wird derselbe reichlich mit Stroh oder Tuchschroten umwickelt.

Die erste Lection, die nicht über 10 Minuten dauern darf, besteht darin, daß man den Hund an die Knotenleine nimmt, und ihn auf der linken Seite des Lehrers herzugehen lehrt. Man kann auch Wendungen mit ihm machen. Sollte, wenn er zurückbliebe, freundliches Zureden und Rücken an der Leine nichts helfen, so muß ihm ein Gehilfe mit einer Ruthe einige leichte Hiebe hinten auf geben. Zugleich verbindet man mit dieser Uebung Ruf und Pfiff als die Vorübungen zum Appell. Ist der Hund auch im Freien an der Leine ferm, so geht man als 2. Lection zum Niedersitzen über. Man faßt mit der Rechten die Leine kurz, ruft dem Hunde: setz dich! zu und unterstützt dies durch einen entsprechenden Druck mit der Linken auf's Kreuz, wenn der Hund widerstrebt. Wenn er darin ferm ist, geht man aus dieser

Lage zur 3. Lection, dem: Couche! oder tout-beau! über, indem man auf diesen Zuruf den Hund kurz an der Halsung faßt und mit beiden Händen das Vordertheil desselben niederdrückt, so daß der Hund frei auf den Hinterfüßen liegt und der Kopf zwischen den ausgestreckten Vorderläufen zu liegen kommt. Der Hund muß in dieser Lage ruhig liegen bleiben, darf nicht unwillig werden und ist nöthigenfalls mit einigen Hieben auf das Vordertheil zu bestrafen. Man muß über ihn wegschreiten, ihn umgehen, oder sich entfernen können, ohne daß er aufsteht. Ist er ferm darin, auch im Freien, so geht man, als der 4. Lection zum Avanciren über. Man läßt den Hund couche! machen, tritt einige Schritte vor ihn, hält die Leine so, daß er nicht leicht aufstehen kann, und ruft ihm, unter gelindem Anzug der Leine: Avance oder Vorwärts! zu. Will er aufstehen, so wird ihm sofort: Couche! zugerufen, bis er sich auf Avance auf allen Vieren kriechend vorwärts bewegt. Zuletzt stellt man sich hinter ihn, wirft ihm einen Bissen Brot vor und pfeift ihn zurück, wenn er es eben fassen will. Man prüft ihn dann im Freien, ob er in dieser Lection ferm ist, und giebt ihm einige derbe Hiebe auf das Hintertheil, wenn er nicht avanciren will, läßt dann aber die Leine schießen. Nun geht man als der 5. Lection zum Apportirbock über. Man läßt den Hund vor sich niedersitzen, hält ihm den Apportirbock unter dem Zurufe: Faß, apport! vor, zwingt ihn, durch engeres Zusammenziehen der Halsung mittelst der Knoten- oder Corallenleine, den Rachen zu öffnen, und schiebt ihm das Apportirholz bis unter die Fangzähne. Man läßt nun die Leine nach, um den Hund nicht zu würgen, unterstützt mit der linken Hand schnell den Unterkiefer, um das Fallenlassen des Apportirholzes zu verhindern und belobt ihn. Anfangs nimmt man ihm das Holz unter dem Zuruf: Laß! oder Aus! bald wieder ab, später läßt man es ihm länger, oder läßt ihn einige Schritte damit folgen, dann läßt man ihn niedersitzen und nimmt es ihm auf „Aus!" ab. Streng muß man darauf sehen, daß er es nicht früher fallen lasse. Dann läßt man den Hund vor dem Apportirbock Couche machen und

ermuntert ihn, indem man die Leine kurz faßt, zum Selbstaufnehmen des Holzes von der Erde durch „Faß, apport!“ weigert er sich, so schiebt man ihm das Holz das erste Mal zwischen die Fangzähne, ohne ihm dabei, wie sonst gelehrt wird, das Dressirholz an dem Zahnfleische zu reiben, was nur Abscheu dagegen erregt und ganz verwerflich ist. Der Hund muß dann langsam gegen den Apportirbock avanciren und wird in dem Augenblicke abgepfiffen, wenn er ihn ergreifen will. Dieses unerwartete Abpfeifen bestärkt den Hund ganz besonders im Gehorsam. Ist der Hund von Natur verzagt und furchtsam, so setzt man eine Viertelstunde aus und beginnt dann die Lection von Neuem. Ist er aber ungehorsam und widersetzlich, so muß er ohne Nachsicht gestraft werden; harten Hunden muß man den eigenen Willen durch jedes zu Gebote stehende Mittel ohne alle Rücksicht brechen; sie müssen im Lehrer durchaus ihren Meister finden. 2—3 Lectionen täglich sind hinreichend. Im Nothfall führt Kurzanhängen an die Kette im Dressirlocal und Hunger und Durst zum Ziele. Bis der Hund nicht unsern Willen thut, eher darf er durchaus nichts zu fressen bekommen. Daß man ihn niemals vor der Lection füttere, versteht sich von selbst. Von dem Apportirbock geht man zu einem an den Enden dicken, in der Mitte dünnerem Stück Holz über, damit der Hund im Gleichgewicht tragen und alle Gegenstände in der Mitte anfassen lernt. Den Beschluß machen ausgestopfte Bälge, die man nach und nach immer mehr beschwert. Man geht dann zum Apportiren von frisch geschossenem oder gefangenem Raubzeug über; doch lernt er dies auf der Jagd viel leichter, besonders wenn ihm ein alter Hund mit gutem Beispiel vorangeht. Bei jeder Stockung im Unterricht, fange man mit den Lectionen wieder von Anfang an. Als vollendet kann man die Stubendressur ansehen, wenn der Hund auf Befehl willig couche macht, avancirt, sich zurückpfeifen läßt und rasch und willig apportirt. *)

---

*) Verf. kannte einen alten Jäger, einen ausgezeichneten Schützen, der vortrefflich Hunde dressirte und dabei, wie folgt, verfuhr: Er begann die

Die Felddressur zerfällt in die Feld-, Wald- und Wasserarbeit. Es ist völlig gleichgültig, mit welcher von diesen begonnen wird; denn man muß sich dabei nach der Jahreszeit und den Verhältnissen richten. Gewiß aber ist, daß die ersten Monate der Dressur entscheidend für das ganze Leben und künftige

---

Dressur ebenfalls im Mai, der Hund mußte dann aber mindestens ein Jahr alt sein oder die sogenannte Laune schon überstanden haben. Zuerst lehrte er denselben spielend apportiren, dann nahm er ihn an die Leine, ließ ihn beim Spazierengehen bald neben, bald hinter sich gehen, oder auf Befehl vorschießen, wobei er ihm etwas zum Apportiren vorwarf, doch weiter hinaus, als die Leine lang war. In demselben Moment, wo die angespannte Leine den Hund zurückwarf, rief und pfiff er ihn ab, zog ihn zu sich heran und belobte oder bestrafte ihn, nach Umständen. Wenn er in diesen Lectionen ferm war und guten Appell hatte, brachte er ihm das Suchverloren bei. Im Juni, wenn das Wasser warm war, lehrte er ihn eben so spielend mittelst des Apportirens das in's Wasser Gehen, und das darin Herumschwimmen, übertrieb aber durchaus nichts. Dann erst nahm er die Stubendressur vor; das Niedersitzen hatte er ihm schon beim Apportiren beigebracht. Diese beschränkte sich auf das tout-beau machen, das Apportiren des Dressirbockes und eines ausgestopften Rebhühner- oder Hasenbalges. Dann brachte er ihn im Garten vor ein an einer kurzen Schnur im Grase angepflocktes lebendiges Rebhuhn, von dem er, wenn er stand, fortwährend abgepfiffen wurde, ohne daß er ein einziges Mal einspringen durfte. Eben so verfuhr er mit ihm vor einem lebendigen Hasen, der ebenfalls angepflockt war. Wenn der Hund vor diesem stand, umging er den Hasen, wie früher auch das Rebhuhn, wiederholt, den Hund fortwährend warnend, dann rief er ihn ab; einspringen durfte er nie. Hatte der Candidat diese Geduldsprobe gehörig bestanden, so nahm er ihn auf die Teichjagd mit, schoß einige junge Enten vor ihm und ließ ihn diese apportiren, auch wohl welche von ihm allein fangen. Wenn die Entenjagd vorüber war, wiederholte er noch mehrmals die schon gedachte Lection vor dem lebendigen Rebhuhn und lebendigen Hasen, jedoch nicht im Garten, sondern im Felde oder im Holze, und machte ihn ganz fest. Inzwischen ging die Jagd auf. Dann nahm er ihn mit auf die Hühner- und Hasensuche, immer aber an einer etwa 30 Ellen langen Leine, schoß vor ihm, pfiff ihn aber sofort zurück und ließ ihn neben sich tout-beau machen, bis er wieder geladen hatte, und dann erst das geschossene Wild apportiren. Einspringen oder einen wund geschossenen Hasen verfolgen, durfte er nie. Erst wenn er ganz ferm und Hasenrein war, ließ er ihn ohne Leine arbeiten.

Verhalten des Hundes sind, und daß nur ein kalter, besonnener, aber entschlossener Mann und dabei guter Schütze im Stande ist, dem Hunde eine gute Dressur zu geben. Vor Allem muß er den Charakter seines Lehrlings studiren und berücksichtigen und ihn bei der Dressur darnach behandeln. Hündinnen sind im Allgemeinen gelehriger und gehorsamer und besonders im langsamen Nachziehen auf dem Geläufe des Federwildes viel vorsichtiger als Hunde, allein sie stehen diesen wegen Mangel an Kraft beim Apportiren schwerer Hasen und Füchse und wegen ihrer ebenfalls aus Schwäche hervorgehenden Scheu in Bezug auf schnelles und kräftiges Abwürgen des Raubzeuges an Brauchbarkeit entschieden nach, und eignen sich mehr für die Hühner- und Schnepfensuche. Weiche, schüchterne und furchtsame Hunde wollen anders gestraft sein (höchstens mit Corallen), als harte und halsstarrige, bei denen man die Peitsche nicht schonen darf.

Als Vorübung zur Feldarbeit geht man mit dem jungen Hunde an der Leine im Freien noch einmal alle früheren Lectionen durch, und übt vorzüglich Ruf und Pfiff (an dessen Stelle: Pst! in der Nähe) ein. Man führt ihn dann an der Leine auf ein flaches Feld, wo viel Hasen sind. Fährt er auf den Hasen vor, so straft man ihn durch den Zuruf: Pfui Hase! indem man ihn zurückzieht, härter durch Rucke mit der Leine, endlich durch einige gelinde Peitschenhiebe. Will sich der Hund der strengen Aufsicht durch Wegstehlen entziehen, so läßt man ihm durch einen Gehilfen eine recht harte Thonkugel aus einem guten Blaserohr auf das Hintertheil aufbrennen; ein Mittel, welches Herr Diezel empfiehlt und auch zur Beruhigung unruhiger Hunde im Zwinger vollkommen probat gefunden hat. In den ersten Monaten muß jeder Hund kurz suchen, nur nach und nach gestatte man ihm mehr Freiheit. Für den Jäger hat der weitsuchende Hund größern Werth; denn nur vor ihm kann man im Spätherbst noch Rebhühner schießen, während sie den kurz suchenden nicht mehr halten. Soll der Hund sich wenden, so wende man sich entweder selbst mit, oder was besser ist, gewöhne ihn dazu auf ein Zeichen mit der Hand. Wenn der Hund zum ersten

Male vorsteht, rufe man ihn zurück, belobe ihn und belohne ihn wohl auch mit einem Leckerbissen, dann lasse man ihn wieder vorgehen, umgehe das Wild und suche es wo möglich vor ihm am Boden zu schießen. So lautet die alte Regel, die jedoch viel Nachtheiliges im Gefolge hat. Denn erstens wird die Schußhitze des Hundes dadurch vermehrt, die Lust einzuspringen bestärkt, das Wild stärker verletzt und sehr leicht der Hund selbst verwundet. Viel zweckmäßiger ist dagegen häufiges Abrufen. Der Hund wird dadurch am leichtesten und sichersten zum unbedingten Gehorsam gebracht, lernt seine Begierden bezähmen, wird bedachtsam, lernt in größerer Entfernung vorstehen und die Schußhitze wird durch häufiges Abrufen unterdrückt, besonders wenn er nicht eher apportiren darf, als bis man wieder geladen hat. Ohne häufiges Abrufen ist der Hund im coupirten Terrain, wo man ihn aus dem Gesicht verliert, gar nicht zu brauchen. Um ihm die Schußhitze abzugewöhnen, geben Einige den Rath, ihn öfters zu Scheibenschießen mitzunehmen; dies nutzt jedoch, wie die Erfahrung gelehrt, gar nichts. Ungleich besser ist es, den Hund erst nach und nach an den Schuß zu gewöhnen. Man schießt erst in der Ferne, dann in der Nähe und bestraft dabei jedes starke Rucken an der Leine. Der Hund muß nach dem Schuß das Wild flattern und zappeln sehen, ohne zuzufahren. Stößt er in der Hitze unvorsichtig Wild auf, ohne vor demselben zu stehen, so muß er sich vor dem Orte, wo dies geschehen, niederlegen, man ruft ihm wiederholt: „wahr' dich!" zu, und umgeht ihn, wie im Zimmer. Jeder Ungehorsam muß mit Worten, Rucken an der Leine oder leichten Hieben bestraft werden. Nie strafe man ungerecht; nie locke man den Hund freundlich heran und strafe ihn dann, oder verstecke vorher die Peitsche, dies erregt sein Mistrauen in hohem Grade, auch gehe man ihm, wenn er in der Entfernung liegen geblieben ist, nicht entgegen, sondern zwinge ihn, heranzukommen; eben so wenig lasse man ihn, unmittelbar nach der Strafe, die Peitsche apportiren, er hält dies sonst für eine Art Versöhnung; sondern nehme ihn vielmehr längere Zeit an die Leine. Ist ein handscheu gewordener Hund nach Hause gelaufen, so hole man ihn nicht,

sondern bestelle, daß ihn Jemand zu Hause einfängt, prügelt, wieder einsperrt, kurz an die Kette legt, mit Hunger und Durst bestraft, ihn von Zeit zu Zeit wieder schlägt, und des andern Tags, nach einer neuen Portion Hiebe, auf dieselbe Stelle im Felde zurückbringt, wo er davongelaufen und wo er nun von seinem Herrn freundlich aufgenommen werden muß. Nie schieße man aus bloßer Schießlust, wenn ein Hund vorsätzlich das Wild herausgestoßen hat, sondern bestrafe ihn dafür; noch weniger aber bestrafe man ihn jemals aus Unmuth eines Fehlschusses wegen.

Am schwersten ist dem Hunde das instinktmäßige Hasenjagen abzugewöhnen. Das Führen auf hartgefrorenem Sturzacker ermüdet den Hund allerdings, dem Fehler hilft es aber nicht ab. Die Engländer jagen zu Pferde neben dem verfolgenden Hunde her und bedienen ihn so lange mit einer Hetzpeitsche, bis er das Nachlaufen läßt. Bei uns läßt man den Hund eine lange Corallenleine nachschleppen, die man ergreift, wenn er steht, um den Versuch zum Nachlaufen gleich in der Geburt zu ersticken. Das sicherste Mittel ist wiederholte Uebung bei einem guten Hasenstande mit häufigem Abrufen, wobei man entweder gar nicht schießt oder so, daß das Wild auf der Stelle bleibt und ein Verfolgen nicht nöthig ist. Hilft Alles nichts, so bleibt als letztes Mittel nur ein Schuß mit Dunst in gehöriger Entfernung spitz von hinten auf die Keulen des Hundes übrig, doch muß der Hund vorher erst wiederholt abgepfiffen, nach dem Schuß aber an die Leine genommen und ohne Rücksicht auf den Schmerz gründlich mit der Peitsche abgestraft werden. Dann aber hilft das Mittel zuweilen radikal. Ebenso wenig darf man das Todtbeißen junger Häschen, das Ganzverschlucken von Vögeln, oder das Anschneiden eines Hasens leiden. Bei den beiden ersteren Fehlern beachte man den Hund zum ersten Male gar nicht, strafe ihn auch nicht, sondern nehme ihn an die Leine und lasse ihn Couche machen; beim zweiten Male aber strafe man ihn durch tüchtige Schläge. Das Hasenanschneiden kommt in der Regel nur bei der Waldjagd vor, wo der Hund sich oft allein überlassen ist. Die Veranlassungen dazu sind oft großer Hunger, Lüsternheit einer hochtragenden

Hündin, Neid und Mißgunst, wenn zwei Hunde mit einander jagen, große Müdigkeit und Mangel an Kraft, den Hasen fortzubringen, starkes Schweißen und bedeutende Verletzungen desselben. Beim zweiten Male gilt jedoch keine dieser Entschuldigungen, sondern der Hund muß tüchtig gestraft, und wenn er das Laster nicht läßt, als unbrauchbar todtgeschossen werden. Jagt man im Felde mit zwei Hunden, so muß abwechselnd der eine an der Leine geführt werden und der andere neben oder hinter dem Jäger hergehen. Hierdurch lernen beide, der eine durch Zusehen, der andere durch das Revieren. Der erstere fühlt Lob und Tadel, die Rucke an der Leine und etwaige Schläge mit, und muß, wenn der revierende Hund vorsteht, Couche machen. Erst wenn beide Hunde festgeworden (d. h. wenn sie sich beim Erblicken des Wildes und beim Schuß ruhig verhalten) und durch längere Arbeit an der Leine ermüdet sind, dürfen sie frei, d. h. ohne Leine, und gleichzeitig suchen.

Vorstehhunde, die im Walde als Stöberhunde gebraucht werden, müssen das Wild laut verfolgen, um dem auf dem Wechsel vorstehenden Jäger dadurch zeitig das Gewehr in die Hand zu geben. Dies Lautjagen widerspricht jedenfalls durchaus den Anforderungen, die man an einen guten Hühnerhund macht. Man thut daher am besten, einen oder nach Umständen zwei Vorstehhunde für die Waldarbeit besonders dressiren zu lassen und sie nur zu diesem Zwecke zu gebrauchen. Sie ersetzen dann die Treiber und auch die fremden Schützen, indem ein Jäger die Hunde durch das Dickicht führt und der andere sich auf dem Hauptwechsel anstellt. Außerdem kommen noch folgende Vortheile dabei in Betracht: der Vorstehhund jagt gleichmäßiger, läßt sich abrufen, apportirt, sucht auf den Schweiß, hat das feinste Geruchsorgan, sucht nach allen Seiten, indem er mit hochgetragener Nase windet, hat Ausdauer, beunruhigt den Distrikt nicht so wie Bracken und thut dem Wilde keinen Schaden. Sie suchen jedoch nicht mit Jedem; daher sie durchaus durch Fremde dressirt sein müssen, auch darf der Führer sie nur allein füttern und muß sie durch häufiges Ausführen an sich zu gewöhnen suchen. Aeltere

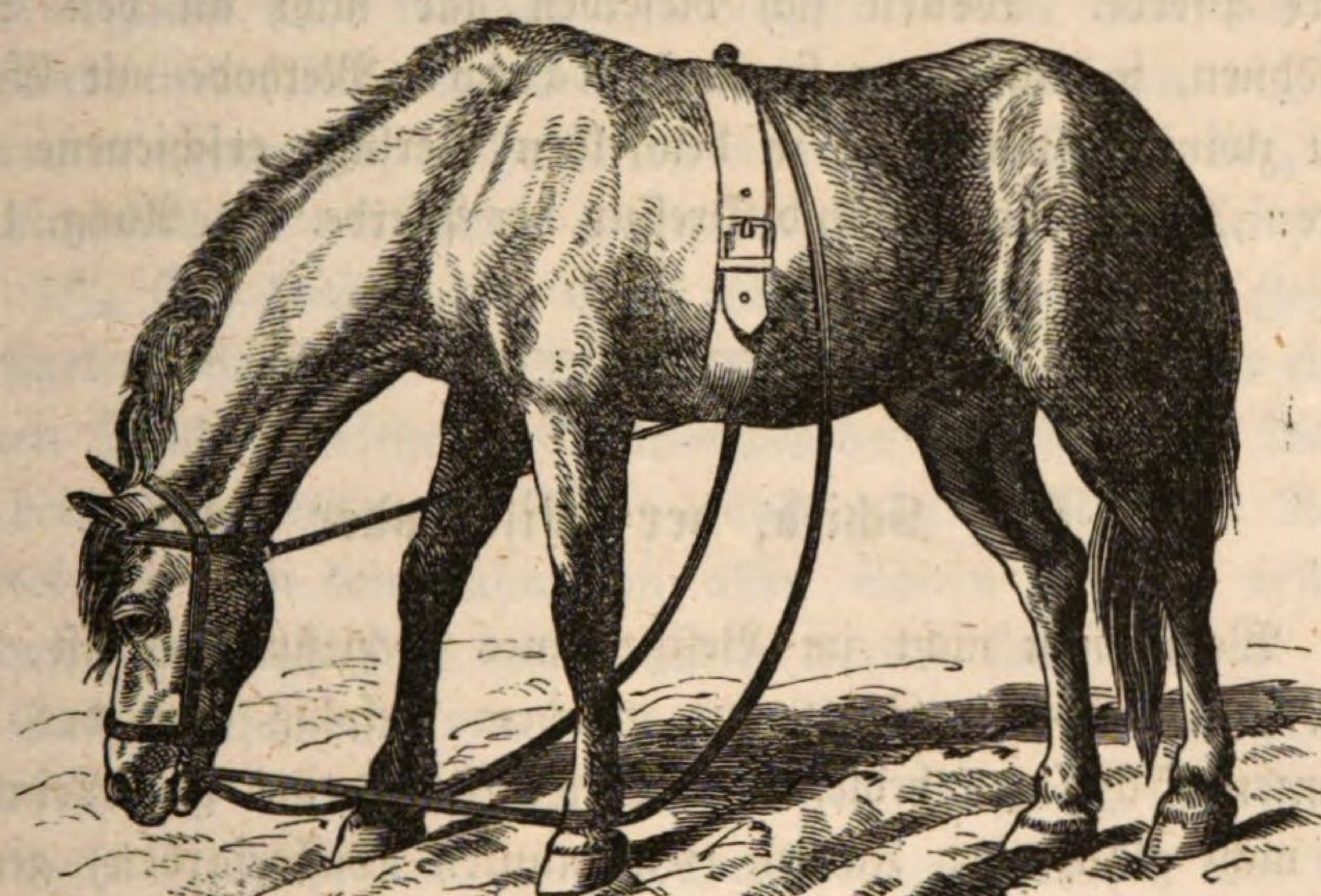
Hunde sind besser als junge. Uebrigens kann man statt zwei Vorstehhunden mit gleich gutem Erfolge auch nur einen Vorstehhund und zwei Dächsel zum Stöbern gebrauchen, wodurch man auch ein schöneres Geläute erhält. — Wenn starke und kräftige Hunde das Apportiren von Raubzeug verschmähen, so muß man versuchen es ihnen durch „Suchverloren!“ beibringen zu lassen, was oft gelingt, wenn man stufenweise verfährt, und erst Federwild, dann Kaninchen, später Hasen und Füchse apportiren läßt. Sehr bedeutend wird die Last beim Apportiren erleichtert, wenn der Hund dressirt worden ist, den Hasen oder Fuchs am Bauche zu erfassen.

Bei der Wasserarbeit bekämpft man den Widerwillen des Hundes gegen das Wasser am besten dadurch, daß man an der Halsung der Corallen= oder Knotenleine eine zweite Leine dergestalt befestigt, daß sie bis an das gegenüberstehende Ufer des Wassers reicht, wo sie ein Gehilfe übernimmt. Man wirft dann einen zusammengebundenen Entenflügel in's Wasser, und der Gehilfe zieht den Hund auf Apport! bis an den Gegenstand heran. Sollte der Hund denselben nicht fassen, so wird er mit beiden Leinen so lange in dieser Lage erhalten, bis er auf wiederholten Zuruf endlich apportirt, worauf man ihn belobt und ihm mit der Leine die Richtung zurück giebt. So lernt selbst der hartnäckigste Hund das Apportiren aus dem Wasser sehr bald. Derselbe Zweck wird noch leichter durch einen blinden Schuß und das gleichzeitige Hineinwerfen eines Vogels in's Wasser erreicht, doch wird andererseits die Schußhitze des Hundes dadurch verstärkt. Die Suche im Sumpf und Wasser erlernt der Hund am leichtesten, wenn Jemand mit durchwatet, oder ein alter Hund ihm mit dem Beispiele vorangeht. Im Winter, bei strenger Kälte, darf man einen guten Hund durchaus nicht in's Wasser schicken. Das Suchverloren ist nicht nur ein wesentliches Stück der Dressur, wie wir oben gezeigt, sondern auch eine sehr erwünschte Zugabe derselben, wenn der Jäger selbst zufällig etwas verloren hat.

C. Das Schießpferd.

Es ist eine große Annehmlichkeit und zugleich auch Zeitersparniß, wenn Besitzer großer Jagdreviere ihren Distrikt täglich bereiten und so denselben zu allen Zeiten, ohne große Anstrengung, controliren können. Hierzu eignet sich selbstverständlich jedes sonst brauchbare Reitpferd. Aeltere Herren und solche, die zu behäbig und bequem geworden, um sich körperlich groß anzustrengen, dennoch aber auf das Vergnügen der Jagd nicht verzichten wollen, ziehen das Reiten ebenfalls vor und bedienen sich hierzu solcher Pferde, die entweder von Natur den Schuß nicht fürchten oder durch Abrichtung dazu gebracht worden sind, denselben ruhig zu vertragen, und von denen herab sie im Stillstehen Hasen und Hühner schießen können. Das Abrichten zum Schuß ist in der Regel Sache eines geschickten Bereiters. Das Pferd, soll es allen Anforderungen entsprechen, darf, des bequemen Auf- und Absitzens wegen, nicht zu groß sein und eignen sich deshalb auch ganz vorzüglich kräftige, nicht zu kleine Ponys dazu. Das eigentliche Schießpferd kann nebenbei auch zu den vorstehend angedeuteten Zwecken benutzt werden, ist aber vorzugsweise bestimmt, das Anschleichen des Jägers an das Wild zu begünstigen, den Körper seines Herrn zu decken und dem Wilde so lange zu verbergen, bis letzterer seinen Schuß angebracht hat. Hierzu muß es, am besten von dem Jäger selbst, abgerichtet werden, den Kopf auf der Erde, wie beim Grasen zu tragen und auf geringe Hilfen in dieser Stellung langsam vorwärts zu gehen und sich nach allen Seiten, wie es seinem Herrn beliebt, willig zu wenden. Man wählt am liebsten hierzu Hellbraune oder Füchse, weil diese Farben dem Wilde am häufigsten vorkommen und am wenigsten von ihm gescheut werden (nicht Rappen, Weißschimmel oder Schecken) und von der Größe, daß sie den Schützen gerade decken, ohne zu unbequem beim Aufsitzen zu werden. Zur Abrichtung bedarf man eines einfachen Gurtriemens, welcher da, wo er auf das Wiederrüst zu liegen kommt, mit ein Paar Riemchen versehen sein muß; einer sogenannten Schieß-

halfter; zweier Fesseln für die Vorderfüße und einer Schießleine. Man bringt das Pferd an einen ruhigen Ort (Schuppen oder Scheune), legt ihm die Halfter auf, die am Nasenbande rechts und links zur Seite mit einem geschwärzten Ringe versehen sein muß, gürtet dem Pferde den Gurt um, so daß die Riemchen auf das Wiederrüst zu liegen kommen, legt dann die Fesseln, an deren auswärtigen Seiten ebenfalls geschwärzte Ringe befindlich sind, um die Fesselgelenke der Vorderfüße, befestigt die Schießleine in den Ringen des Nasenbandes, zieht dieselbe durch die Ringe der Fesseln und bindet sie auf dem Gurte am Wiederrüst zusammen.



Indem man nun die Leine bald rechts bald links anzieht, zwingt man das Pferd, welches lang gehalset sein muß, den Kopf wie beim Grasen zu senken, wie die vorstehende Abbildung zeigt. Ist das Pferd an diese grasende Stellung des Kopfes einmal gewöhnt, so kann man nach und nach die Fesseln, ja selbst auch den Gurt, obgleich das Beibehalten des letztern immer besser ist, weglassen, die Leine einfach am Nasenbande befestigen, dieselbe zwischen den Vorderfüßen des Pferdes durchziehen und auf dem Wiederrüst befestigen. Später erreicht man dasselbe durch eine einfache Trense, in deren Ringen man die Leine, und wohl auch an eine, die beiden Ringe der Trense verbindende lederne

Kinnkette, eine Art Sprungriemen befestigt. Nach und nach kann man selbst die Schießleine entbehren. Man braucht das Schießpferd zum Bürschen, zum Anschleichen an Trappen, Gänse, Enten, zum Einfangen von Feldhühnern u. s. w. Näheres hierüber bei den betreffenden Jagdbetrieben. An den Schuß gewöhnt man das Pferd dadurch, daß man erst Zündhütchen abbrennt, dann nur etwas Pulver in das Rohr ladet und nach und nach zur vollen Ladung übergeht. Hüten muß man sich, daß man das Pferd nicht durch Unvorsichtigkeit mit einzelnen Pulverkörnern verletzt. Am besten eignen sich zu Schießpferden 7jährige und ältere Pferde. Wollen sich dieselben gar nicht an den Schuß gewöhnen, so muß man sie nach Rarey's Methode mit Gewalt dazu zwingen (vergl. die in demselben Verlage erschienene Brochüre: „Die Zähmung und Dressur der Pferde." 2. Ausg. 1860.

D. Das Schild, der Wisch oder Schirm.

Wenn man nicht im Besitze eines Schießpferdes ist, kann man sich an dessen Statt mit gleichem Erfolge auch des sogenannten Schildes bedienen. Dieses stellt eine auf Leinwand mit nicht glänzenden Farben (sogenannten Wasserfarben) gemalte Kuh oder auch ein Pferd dar. Die Leinwand selbst ist auf einen schwachen Lattenrahmen gespannt, hat in der Mitte eine sogenannte Spannlatte (durch welche die Leinwand gespannt und glatt erhalten wird und nach deren Wegnahme sich das Schild zusammenrollen läßt); eine Handhabe an der hintern Seite zum Vorsichtragen des Schildes; zwei kleine Augenlöcher zum Beobachten des Wildes; ein größeres, durch eine Klappe verdecktes viereckiges Loch zum Schießen, und an der Fußleiste hölzerne oder eiserne Spitzen, um das Schild, wenn man still steht, in der Erde befestigen zu können. Der Gebrauch des Schildes ist ganz der des Schießpferdes.

Aehnlich wie das Schild ist der tragbare Schirm con-

struirt. Er besteht aus einem schwachen, hinten mit einer Handhabe versehenen Lattengestelle von der Höhe des Jägers, dessen Vorderseite mit grünem Strauchwerk oder nach Umständen auch mit Schilf oder Röhricht theils benagelt, theils beflochten ist, und wird im Walde beim Bürschen, im Felde gegen Trappen und Gänse und namentlich auf der Entenjagd zum Anschleichen an das Ufer, beim Waten im Wasser als Deckung ganz so wie das Schild gebraucht. Unter Schirm versteht man überhaupt jeden künstlichen Schutz, hinter dem sich der Jäger beim Anschleichen oder auf dem Anstande verbergen kann. Er muß dem natürlichen möglichst nahe kommen und deshalb bedient man sich auf dem Lande in der Regel des Buschwerkes, welches zwischen, $1\frac{1}{2}$ Fuß entfernt von einander, im Halbkreise eingeschlagene Pfähle $3\frac{1}{4}$ Fuß hoch eingeflochten wird, oder wenn der Schirm tragbar sein soll, eines $1\frac{3}{4}$ Elle breiten und 6—8 Ellen langen grünen Zeuges von starkem Barchent, an welchem von Elle zu Elle ein mit einem eisernen Stachel versehenes Stellstäbchen befestigt ist. Zu Wasser oder beim Anschleichen zu Kahne wählt man Schilf oder Rohr, mit welchem man den Kahn von allen Seiten so dicht besteckt, daß der Jäger durchaus nicht gesehen werden kann.

Ganz verschieden von diesen Schirmen ist der sogenannte Jagdschirm, ein leichtes pavillonartiges Bauwerk, gewöhnlich mit einem Geländer und einem Ladetische ausgestattet, aus welchem die Jagdgesellschaft das zugetriebene Wild mit Bequemlichkeit beschießt.

E. Der Wildjunge, Wildträger.

Die Annehmlichkeiten der Jagd verlieren ihren Reiz und werden zu einer die Kräfte erschöpfenden wahrhaften Plage, wenn man bei glücklicher Jagd 2—3 Hasen und 6—12 Feldhühner mehrere Stunden lang, über Furchen und Ackerbeete stolpernd in der Jagdtasche herumtragen soll, ganz abgesehen davon, daß das Federwild durch das enge Zusammenpacken arg gedrückt,

dadurch unansehnlich und durch die Wärme der schnellen, oft gar nicht aufzuhaltenden Verderbniß entgegengeführt wird. Viele Jagdliebhaber lassen sich daher, um dieser überaus lästigen Unbequemlichkeit zu entgehen, von sogenannten Wildjungen begleiten. Dies sind in der Regel 14—15jährige, der Schule entwachsene Knaben, die außer einem großen Jagdranzen zur Aufnahme des erlegten Wildes, auch noch mit einer entsprechenden Ledertasche bepackt sind, welche den unentbehrlichen Mundvorrath enthält. Diese Jungen bringen gewöhnlich einen immer guten Humor und eine nicht leicht versiegbare Jagdlust mit und sind gegen geringen Entgelt den ganzen Tag unermüdlich und unverdroßen auf den Beinen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist in Bezug auf Jagdliebhaber gegen diese Wahl nichts einzuwenden, da in der Regel diese Wildjungen, was schon in den Verhältnissen liegt, meist alljährlich wechseln und daher das gegenseitige Verhältniß nur selten ein festes und dauerndes wird. Eigenthümer von Jagden, und wohl auch Pächter, aber thun unstreitig besser und handeln gewiß mehr in ihrem Interesse, wenn dieselben anstatt der gedachten Wildjungen dazu geeignete Familienväter zu ihren Begleitern wählen. Der Jagdjunge, wenn er mehrere Jahre hindurch diesen Posten bekleidet hat, verliert damit gewöhnlich die Lust zu jedem andern ernsten Geschäft, wird Bummler und später leider oft Wilddieb, oder muß, und zwar meist mit Zwang, von seinem Patron auf die Lehre gedungen werden, damit eben das erstere verhütet wird. Die kurze Freude wird daher später für manchen Jagdbesitzer oft zu einer höchst unangenehmen Gewissenssache. Dagegen giebt es fast in jedem Dorfe herabgekommene Häusler oder Handwerker, die, bei einer zahlreichen Familie, gern einen kleinen Nebenverdienst mitnehmen, noch jung und kräftig und dabei ordentlich sind, Lust an der Jagd haben, auch dem Interesse ihres Herrn treu ergeben sind, wenn dieser anders es nur versteht, sie dafür zu gewinnen, und die auch nebst ihrer Familie stets bereit sind, das Jagdrevier heimlich zu beobachten, ihre Mitdörfler und Fremde zu überwachen, mit einem Worte sich aufs Spioniren zu legen.

Wie leicht sind solche Leute das Jahr über anderweit nützlich zu beschäftigen, und wie reich verzinst sich der ihnen vergönnte Verdienst! Ein solcher Mann wiegt 10 Wildjungen auf. Ermüdet er auch wirklich leichter als diese, so erhält ihn das Pflichtgefühl und die lockende Aussicht auf die Dankbarkeit und Güte seines Herrn doch stets rege; auch wird ja nicht alle Tage und am wenigsten immer anstrengend gejagt.

Seine Beschäftigung ist: Bei der Bürschjagd den Schweißhund zu führen oder seinem Herrn das Pferd abzunehmen; im Dickicht mit den Hunden seinem Herrn das Wild zuzutreiben; im Felde als Treiber und Hundeführer zu dienen oder dem Herrn das Pferd zu halten, falls dieser nicht von demselben herabschießen kann oder mag; das Aufstehen und Einfallen der Rebhühner zu beobachten; beim Netz- und Lappenstellen die Beaufsichtigung mit zu übernehmen; beim Dohnenstellen die nöthigen Utensilien zu tragen; den Schlingenstellern nachzuspüren und dieselben zur Anzeige zu bringen, und wenn er muthig und kräftig und, wie wir



ihn uns denken, noch nicht oder nicht hoch über die dreißiger Jahre hinaus ist, auch seinen Herrn im Nothfalle gegen Wilddiebe zu vertheidigen. In seiner Function als Wildträger trägt er, außer einer leichten Jagdtasche, die seinen Mundvorrath und

nöthigenfalls etwas Wasser für die Hunde enthält, einen hohen Bütenkorb auf dem Rücken, der aus leichtem Weidengeflecht, und zwar unten aus einem kastenartigen Behältnisse mit einem Thürchen nach Außen, über demselben aber aus losen, mit schwächeren Ruthen verbundenen Weidenstäben besteht, über die man Querstäbe legt, auf welche man im Innern des Korbes das erlegte Wild aufhängt, so daß es vollkommen frei hängt und die Luft von allen Seiten dazu kann. In den untern Kastenraum paßt ein einzuschiebender Blechkasten, welcher zum Verschließen eingerichtet, von Außen grün lackirt und inwendig mit weißer Oelfarbe ausgestrichen sein muß, und Blechbüchsen aller Art mit Mundvorrath enthält. So ist das Nützliche mit dem Angenehmen auf's Schönste verbunden.

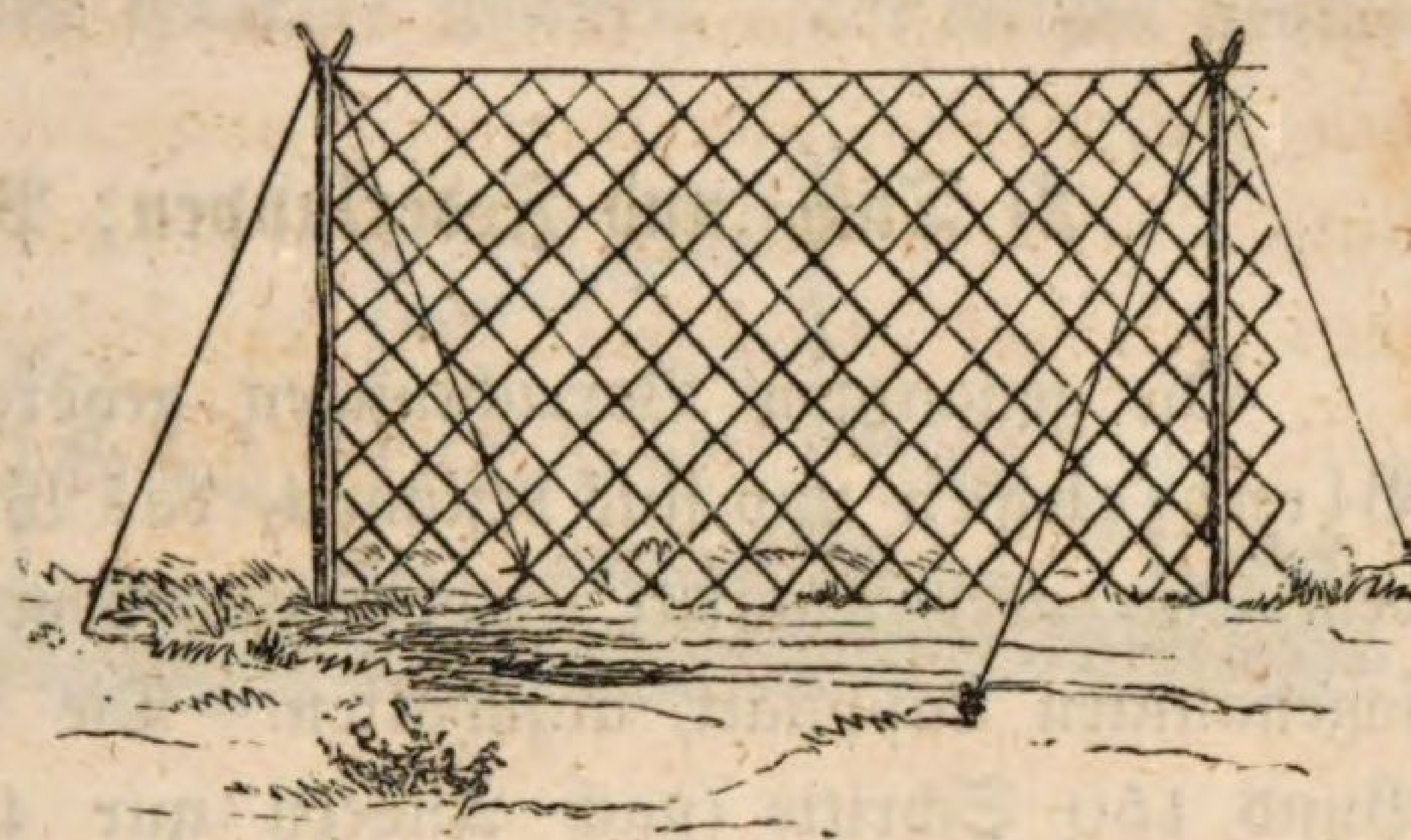
Anstatt des Korbes kann auch ein sogenanntes Reff von Holz gewählt werden, wie es manche Herumträger und an vielen Orten die Holzhacker zu tragen pflegen. Ein solches Reff läßt sich, da es ein breites Rückenbret hat, leichter tragen, besser rein halten, stärker und doch auch dabei leicht bauen; und auch die sogenannte Vorrathskammer läßt sich am Reff ungleich zweckmäßiger und größer anbringen, wie dies aus vorstehender Zeichnung zu ersehen.

F. Weitere Jagdutensilien.

1) Reh- und Hasennetze.

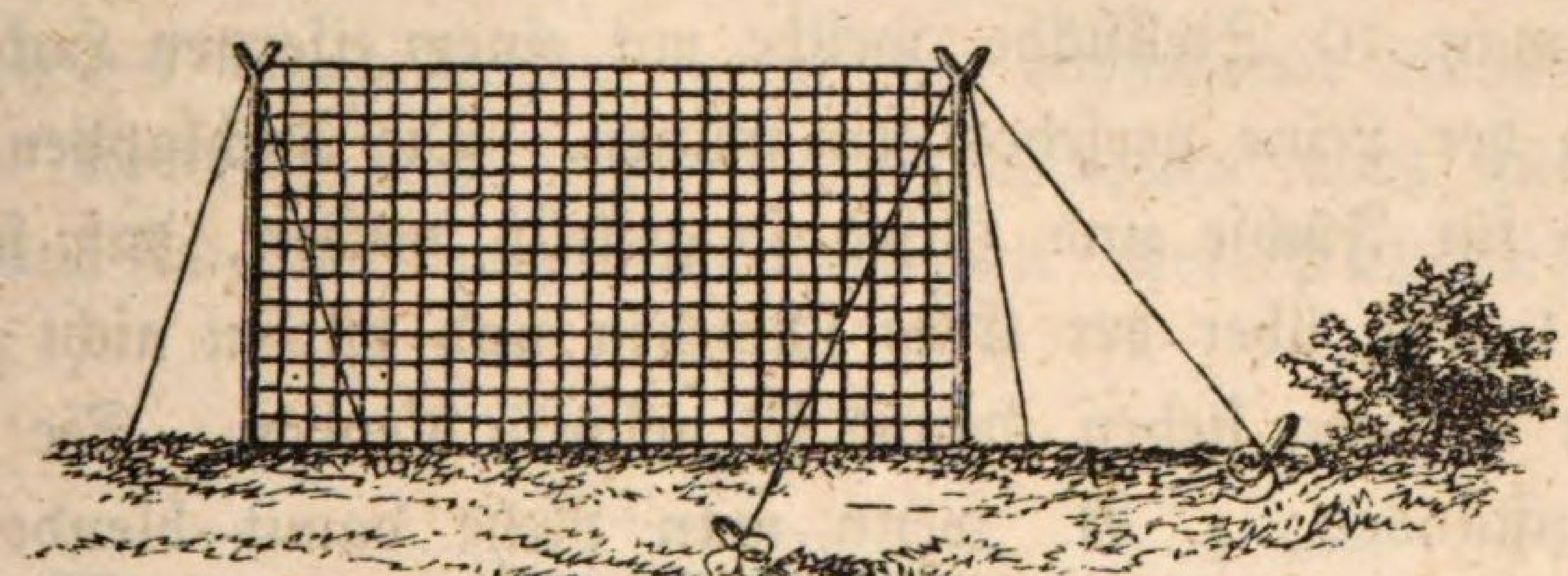
Die Rehgarne sind 80 Schritte lang, stellen prall 6 Fuß, fängisch (busenreich gerichtet) aber nur 4 Fuß hoch; sie sind aus Federkiel dicken hanfenen Leinen gestrickt, ihre Maschen, von einem Knoten zum andern, sind 4, höchstens 5 Zoll weit, und das ganze Garn ist so leicht, daß es ein Mann tragen und ablaufen lassen kann. Beim Stricken fängt man mit 20 Maschen an und strickt, ohne ab- oder zuzunehmen, so lange fort, bis das Netz die gehörige Länge hat. Ober- und Unterleine haben die Stärke eines kleinen Mannsfingers und sind, eingezogen, so lang, daß an jedem

Wechsel 9 Ellen übrig bleiben. Die Stellstangen sind 6½ Fuß lang, kommen 6 Zoll in die Erde und haben in der Höhe von 4½—6 Fuß Stellkerben. Beide Leinen werden zusammengeknüpft und auf jeder Seite nur an einen Heftel gebunden. Zu jedem Netze gehören 6 Forkeln. In diesen Netzen kann man fast



alle Arten Haarwild und Raubthiere einstellen und fangen, starke Schweine und Edelwild ausgenommen.

Die Hasengarne sind von dreidrähtigem hanfenen Bindfaden gestrickt, ihre Maschen sind 3 Zoll weit. Diese Netze stellen 150 Schritte lang und 4 Fuß hoch, busenreich aber nur 100 Ellen lang und 3½ Fuß hoch. Ober- und Unterleine sind um ⅓ schwächer als am Rehgarne und werden auf der einen Seite an einen 3 Fuß langen Haken, an der andern aber an einen 16 Zoll langen Heftel gebunden, damit beide Heftel beim Stellen



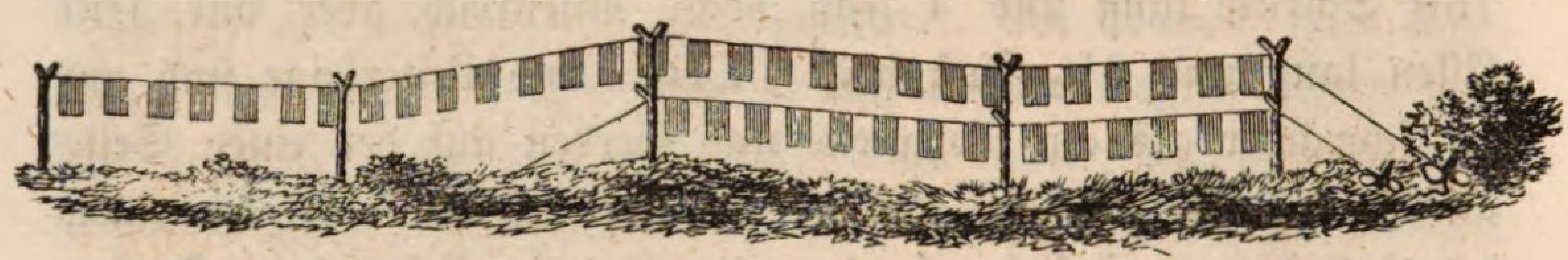
sogleich an der Hand sind und das Garn, auf den Haken gedockt, bequemer getragen werden kann. Die zu einem solchen Netze gehörigen 10 Stellstäbchen müssen von leichtem Holze und 4½ Fuß lang sein, damit 6 Zoll von oben die Stellkerben für die Oberleine eingeschnitten werden können und 6 Zoll von der Stange in die Erde kommen. Das Stellen dieser Netze geht rasch vor sich.

Anmerk. Alle übrigen Netze, die etwa noch bei der Niederjagd und

namentlich bei der des Federwildes in Anwendung kommen, werden wir beim Jagdbetrieb des betreffenden Wildes selbst aufführen. Dies gilt auch von allen Fanginstrumenten, namentlich den eisernen.

2) Tuch- und Federlappen; Papierfahnen.

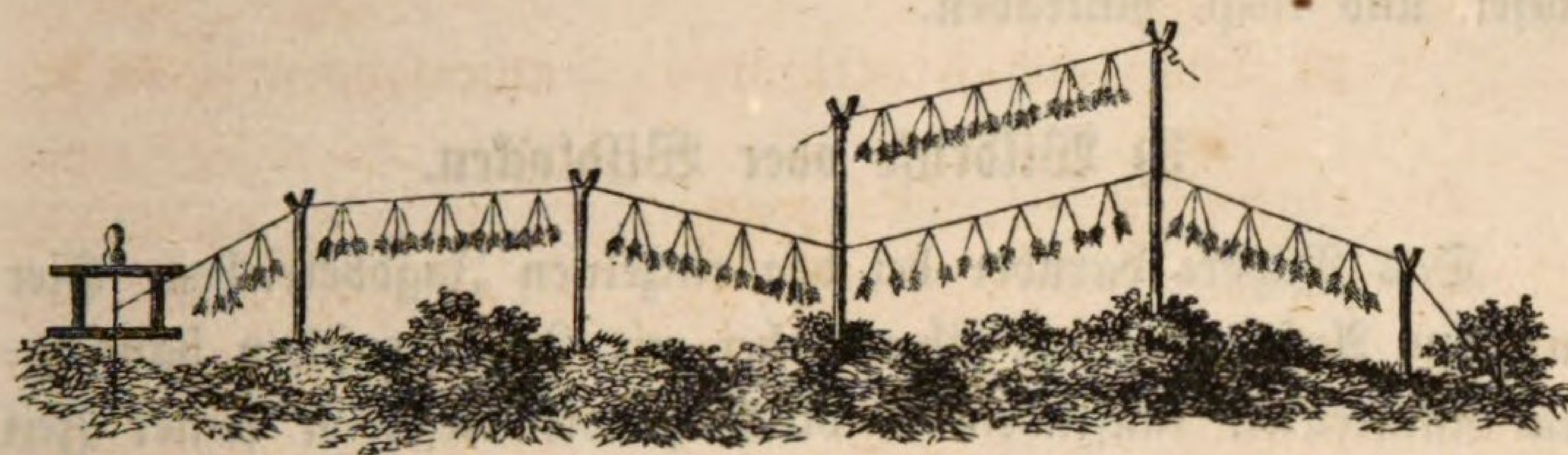
Die genannten Vorrichtungen gehören zu den sogenannten Blendzeugen und sind bestimmt, das Wild zu scheuchen oder von dem Ein- oder Austritt in oder aus dem verlappten Bezirk, der sogenannten Lappstatt, abzuhalten. Die Tuchlappen stellen das Bund 150 Schritte (nach Andern nur 40 Doppelschritte) weit. Sie bestehen aus einer langen hanfenen Leine von der Stärke eines kleinen Fingers, an welche von Elle zu Elle $1\frac{1}{2}$ Fuß lange und 1 Fuß breite Lappen von ungebleichter grober Leinwand angenäht werden. Zum Stellen eines Bundes Tuchlappen



braucht man 10 Stellstäbe, welche mit einem eisernen Haken zum Einlegen der Leine versehen sein müssen. Die Tuchlappen müssen übrigens für Füchse und Hasen so gestellt werden, daß sie etwa $\frac{1}{2}$ bis 1 Fuß über der Erde schweben und dürfen nicht zu nahe an einer Dickung stehen, damit sie gehörig blenden. Sie werden nach Umständen, z. B. wenn man Rehe damit blenden will, auch doppelt und dreifach über einander gestellt (vergl. die Abbildung). Sie sind übrigens eben so leicht zu stellen, als zu transportiren.

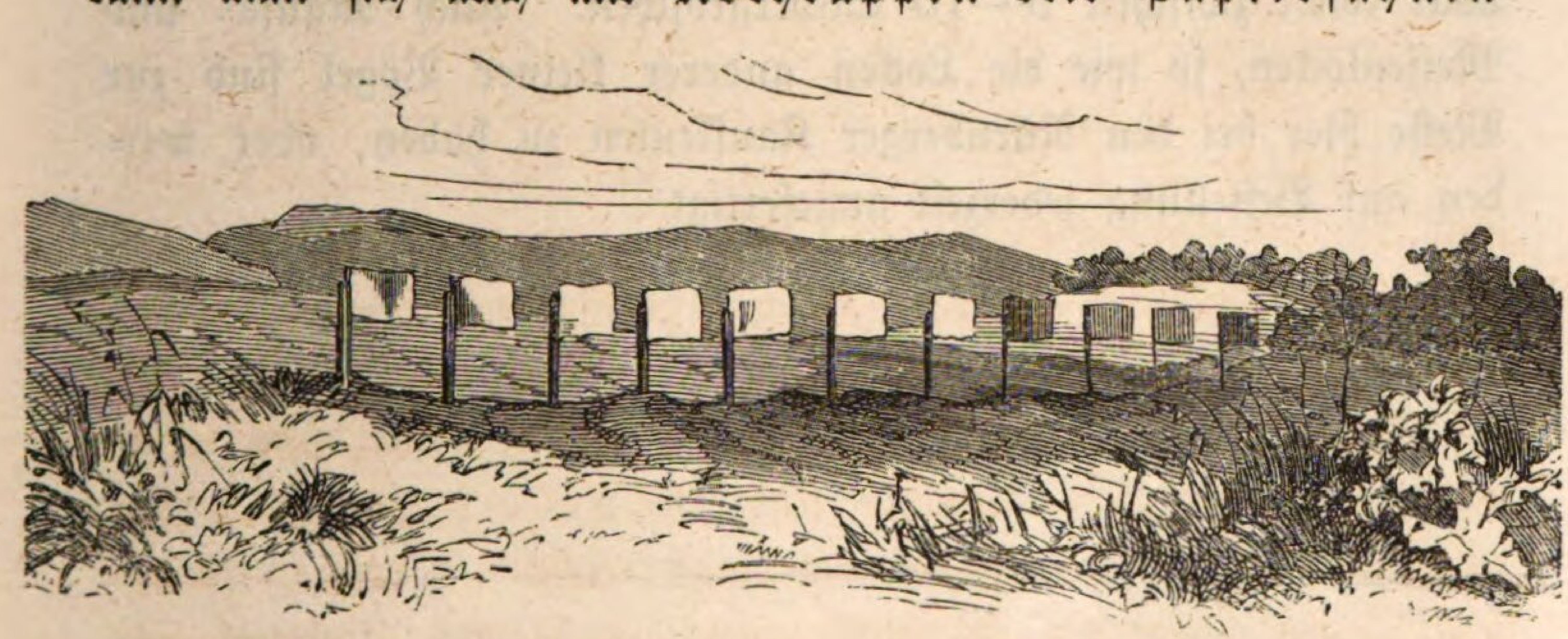
Weniger kostspielig, im Gebrauch angenehmer und mannigfaltiger in der Anwendung sind die Federlappen, welche jeder Eigenthümer einer größeren Jagd reichlich vorräthig halten sollte. An einem 150 Schritte langen hanfenen Bindfaden von der Stärke eines schwachen Bleistiftes werden, nachdem man an beiden Enden der Leine je 4 Ellen übrig gelassen, von Elle zu

Elle 3 Gänse= oder andere größere Federn zusammengebunden, so daß abwechselnd immer 2 weiße und 1 schwarze und 2 schwarze und 1 weiße Feder neben einander kommen. Die weißen Federn



blenden besser im Walde, die schwarzen aber bei Schnee. Die Lappen werden auf einen Haspel gewunden, der eine Elle lang ist und sich um die Mittelspindel bewegt. Für jedes Bund sind 10 drei Fuß hohe Stellstäbe nöthig. Die Federlappen werden, wie die Tuchlappen, $\frac{1}{2}$—1 Fuß über die Erde gestellt, und wenn man Rehe damit abhalten will, oft duplirt, ja triplirt, in welchem Falle die Stellstangen höher sein müssen. Sie dürfen ebenfalls nicht zu nahe an Dickungen gestellt werden; je freier sie stehen und je mehr der Wind mit den Federn spielen kann, desto besser erfüllen sie ihren Zweck. Ein Mann kann bequem 3—4 Bund tragen (vergl. die vorstehende Abbildung).

Im Nothfall und wenn die Federlappen nicht ausreichen, kann man sich auch mit Nothlappen oder Papierfahnen



behelfen. Man klemmt nämlich in kleine, 10—15 Schritte von einander entfernt in die Erde gesteckte und oben gespaltene Holz=

stäbchen 6 Zoll im Quadrat haltende Stücke weißes Schreibpapier (sogenannte Quartblätter) ein, vor denen sich Hase und Fuchs eben so wie vor Federlappen scheuen und denselben entlang hinlaufen und resp. hintraben.

3) Wildrufe oder Wildlocken.

Das Nähere darüber bei den einzelnen Jagdbetrieben. Hier nur eine Anführung der überall bei mit Jagdutensilien handelnden Kaufleuten käuflichen Wildlocken, wie dieselben seiner Zeit auch hier in Leipzig bei Sellier zu haben waren und jetzt noch in der Gewehrhandlung von C. F. Meißner zu haben sind. Ihr Preis ist nicht, wie man gewöhnlich glaubt, unerschwinglich, im Gegentheil reichten selbst früher bei Sellier 3 Thaler vollkommen hin, um sich dieselben alle ohne Ausnahme anzuschaffen, wenn man nicht die Geschicklichkeit besitzt, dieselben auch ohne Instrument mit dem bloßen Munde oder mit Hilfe eines Stückchens Birkenrinde nachzuahmen. Diese Locken sind: Rehrufe, Hasenreizen, Raubvogellocken, Kuckuklocken, wilde Taubenlocken, Birk- und Haselhuhnlocken, Rebhuhn-, Schnepfen-, Enten-, Lerchen- und Wachtellocken und endlich die Drosselkluter. Auf letzterm Instrumente lassen sich die Töne der Drosseln und sonst noch vieler Vögel nachahmen; doch gehört viel Uebung dazu. Die einzelne Locke kostet zwischen 5—10 Silbergroschen. Auch Mäuse- und Meisenlocken, so wie die Locken anderer kleiner Vögel sind zur Messe hier bei den Nürnberger Kaufleuten zu haben, oder werden auf Bestellung jederzeit angefertigt.

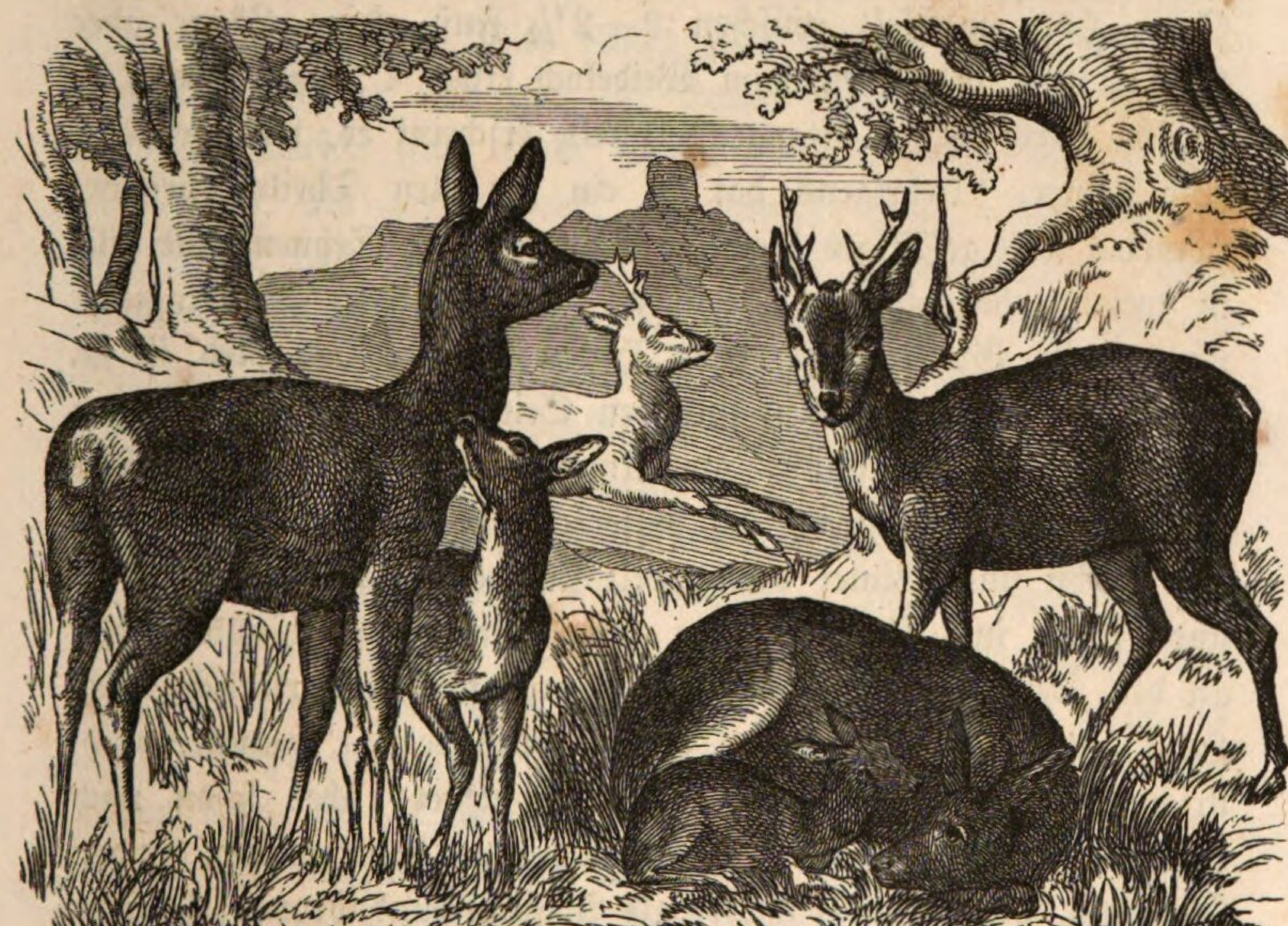
Zweite Abtheilung.

Jagdbare Säugethiere.

A. Jagdbare Nutzthiere.

1) Das Reh (Cervus capreolus *L.*).

Das Reh, die Gazelle unserer deutschen Wälder, liebt vorzugsweise schattige, mit Unter= und Stangenholze wohl besetzte Laubwälder, wie sie auf Bergen und in Auen so häufig vorkommen. Sind dieselben, wie meist in den Auen, von einem Bach



oder kleinerem Fluß durchschnitten, wechseln hier und da Waldblößen, lichte Vorhölzer und grasreiche süße Wiesen mit dem Dunkel des Waldes ab, stoßen fette Raps= und Getreidefelder

an das Holz, liegt dieses still und ruhig, unbelästigt durch das Gekläffe vorlauter Jagdhunde und ungestört von der immer mehr überhandnehmenden unberechtigten Jagdlust, so schwelgen unsere Gazellen geradezu in ihrem Eden. Aber auch im dunklen Nadelholze befinden sich dieselben wohl, wenn anders junge grasreiche Schläge mit finstern Dickichten abwechseln, ein klares Waldbächlein mit kiesigem Grunde nicht fehlt, und der Wald nicht zu ausgedehnt ist und etwa aus lauter lichten, keinen Schutz und Schirm darbietenden Schlaghölzern besteht. Unter dem fröhlichen, die feierliche Stille des Waldes noch heimlicher machenden Gesange munterer Waldvögel, zieht hier das anmuthige Reh, abwechselnd sichernd und äsend, von Schlag zu Schlag oder schmält stutzend und eilt flüchtig ins tiefste Dickicht oder in unwegsame Brüche.

Das Reh ist bei Weitem kleiner als der stolze Edelhirsch. Seine Höhe wechselt zwischen 2—2½ Fuß, seine Länge aber beträgt vom Maule bis zum Weideloch etwa 4 Fuß. Wenn es flüchtig durch lichtes Stangenholz eilt, erscheint es, weil gestreckt, noch kleiner. Uebrigens hat es ein zu allen Theilen proportionirtes und gefälliges Aeußere, sehr elastische Sehnen, und fällt in weiten, bogenförmigen Sätzen, ohne sichtbare Anstrengung, über breite Graben und hohe Hecken über. Das Reh ist im Sommer an Hals, Rücken und den Seiten schön braunroth, an den Läufen braungelblich, am Unterleibe heller gefärbt. Der Kopf ist schwarzbräunlich, die Nase schwarz, immer naß und kalt. Im Herbst und Winter verwandelt sich das Braunroth an Hals und Rücken in's Schwarzbraun, welches in's Graue hinüberspielt; an den Seiten ist die Farbe des Haares fast graugrünlich. Die Haut des Kalbes ist in der ersten Lebensperiode braunröthlich, strichweise mit kleinen weißen Flecken besäet, aber schon nach 2 Monaten gleicht sie der des alten Rehes vollkommen. In einigen Gegenden Deutschlands soll es als Abarten dunkelbraune, ja ganz schwarze, sogar bleifarbige und ganz weiße Rehe geben. Letztere scheinen jedoch eine bloße Spielart und wirkliche Kakerlaken zu sein.

Das männliche Reh wird Rehbock, das weibliche Rieke (Ricke, Hille, Geiß) genannt. Nur der Rehbock hat ein

Gehörn. Zu Ende des 4. Monats wölbt sich beim männlichen Rehkalbe das Stirnbein, auf welchem sich in den nächsten Wochen die sogenannten Rosen und in den Wintermonaten zwei Spieße entwickeln. Diese sind dünn, spitz zulaufend, 3—4 Zoll lang, mit Bast überzogen. Letzteren schlägt oder fegt sich der junge Bock, welcher jetzt Spießbock genannt wird, im März oder April des folgenden Jahres an Lärchenbäumen oder andern weichen Holzarten ab. Im nächsten December wirft der nunmehrige Spießer das erste Gehörn wieder ab, und setzt binnen 3 Monaten ein zweites auf, dessen Stangen oben gewöhnlich in Gabeln ausgehen. Dann heißt er Gabelbock. Später wird er, ohne weitere Berücksichtigung des Gehörns, ein guter, braver Bock genannt, wenn er stark am Leibe ist, sonst ein schwacher, geringer Bock. Oft erfolgt das Abwerfen des Gehörns auch schon im November. Dies hängt zum größten Theile von der reichlichen Aesung und von der guten Gesundheit des Thieres ab. So werfen gute Böcke früher ab und setzen auch früher wieder auf, als geringe oder gar kranke Böcke. Bei letzteren verkümmert das Gehörn häufig oder zeigt Monstrositäten. Dies ist namentlich der Fall, wenn der Bock auf irgend eine Art am Kurzwildpret (Hoden) während der Ausbildung des Gehörns gelitten hat. War das Gehörn aber schon abgeworfen, so setzt er in jenem Falle gar nicht mehr auf. Auch durch übermüthiges Abfegen des Bastes, durch einen unglücklichen Sturz u. s. w. kann der Bock um das Gehörn kommen. In der Zeit, wo das Gehörn abgeworfen ist oder aus irgend einer Ursache ganz fehlt, ist das Erkennen des Geschlechts nicht leicht, wenigstens geben der stärkere Kopf und Hals des Bockes nur leicht trügliche Kennzeichen dafür ab. Sicherer sind bei nicht zu großer Entfernung und von Hinten das weiße Schild des Bockes und die herabhängende Schürze der Rieke. Das Schild oder der Spiegel ist die weiße, behaarte runde Scheibe, welche sich um das Weideloch herum bis auf den hintern Theil der Keulen des Bockes erstreckt. Die Schürze oder das Wasserzeichen ist ein langer Haarbüschel, welcher aus dem äußern Geburtsgliede (waidmän-

nisch „Feigenblatt“ genannt) der Rieke hervorsteht und herabhängt. Das sicherste und einzig verläßliche Kennzeichen des Geschlechts, außer dem Gehörn, ist der Pinsel, d. h. der lange Haarbüschel, welcher am vordern Ende der Brunftruthe des Bockes herabhängt. Der tüchtige Jäger aber erkennt den Bock, selbst in voller Flucht, schon an der Haltung und, wenn er ihn auch nicht sieht, an dem stärkern Auftreten mit den Läufen. Doch läßt sich dies nur durch fast unausgesetztes Leben im Walde erlernen.

Das Reh hat keinen Schwanz (Blume); es findet sich jedoch beim Zerwirken ein kleines Rudiment davon an der Stelle vor, wo sonst die Blume eingewachsen ist.

Das weibliche Reh heißt, wenn es ein Jahr alt ist, Schmalreh; nachdem es zum ersten Male gebrunftet hat, Rieke, später alte Rieke und wenn es nicht hochbeschlagen ist, gelte Rieke.

Die Brunft (Begattung und Befruchtung) der Rehe findet Ende Juli und im August statt. Die Geburt erfolgt 40 Wochen nach der Befruchtung. Die Rieke setzt gewöhnlich im Mai 2 Kälber, selten 3, noch seltener 4. In der Brunftzeit wird das weibliche Reh vom Bock getrieben, wobei es einen Angstlaut ausstößt. Außerdem giebt das Reh noch einen Lock-, Schreck- und Klagelaut von sich. Das Junge sucht die Mutter mit einem fippenden Locklaut; diese antwortet mit einem ähnlichen, aber tiefern Laute und ruft mit diesem auch die Jungen zu sich. Aehnliche, kurz abgestoßene und wiederholte Töne läßt der Bock hören (er schmält), wenn er erschrickt oder sich gefährdet glaubt; bei der Rieke sind die Töne höher gestimmt, mehr schreiend und länger gezogen. Der Klagelaut endlich, als schmerzhafte Empfindung und Angst beim Gefangenwerden durch Menschen, Hunde oder Raubthiere, besteht in einem kreischenden Geschrei. Jeder dieser Laute besteht aus zwei Tönen, von denen der erste hoch und lang, der zweite tiefer und kurz abgebrochen ist. Die Höhe und Tiefe der Töne variirt nach dem Alter und Geschlecht.

In der Brunftzeit treiben die alten Böcke zuerst Schmalrehe,

dann alte Rieken. Junge und geringe Böcke werden von den alten Böcken vom Beschlagen verdrängt (abgeschlagen) und kommen erst zu diesem Genusse, wenn jene erschöpft sind. Der Beschlagakt selbst dauert kaum eine Minute, wird oft wiederholt, auch abwechselnd an mehreren Rieken vollzogen. In der Regel bleibt der Bock den Winter über bei derjenigen Rieke, mit welcher er zuletzt gebrunftet hat, und bildet mit ihr und ihren Kälbern eine Familie, den sogenannten Sprung. Im Frühjahr, zur Zeit des Haarwechsels (Färbezeit) verläßt er denselben und bleibt für sich bis zum Eintritt der Brunftzeit, wo er unruhig herumtrollt Schmalrehe aufsuchend und treibend. Auch die Rieke trennt sich in der neuen Satzzeit von ihren nun jährigen Kälbern, die sie bis dahin mit großer Mutterliebe geführt hat, und überläßt dieselben, als erwachsen, von nun an ihrem eigenen Schicksale. Junge Rehkälber weiblichen Geschlechts lassen sich leicht aufziehen und vollständig zähmen, der Bock nie, er müßte denn kastrirt sein.

In Bezug auf die Aesung ist das Reh im Allgemeinen gewählt und lecker in der Auswahl der Kräuter und Gräser. Ganz besonders liebt es jungen Stockausschlag, namentlich von Aspen und Pappeln. Im Winter zieht es die Knospen von Eichen und Pappeln, so wie Brombeerblätter und Mistel allem Andern vor, verschmäht aber auch die Nadelholzknospen, besonders die junger Fichten, nicht, wodurch, so wie durch das Fegen der Böcke am jungen Stangenholze, ein übermäßiger Rehstand dem Walde leicht lästig wird. Ganz besonders liebt das Reh das grüne Getreide und die Oelsaat, jedoch nur so lange, bis die Halme in's Schossen kommen. Sie beißen aber selten so tief ein, daß das sogenannte Herzblatt Schaden leidet. Die beste Winterfütterung sind aufgestellte Hafergarben, gefällte Eichen, Aspen, Pappeln und Mistel (Viscum album *L.*); mit letzterer, als einer Lieblingsäsung, kann man sie weit her und überall hin locken. Ueberhaupt beugen im Frühlinge reichliche Fütterung mit Heu, Hafergarben und Eicheln, so wie Salzlecken, am besten den schädlichen Folgen der Kälte und Nässe des Winters und den daraus entspringenden Krankheiten vor. Die Salzlecken

(Wildsulzen) werden am zweckmäßigsten an einem ruhigen Orte in der Nähe von fließendem Wasser angelegt, entweder in einem viereckigen Bohlenverschlage oder in einem ausgehöhlten Baumstumpfe oder auch in einer seichten Erdgrube. Die genannten Vertiefungen werden mit reinem, keinen Sand oder Steine enthaltenden, stark mit Salz, auch wohl mit etwas Anis, gemengten Lehme vollgeschlagen, auf diesen wird eine Kuppe (kegelförmiger Hügel) von demselben Gemenge aufgesetzt, das Ganze nochmals mit Salzlake tüchtig begossen und mit Foenum graecum oder noch besser mit Veilchenwurzpulver (Pulvis radicis Iridis florentinae) bestreut.

Das Reh ist furchtsam und scheu, doch will man einige Beispiele haben, daß es bei schwerer Geburtsarbeit die Hilfe von Hirten und Schäfern nachgesucht haben soll, indem es sich unter die Heerde mischte und dort so lange blieb, bis seiner Noth abgeholfen wurde. Im Bette (Lager) überrascht, erschrickt es so, daß es den Kopf verliert, nicht zum Sprunge und zur Flucht kommen kann und leicht eine Beute von Bauerhunden oder Raubthieren wird. In allen Jahreszeiten, und selbst bei Plattfrost, hält es sich am liebsten in Feld- oder von Wiesen durchschnittenen Vorhölzern auf, bei tiefem Schnee aber zieht es in das wärmere Dickicht des Waldes, und zwar in die Nähe junger Holzschläge, aus denen es sich nicht leicht wieder vertreiben läßt. Im hohen Sommer, wenn es von Bremsen stark geplagt wird, thut es sich, um sich dagegen zu schützen, im hohen Getreide nieder. Aus den in die Haut gelegten Eiern der Bremse (Oestrus bovis *L.*) entwickeln sich die sogenannten Engerlinge, welche die Haut durchlöchern. Am besten ist letztere im Juni und Juli, wo sie ganz frei von Engerlingsflecken ist; auch sind die Böcke dann gut bei Leibe, am feistesten aber, bei guter Aesung, im November. Dies gilt auch von den alten, besonders aber von den gelten Rieken.

Außer der Verfolgung durch Raubthiere und Menschen ist das Reh auch einigen verderblichen Krankheiten unterworfen, so z. B. der **Ruhr** (einer wahrscheinlichen Folge der Ueberladung

des Magens mit fetten Sumpf- und Wasserpflanzen nach strengem Winter), der Auszehrung (in Folge des Genusses unverdaulicher Holzfasern, von denen im Frühjahr oft faustgroße Klumpen im Magen gefunden werden) und der Leberfäule (Vereiterung der Leber in nassen Jahren). Auch die Klauenseuche tödtet viele Rehe. Außerdem werden sie, wenn der Schnee eine starke Kruste hat, an den Läufen leicht wund, lahmen und ermatten in Folge dessen, können nicht laufen und werden leicht eine Beute der Raubthiere. Nicht minder bekannt ist, daß in Auen und Niederungen auch durch Ertrinken bei Ueberschwemmungen viele Rehe zu Grunde gehen, obschon sie sonst gut schwimmen.

Trotz dieser aufgeführten Schädlichkeiten aller Art, vermehrt sich doch der Rehstand auffallend schnell, wenn man nur das Gehege durchaus ruhig hält, gut beaufsichtigt, die Raubthiere vertilgt, den Raubschützen und namentlich den Schlingenstellern eifrig nachstellt, gut füttert und sulzt, keine Rieken (mit Ausnahme alter, gelter) erlegt, die alten starken Böcke dagegen ohne Bedenken niederschießt, die geringen Böcke aber verschont. Die ersteren kommen leicht andern Revieren zu Gute, indem sie besonders zur Brunftzeit weit wechseln, und halten auch außerdem die jungen, kräftigeren Böcke vom Beschlagen ab.

Jagdbetrieb.

1) Der Anstand. Auf demselben werden, wie überhaupt auf der Rehjagd, nur starke Böcke oder höchstens alte gelte Rieken, und zwar in der Regel mit der Büchse, geschossen. Man stellt sich nach der Jahreszeit da an, wo das Reh in derselben seine Aesung nimmt. Im Winter z. B. in Schlägen, die viel Brombeersträucher und Wurzelbrut von Aspen enthalten, an Winterraps- oder Wintergetreidefeldern, wenn der Stock frisch zu grünen anfängt; im Sommer an Waldwiesen, jungem Klee, grasreichen Schlägen. Im Frühjahr und Herbst auch an Salzlecken; um die Mittagszeit an Quellen, Wasserbehältern u. s. w. Stets muß man dabei unterm Winde stehen, d. h. so, daß der Wind entweder gerade oder seitwärts auf den Schützen zukommt. Man

kann sich wohl auch Kanzeln auf Bäumen errichten, wo man vom Wilde am wenigsten wahrgenommen wird, man schießt jedoch von der Kanzel herab leicht zu hoch, und muß daher etwas kurz halten. Hauptsache auf dem Anstande ist, daß man sich auf seinem Posten durchaus ruhig verhält, und mit dem Gesicht dahin gerichtet steht, woher das Wild erwartet wird. In der Regel nimmt, wenn mehrere Rehe beisammen sind, die alte Rieke den Vortritt und der Bock kommt zuletzt. In Bezug auf die Tageszeit ist der Abendanstand sicherer, als der am Morgen.

2) Der Bürschgang. Man schleicht gegen Abend und früh, wenn es Tag wird, an Feld= und Wiesenrändern, jungen Hauen, in Vorhölzern und auf Wegen im Holze selbst, vorsichtig herum, und sucht das Wild, ohne von ihm gesehen zu werden, zu Gesicht und zum Schuß zu bekommen. Dies ist keineswegs leicht und nimmt fast alle Sinne des Jägers, so wie seine Ruhe, Geduld, Ausdauer und Umsicht in Anspruch. Der Schütze muß, um nicht gesehen zu werden, sich stets durch Sträucher, Bäume, Gräben, Erderhöhungen zu decken suchen, oft gebückt, ja kriechend einherschleichen, jedes Knittern von trocknen Blättern, jedes Brechen auf dem Boden liegender trockner Aestchen vermeiden, stets gegen den Wind bürschen und nur so lange schleichen, als das Reh äset oder herumzieht, sogleich aber still stehen und sich möglichst decken, wenn es ruhig steht und sichert oder Unruhe zeigt. Daher ist bei starkem Wind und feuchten Wetter das Bürschen in der Regel auch leichter, als bei großer Windstille und Dürre, lohnender am Morgen als am Abend, es müßten denn Gewitter oder Platzregen kurz vorhergegangen sein, weil dann die Rehe gern auf freie Plätze austreten, um sich zu trocknen. Am schwersten ist ein freier Platz zu beschleichen. Gute Dienste leisten hier oft der Wisch oder das Schild. Auch des Bürschpferdes oder Bürschwagens bedient man sich mit Vortheil. Bedingung dabei aber ist: die Pferde müssen vollkommen schußfest sein; der Jäger, er mag das Wild oder dieses ihn zuerst erblicken, muß sogleich, möglichst gedeckt, absteigen, neben dem Pferde oder Wagen hergehen, mit beiden nicht anhalten, sondern immer in Bewegung

bleiben, das Wild unterm Winde zu umgehen suchen, und erst still halten, wenn der Schuß gefallen ist. Mag auch der Bock immer Unruhe verrathen oder gar flüchten, wenn nur die weniger scheue Rieke kein Mißtrauen zeigt, dann kommt der Bock, wenn man sich nur ruhig verhält, in der Regel bald wieder zurück. Ein gutes Glas ist, wie so oft, auch beim Bürschen von wesentlichem Nutzen, um schon von ferne den Bock von der Rieke und den braven Bock vom geringen mit Bestimmtheit unterscheiden zu können. Auch der Schweißhund darf beim Bürschgange nicht fehlen, doch ist es zweckmäßiger, sich denselben durch einen Gehilfen nachführen zu lassen. Regel aber ist es, das angeschossene Wild erst krank werden zu lassen, ehe man ihm mit dem Hunde nachzieht. Auch muß man stets vorher wieder laden, um im Nothfall noch einen zweiten Schuß anbringen zu können, und mit einem Jagdmesser versehen sein. Wird man dagegen vom Wilde zu zeitig entdeckt, so beachte man es anscheinend gar nicht, gehe singend fort, suche sich ihm aber dabei möglichst zu nähern, wobei es nicht selten gelingt, doch noch zum Schuß zu kommen. Tannennadelgrün und schmutzig grau sind die besten Farben für den Jäger auf dem Bürschgange. Zweckmäßig ist es, Rock und Mütze grau füttern zu lassen; dann kehrt man im Winter und im Stangenholze Rock und Mütze um, und man ist grau, durch dasselbe Mannöver in grünen Gehauen aber grün gekleidet. Das Schild der Mütze muß jedoch von demselben Doppelstoffe und darf durchaus nicht glänzend sein, eben so wenig als das Gewehr oder das sonstige Jagdgeräthe des Schützen.

3) Das Blatten. Dasselbe ist eine Nachahmung des Angstrufes, den das Schmalreh ausstößt, wenn es vom Bocke getrieben wird und nur in der Brunftzeit, Ende Juli bis August, anwendbar. Zur Hervorbringung desselben bedient man sich eines Blattes (daher der Name) oder eines Stückchens Birkenrinde, das man zwischen die Lippen bringt. Doch giebt es auch käufliche Instrumente, sogenannte Rehrufe, zu diesem Zwecke, die noch den Vortheil gewähren, daß man sie höher und tiefer stellen kann. Der Ton muß sanft gezogen werden und ist zweistimmig. So

wie der Bock denselben hört, kommt er, besonders wo wenig Schmalrehe stehen, pfeilschnell hinzu (er springt auf's Blatt). Dies geschieht zu jeder Tageszeit, am sichersten aber Vormittags zwischen 10—12 Uhr, weil er um diese Zeit kein Schmalreh treibt, sondern in der Regel ruht. Hat man sich zum Blatten angestellt, so thut man gewöhnlich 3 Stöße hintereinander und hält dann einige Minuten inne, worauf man, wenn man nichts bemerkt, das Blatten, wie früher, noch 3—4 Mal wiederholt und dann einen andern Platz wählt. Zu schnelles Wechseln des Platzes taugt nichts, häufig verscheucht man dadurch den im nahen Dickicht stehenden, noch sichernden Bock. Oft springen 2 Böcke zugleich ein. Zuweilen kommt aber auch der Bock höchst vorsichtig nur geschlichen; wird man dies inne, so thut man noch einen Stoß. In großen Dickichten aber, wo der Bock sich in der Regel immer vorsichtig anschleicht, ist es gerathener, den Blattenden 30—40 Schritte hinter den Jäger zu stellen, dann bleibt die Aufmerksamkeit des Jägers ungetheilt, er selbst stets schußfertig und kann daher den Schleicher mit Ruhe empfangen. Merkt der Bock Unrath oder ist das Blatten nicht rein, so flieht er, heißt dann verblattet, und läßt sich für dieses Jahr kaum wieder täuschen. Ist der Ton zu hoch, so gewinnt er mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Fipplaut der Kälber. Dann springen auch häufig alte Rieken allein oder mit dem Bock zugleich ein. Erstere, weniger scheu, rennen auch, selbst wenn sie durch einen blinden Schuß verjagt werden, auf erneuetes Blatten wie toll wieder an. Dies benutzen die Wilddiebe, um in und außer der Brunftzeit mittelst des Blattens Rieken zu schießen und richten dadurch großen Schaden an. Man vermag sich nur dadurch gegen diese Infamie zu schützen, daß man sein Revier von der Satzzeit der Rehe an bis Ende August fleißig begeht, zuweilen selbst blattet und die anspringenden Rieken durch die Stimme, durch Vorspringen oder blinde Schüsse zu verblatten und dadurch den Wilddieben das Handwerk zu verderben sucht.

4) Das Treiben. Bei Waldtreibjagden auf Füchse und Hasen kommen nicht selten Rehe mit zum Schuß, noch häufiger

aber brechen sie durch die Treiber. Die hier in Rede stehenden Treiben sind dagegen ausschließlich auf Rehe angelegt. Weiß man gewiß, wo ein Bock seinen Stand hat, so umstellt man den Ort mit Schützen oder stellt sich auch wohl allein auf dem Wechsel an und läßt das Holz langsam von 3—4 Treibern durchgehen, die aber nicht lärmen, sondern nur manchmal husten und pfeifen und an die Bäume klopfen dürfen. Eignet sich das Holz zum Umlappen, so umlappe man es in der Stille mit doppelten, in der Höhe eine Elle weit auseinander stehenden Federlappen und schieße den Bock in der Umkreisung, aus der er nicht leicht auszubrechen wagt. Auch kann man das Holz mit hohen Rehgarnen umstellen, wenn diese zur Hand sind. Treibt man einfach, so darf man die Treiben nicht zu groß nehmen und muß die Seitenwechsel an der Schützenlinie aus- und vorspringend mit Schützen besetzen, auch wohl ein paar Schützen unter die Treiber mischen, da die Rehe gern durch die Treiber, noch öfterer aber an den Seiten der Treiber durchbrechen. Letztere müssen gut Linie halten. Man kann auch die Seitenwechsel verlappen lassen. In Bezug auf die bei Treibjagden überhaupt zu befolgenden Regeln verweisen wir auf die Treibjagd der Hasen. Letztere dürfen bei Rehtreiben nicht eher geschossen werden, als bis die Rehe vorüber sind, weil diese sonst umkehren. Nur der Fuchs ist unter allen Umständen vogelfrei. Noch erwähnen wir als einer Art Treibjagd, der von jedem rechtlichen Waidmann als Aasjägerei verpönten Rehhagen. Dies sind auf bekanntem Rehwechsel errichtete hohe Hecken oder Zäune, die hin und her Lücken haben, in welchen mit Stangen eine Art Thürgewände errichtet ist, an welchem herabhängende Schleifen von hanfenen Leinen dicht nebeneinander fängisch so aufgestellt sind, daß eine etwas über der andern steht. Auf diese Hecken werden dann die Rehe aus dem umliegenden Distrikte zu getrieben. Sie suchen sich durch die Lücken zu retten, und werden in den Schleifen gefangen.

5) Die Jagd mit Jagdhunden oder sogenannten Bracken. Diese ist in einem ebenen oder wellenförmigen Reviere, wo geschont werden soll, ganz verwerflich. Nur in Ge-

birgen oder auf einzelnen steilen, mit Holz bewachsenen Höhen, die mühsam zu ersteigen sind, oder in Brüchen, wo Treiber nicht durchkommen können, sind Jagdhunde zulässig. Doch dürfen die alten Rieken weder hoch beschlagen, noch die Kälber so klein und gering sein, daß sie leicht eine Beute der Hunde werden. Auch muß diese Jagd überhaupt mäßig betrieben, das Wild nicht bis zum Verschlagen herumgehetzt und dem Revier mindestens eine mehrwöchentliche Ruhe vergönnt werden, bevor es wieder bejagt wird. Drei Hunde sind zu dieser Jagd vollkommen hinreichend; mehrere beirren einander. Sie jagen laut auf der Fährte und der Jäger erkennt in der Regel schon am Geläute seiner Hunde, ob dieselben einen Hasen, Fuchs oder ein Reh jagen. Die Schützen stellen sich, vor dem Beginn der Jagd, auf den ihnen bekannten Wechseln, meist Stegen und alten Waldwegen, deren niedrig überhängende Aeste auszuhauen sind, an. Hierauf führt der Jäger seine Hunde auf den Anjageplatz und giebt seiner Zeit mit dem Horn das Zeichen, daß die Jagd angeht, wenn die Hunde eine Fährte aufgenommen haben und laut zu jagen anfangen. Er selbst, nachdem er seine Hunde noch angefeuert, bleibt auf dem Platze stehen, wo die Jagd anging, und gewöhnlich stellt sich ihm noch rechts und links zur Seite ein Gehilfe, wo möglich auf nahen Wechseln, an. Von diesem Augenblicke an dürfen die Schützen sich nicht mehr von ihren Plätzen rühren und müssen ihre Wechsel um so sorgfältiger beobachten, als in der Flucht der Sprung nicht in der gewöhnlichen Ordnung, sondern der Bock oft zuerst ankommt, Sehen und Schießen fast in einen Moment zusammen —, langes Besinnen hier aber ganz wegfällt. Daher drückt man auch bei dieser Jagd gern ein Auge zu, wenn auch zuweilen irrthümlich eine Rieke geschossen wird. Die Rieke hält, wenn sie gejagt wird, einen mehr engen Kreis, der Bock aber geht sehr flüchtig und entfernt sich oft weit vom Anjageplatz. Stürzt das Wild im Schuße, so muß der Schütze, ohne erst wieder zu laden, hinzueilen, und die nachfolgenden Hunde auffangen, damit sie es nicht anreißen; geht das angeschossene Wild aber weiter oder weiß man nicht bestimmt, ob man es

gefehlt hat, so muß man mit der größten Aufmerksamkeit das Geläute der weiter nachfolgenden Hunde beachten und der nächste Schütze schnell dahin eilen, wo die Jagd aufhört, damit indessen die Hunde nicht ihre Beute theilen.

Mit Dächseln ist diese Jagd noch angenehmer, als mit Bracken, weil erstere bei Weitem langsamer jagen, das Wild nicht so flüchtig wird, vor den Dächseln wenig Furcht zeigt und oft sichernd stehen bleibt. — Das Hetzen der Rehe mit Windhunden ist überall, namentlich aber in Schonungen, durchaus verwerflich und als höchst unzweckmäßig wohl auch jetzt überall abgeschafft.

6) Das Fangen in Schleifen. Diese äußerst verderbliche und spitzbübische Jagdart wird nur von Wilddieben ausgeübt. Die Schlingen sind entweder von ausgeglühtem Eisen- oder Messingdraht oder von dünnen Leinen gemacht und werden in den Dickungen auf die Wechsel 2 Fuß hoch fängisch gestellt. Leider werden fast nur Rieken in denselben gefangen, da diese, wenn sie auf Aesung ziehen, in der Regel den Vortritt nehmen und den Sprung führen. Ein frecher Schlingensteller ist im Stande in kurzer Zeit ein Revier zu ruiniren und schadet ungleich mehr als ein einfacher Wildschütze. Fleißiges Absuchen und Wegnehmen der Schlingen, so wie das Festnehmen des Schlingenstellers selbst, das jedoch nur selten gelingt, weil diese Leute ihre verdächtige Anwesenheit im Walde durch allerlei, zum Theil selbst plausible Gründe, zu bemänteln wissen, sind die einzigen Mittel, diesem Unfuge, wenn auch nicht gänzlich abzuhelfen, doch ihn weniger schädlich zu machen.

7) Das Einlappen und Zeugjagen. Ersteres ist vorzüglich bei frischem Schnee, so wie des Morgens, ehe die Rehe zu Holze ziehen, anwendbar. Man verlappt die nach dem Felde gerichtete Seite des Holzes, läßt einige Lücken in der Umlappung und stellt die Schützen hinter denselben auf den Anstand. Beim Zeugjagen umstellt man einen freien Raum, z. B. eine Wiese, im Holze prall mit Reh- oder Hasennetzen, errichtet auf dem freien Raume einen Jagdschirm zum Schießen, läßt ihm gegenüber eine Oeffnung in der Stallung, treibt dann nach dieser

alles Wild aus dem benachbarten Distrikte hin, und stellt, wenn dies geschehen ist, die Oeffnung mit einem Garne zu. Will man die Rehe lebendig fangen, so muß man die Netze busenreich stellen.

Nun noch einige Worte über die Beurtheilung der Schußwunden und die sogenannten Bürschzeichen.

Nie schieße man mit der Kugel weiter als auf 120 Schritte und halte stets auf's Blatt ab, oder falls man seiner Sache ganz gewiß ist, auf den Kopf. Eine durch eine Rundkugel geschlagene Wunde schweißt besser und stärker als die von einer Spitzkugel. Auch verschlägt sich letztere eher, wenn man durch Zweige zu schießen genöthigt ist.

Stürzt ein Stück Wild unterm Knall oder nicht weit vom Anschuße (der Ort, wo es stand) zusammen, so verbreche es der Jäger (d. h. bedecke es mit einem grünen abgebrochenen Reiß, das mit dem Abbruche beim Bock nach dem Gehörne, bei der Rieke nach dem Gesäuge hin gerichtet ist und als Zeichen dient, daß das erlegte Wild schon seinen Herrn gefunden) und sorge dafür, daß es möglichst bald nach Hause geschafft werde. Man kann das Reh aber auch hessen und an den geheßten Hinterläufen bis zum Abholen an einem abgestutzten Baumaste aufhängen. Wenn das Wild verwundet ist und sich nicht im Gesichtskreise des Jägers niederthut, so untersuche derselbe, nachdem er sein Gewehr wieder geladen, den Ort, wo das Wild gestanden, genau in Bezug auf den sogenannten Einriß und die Bürschzeichen. Ersterer ist der Eingriff mit den Schalen in die Erde beim ersten Sprunge nach dem Schuß, die Bürschzeichen aber bestehen in zerschossenem Haar, zersplitterten Knochen und etwaigem Schweiße. Hieraus, wie nach dem Benehmen des Wildes unmittelbar nach dem Schuß, kann man auf die Art und Lebensgefährlichkeit der Verwundung schließen. Die Verwundung heißt: Kopf=, Hals=, Rücken=, Blatt=, Keulen=, Rippen= (Flanken=)Schuß, wenn die Kugel auf einem dieser Körpertheile sitzt; Lauf=Schuß, wenn sie einen Lauf zerschmetterte; Krell=Schuß, wenn sie den obern Theil eines Halswirbels, Feder=Schuß, wenn sie die Feder

oder den Dornfortsatz eines Rückenwirbels nur oberflächlich streifte; Herz=, Herzkammer=, Lungen=, Leber=, Milz=, Nierenschuß, wenn die Kugel einen dieser Theile durchdrang; Waidwund=Schuß, wenn sie vorzugsweise den Magen und die Gedärme zerriß; Breit=Schuß, wenn die Kugel durch die Flanken, Schräg=Schuß, wenn sie in diagonaler Richtung von einer Seite nach der andern ging; Spitz=Schuß, wenn die Verwundung gerade von hinten (Keulen=Schuß) oder von vorn her (Schuß auf den Stich) erfolgte. Was das Benehmen nach der Verwundung betrifft, so scheint beim Blatt=, Herz=, Lungen= und Leber=Schuß das Wild nach vorn zu im Feuer hinstürzen zu wollen, fährt mit der Nase eine kurze Strecke auf der Erde hin, rafft sich schnell wieder auf, rennt in größter Flucht gegen Stangen und Gesträuche gewaltig an, bricht bald zusammen und verendet auf der Stelle. Beim Waidwundschuß krümmt es sehr bald den Rücken, zieht nach und nach langsamer und thut sich bald nieder; doch muß man erst den eintretenden Brand abwarten, ehe man es aufsucht. Beim Spitzschuß von hinten (Keulenschuß), stürzt es hinten nieder, macht sich jedoch gleich wieder auf, kann aber weder weit noch schnell mehr fort. Beim Schuß auf den Stich überschlägt es sich nicht selten auf der Stelle und endet sofort. Beim Vorderlaufschuß verhält es sich wie beim Blatt=, beim Hinterlaufschuß wie beim Keulenschuß. Im erstern Falle lasse man ihm mehrere Stunden lang Ruhe. Beim Krell= und Federschuß stürzt es auf der Stelle nieder, kommt es aber wieder auf die Läufe und zum Ausreißen, so wird man seiner auch selten habhaft. Was die Bürschzeichen anlangt, so deutet zerschossenes Haar auf eine wesentliche Verletzung desjenigen Theiles, welchen die Kugel getroffen und den man aus der Verschiedenheit des Haares zu erkennen im Stande sein muß. An und mit der Wurzel durch die Kugel losgerissenes Haar deutet auf einen Streifschuß und demnach auf Nichterlangung des Wildes hin. Kleinere und größere Knochenstücke und Splitter werden nach ihrer Form und Farbe beurtheilt, je nachdem sie diesem oder jenem Theile des Skeletts angehören.

Wichtiger als Obiges ist der Schweiß, wenn er frisch ist,

in Bezug auf die Beurtheilung der Verwundungsart. Beim Halsschuß liegt der Schweiß vor dem Vorderlauftritte und hat die gewöhnliche Blutfarbe. Bei Schlagaderverletzungen ist er mehr hellroth und weit zur Seite gespritzt. Bei Blutaderverletzungen ist er mehr dunkelroth und liegt in starken Tropfen neben dem Tritt. Bei Fleischwunden ist er hellroth, dünnflüssig und die Blutung hört bald auf, während dieselbe in den vorhingedachten Fällen anhaltend bleibt. Beim Blattschuß wird der Schweiß meist gerade zur Seite des Vorderlauftrittes, beim Herz- und Herzkammerschuß zur linken Seite der Fährte, beim Lungenschuß an der rechten Seite der Fährte gefunden und ist hier das Blut sehr hellroth und schaumig, in beiden Fällen aber sehr reichlich und oft klumpenweise herabgefallen. Auch hört man beim Lungenschuß das Wild oft kurz husten. Beim Waidwundschuß liegt der Schweiß in größeren oder kleineren Tropfen zur Seite oder in der Mitte der Fährte, ist dunkel gefärbt, und wenn die Därme zerrissen sind, oft mit Geäse griesig gemengt. Bei Leber-, Milz- und Nierenschüssen ist der Schweiß braunroth, anhaltend und ziemlich häufig an der Seite der Fährte herabgeträufelt. Beim Keulenschuß liegt er in oder dicht neben dem Tritte des Hinterlaufes, beim Laufschuß entweder im Tritte oder in der Gegend des Trittes umhergespritzt. Beim Schuß auf den Stich ist der Schweiß (entweder Herz- oder Herzkammerschweiß) vor der Fährte umhergespritzt. Beim Spitzschuß von Hinten liegt der Keulenschweiß klumpenweise hinter der Fährte.

Uebrigens liegt alles Haarwild, selbst das kleinere, verendet, auf derjenigen Seite, auf welcher es tödtlich verwundet wurde.

In Betreff auf das Nachziehen mit dem Schweißhunde, verweisen wir auf das bei diesem bereits Gesagte. Die Fährte des Rehes hat viel Aehnlichkeit mit der des Hirsches, ist aber viel kleiner und schwächer. Die eines starken Bockes läßt sich von der einer alten Rieke kaum unterscheiden, da erstere nur um $1/2$ Pariser Linie breiter ist als diese. Im Allgemeinen aber sind bei der Spur eines guten Bockes die Schalen stumpfer, mehr

geschlossen, die Ballen breiter, länger und stärker, und die Oberrücken weiter auseinander stehend als bei der Rieke. Dies findet man aber nur auf frischem Schnee oder in feuchtem Sand oder Lehm vollkommen ausgedrückt.

Das Rehwildpret ist bei Weitem schmackhafter und zarter, als das des Edel- und selbst des Dammhirsches. Es liefert einen delikaten Braten. Die Haut wird zu Beinkleidern, Handschuhen u. s. w., mit den Haaren zu Geschirren, Unterlagen für Kranke u. dgl. verarbeitet. Der Talg wird eben so geschätzt als der Hirschtalg.

---

2) Der gemeine Hase (Lepus timidus *L.*).

Den Hasen kennt Jedermann. Der männliche wird Rammler, der weibliche Mutterhase oder Häsin genannt. In Bezug auf die Charakteristik der Geschlechter ist der Kopf des Rammlers



Hasen. Kaninchen.

kürzer, dicker und wolliger, seine Haare an Bart, Backen und Augenbraunen länger, als bei der Häsin. Vorn an den Blättern ist der Rammler rothbraun, auf dem Rücken schwarztüpfelig; die

Häsin an den Blättern gelblich, übrigens mehr graulich. Der Rammler hat kurze, breite, weißliche Löffel (Ohren), die er im Lager gerade auf den Rücken zusammenlegt. Die Löffel der Häsin sind länger, spitziger, lappig und hängen im Lager zu beiden Seiten des Leibes herab. Im Laufen und bei der Aesung, auch wenn er ein Männchen macht, hält der Rammler die Löffel aufgerichtet und enger, bewegt auch öfters einen vor dem andern hinterwärts. Das einzige sichere Kennzeichen des Rammlers ist im Laufen das Schnalzen mit der Blume, auch trägt er das Hintertheil öfters etwas schief, läuft rascher und flüchtiger als die Häsin, und steht auch früher als diese aus dem Lager auf. Letztere schnalzt zwar auch einige Mal mit der Blume, drückt aber dann die Blume fest an den Leib, während sie der Rammler stets aufgerichtet hält. Nur durch eine sorgfältige Würdigung aller dieser Kennzeichen an vorkommenden Hasen und durch eine genaue Untersuchung der erlegten in Bezug auf das Geschlecht, wird man die Fertigkeit erlangen, das letztere mit Bestimmtheit zu erkennen und dadurch das Leben der Mutterhasen in der Rammelzeit zu schonen.

Der junge Hase ist auf dem Rücken heller und weißlicher als der alte. Er sucht sich beim Aufstehen aus dem Lager, die Löffel auf den Hals drückend, gleichsam wegzustehlen und macht kurz nach einander mehrere Haken, während der alte schnell und geradeaus läuft. Wenn er Abends aus dem Walde kommt, macht der Junge lustige Sprünge, der Alte sitzt oft halbe Viertelstunden lang unbeweglich auf einer Stelle. Beim Verfolgtwerden kehrt der Junge immer wieder in sein Lager zurück, der Alte thut dies erst nach Stunden.

Beim Einkauf unterscheidet man den ausgewachsenen jungen Hasen von einem alten dadurch, daß bei ersterem sich die Gelenke an den Vorderläufen merklich und fühlbar trennen, während bei den alten fast gar kein Zwischenraum darin stattfindet; daß sich bei den jungen die Löffel leicht der Länge nach durchreißen lassen (bei den alten nur mit Anstrengung); daß sich bei jenen die Haut zwischen den Löffeln leicht in die Höhe ziehen

läßt, während sie bei den alten fest am Schädel sitzt, und daß bei jungen Hasen die untere Kinnlade beim Zusammendrücken unter den Vorderzähnen mehr oder weniger nachgiebt und einbricht. Endlich soll der junge Hase ein weißliches Fleckchen (Sternchen) an der Stirn haben, welches zuweilen, besonders bei der Häsin, über ein Jahr hinaus und noch länger bleibend sein soll. Nach Andern soll man an den Vorderläufen (welche 5 Zehen haben), zwischen Daumen und Zeigefinger, an dem ersten Gelenke, zwischen den Fingern eine Knochenerhöhung fühlen, und es soll der Hase desto jünger sein, je spitziger diese ist.

Die Begattungs- oder Rammelzeit der Hasen fängt in gelinden Wintern schon im Januar an, bei strenger Kälte und tiefem Schnee aber erst im März, meist im Februar. Beide Geschlechter zeigen dabei einen großen Grad von Geilheit; denn die Häsin setzt die Begattung noch fort, wenn sie auch schon aufgenommen hat, und beginnt sie wieder, wenn die Jungen kaum gesetzt sind, der Rammler aber jagt der Häsin, Alles um sich her vergessend, selbst am Tage nach und verfolgt eifrigst ihre Spur, dabei, wie der Hund, mit der Nase auf der Erde schnüffelnd. Er wird um diese Zeit, an dem Nachspüren deutlich erkennbar, häufig geschossen, da die Rammler, im Vergleich zu den Häsinnen, stets in überwiegender Anzahl vorhanden sind, und namentlich die alten Rammler das Begattungsgeschäft sehr stören, indem sie die jungen Rammler wegbeißen und vertreiben. Die Hasen vermehren sich im Allgemeinen sehr stark, da die Häsin alle 6—8 Wochen bis in den September hinein und jedesmal 3—5 Junge, mit Ausnahme des ersten Satzes, der gewöhnlich aus 2 Jungen besteht, setzt. Das Geburtslager besteht in einer kleinen, mit Laub, Gras oder Wolle ausgefütterten Vertiefung im Felde oder Walde. Die Häsin geht 30 Tage tragend. In der Rammelzeit kommt es oft zwischen den überzähligen Rammlern aus Eifersucht zu harten Kämpfen, die sich jedoch auf einige Ohrfeigen, das Ausrupfen von Wolle (Haaren) und die Flucht der Besiegten beschränken. Die Häsin ist im Allgemeinen eine lieblose Mutter, säugt ihre Jungen, die übrigens sehend zur Welt kommen, höch-

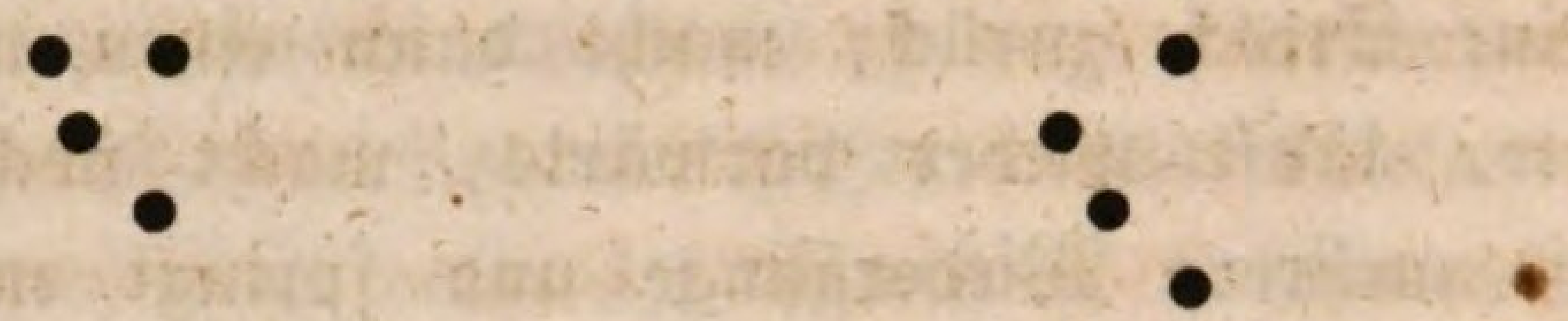
stens 3 Wochen (meist in der Nacht), ohne bei ihnen zu bleiben, und lockt dann dieselben durch ein eigenes Geklapper mit den Löffeln herbei. Der Herr Papa soll gar, um die Mutter für seine verliebten Bemühungen willfähriger zu machen, seine eigenen Kinder verzehren. Gewiß ist, daß er die jungen, noch unbeholfenen Häschen ohne allen Grund und aus reiner Lieblosigkeit oft malträtirt und rechts und links ohrfeigt. Ueberfruchtungen und Mißgeburten scheinen bei den Hasen nichts Seltenes zu sein. Die jungen Hasen sind nach 12 Monaten vollkommen ausgewachsen, nach 8 Monaten schon fortpflanzungsfähig.

Die größere oder geringere Vermehrung der Hasen hängt, abgesehen von ihren vielen Feinden, hauptsächlich von der Beschaffenheit des Bodens und der Lage ab. Sie lieben vorzugsweise eine niedrige, geschützte und warme Lage, nebst gutem, tiefgründigem Getreideland. Hohe und kalte Lagen sind ihnen zuwider. Sehr gelinde Winter mit darauf folgender Kälte und Schnee sind den Hasen verderblich. Die Jungen erstarren und kommen dabei um. Am schädlichsten ist anhaltende Nässe. Die jungen Häschen werden als Quarthäschen, Halbgewachsene, Dreiläufer (wenn sie $^3/_4$ ihrer vollkommenen Größe erreicht haben) und als ausgewachsene Hasen angesprochen. Dreiläufer heißen außerdem auch alte Hasen, die sehr rasch auf 3 Beinen rennen und dabei mit dem einen Hinterlaufe schnellen, ohne mit diesem den Boden zu berühren. Die Hasen sind, in Bezug auf Körperbildung, überbaut, indem die Vorderläufe verhältnißmäßig kurz und schwach sind, die Hinterläufe dagegen noch etwas mehr als die halbe Länge des ganzen Hasen haben. Daher laufen sie auch so schnell und gern bergauf, während sie bergab, von Windhunden verfolgt, sich gewöhnlich überstürzen (überkugeln). Auch sind sie gute Schwimmer. Gehör und Geruch sind vortrefflich, auch das Gesicht ist gut, obgleich man dies fast allgemein bestreitet. Sie sehen ihren Feind schon von fern, wagen aber aus Furcht nicht, rechtzeitig einen rettenden Entschluß zu fassen. Die Jungen lassen sich leicht zähmen und selbst zu allerlei Kunststücken abrichten.

Furcht und List sind charakteristische Eigenschaften des Hasen. Die erstere ist sprüchwörtlich geworden. Die List geht am deutlichsten aus der Art und Weise hervor, wie der Hase am Morgen sein Lager einnimmt. Hat er die Stelle gewählt, so läuft er, wie man es deutlich im Schnee sehen kann, nicht gerade darauf zu, sondern kehrt in der Nähe derselben auf der Spur wieder eine Strecke zurück, macht dann einen weiten Absprung zur Seite, läuft wieder vorwärts, macht nochmals zu seiner Sicherheit mehrere Wiedergänge und springt endlich mit einem weiten Absprung in's Lager. Ferner schlägt er aus Angst und List, namentlich wenn er von Windhunden verfolgt wird, mehrmals Haken (d. h. er verändert im Lauf plötzlich die Richtung, meist im rechten Winkel), um die Hunde irre zu machen, oder er hält plötzlich im Lauf ganz inne und drückt sich, wobei die Hunde gewöhnlich über ihn hinausschießen, worauf er im Haken weiter rennt, oder er schnellt sich im letzten Augenblick noch senkrecht in die Höhe, was ihm jedoch selten gut bekommt, indem ihn die Hunde im Herabkommen in der Regel fassen. Oft flüchtet er in der Angst auch in Schafställe, zwischen Viehheerden, in beschilfte Weiher, auf schief liegende Weidenbäume, in hohle Bäume, in Fuchsbaue, in mit Bohlen bedeckte Feldrinnen oder schwimmt wohl auch nach einer Insel in Teichen, und hält sich hier so lange ruhig, bis die Jagd gänzlich vorüber ist. Eigen ist es ihm ferner, daß er mit offenen Augen schläft, nie trinkt, Männchen und Kegel macht (im erstern Falle sitzt er auf den Keulen, im letztern erhebt er sich mit dem ganzen Körper, um sich zu orientiren); daß er sich im dichten und hohen Getreide schmale Stege ausbeißt, um bequemer zu gehen und sich gegen das Naßwerden durch Thau oder Regen zu schützen. Dies sind die sogenannten Hexenstege, die man sich lange nicht erklären konnte, auf denen Wilddiebe mit Vortheil ihre Schlingen fängisch zu legen verstehen, und endlich, daß er selten und nur gezwungen den Ort verläßt, wo er gesetzt worden ist. Eigenthümlich ist ferner seine Spur, indem er im Sprunge immer die Hinterläufe über die vordern hinaus setzt. Dabei ist die Spur der Hinterläufe jedes

Mal breiter und länger, als die der Vorderläufe, da er mit ersteren stets bis auf die Fersen auftritt. Auch macht er im Laufen durchaus kein Geräusch, da seine Läufe mit Haaren (Wolle) überzogen (gepolstert) sind. Uebrigens läuft er stets mit dem Winde. Seine Spur zeichnet sich im Schnee wie folgt:

Im kurzen Sprunge. Im flüchtigen Sprunge.



Seine Stimme ist, wenn er gefangen oder verwundet ist, ein quäckender Laut, in der Rammelzeit mehr ein Knurren.

Die Aesung des Hasen besteht in Kräutern, Blättern (vorzüglich jungem Klee), Wurzeln, Getreide (besonders jungem Hafer, Roggen und Weizen), Gartenfrüchten (namentlich Kohl), Früchten (Obst, Eicheln) und in den Knospen und Schalen weichrindiger Laubhölzer (Eschen, Birken, Schwarzdorn, Aepfel, Birnen). Zu seinen Lieblingsgerichten gehört die Besenpfrieme, der Jasmin und der Bohnenbaum (Cytisus Laburnum *L.*), welcher letztere als Schutz der Obstplantagen häufig in deren Nähe angepflanzt werden sollte. Mohrrüben, Petersilie, Nelkenstöcke und Sauerkraut sind wahre Leckerbissen für ihn, und kann man die Hasen im Winter damit aus großer Entfernung herbeilocken. Namentlich hat die Petersilie einen starken und für die Hasen angenehmen Geruch. Man kann, will man sie nicht einzeln auf dem Felde ausstreuen, Kugeln aus Brodkrume, kleingeschnittener Petersilie und etwas gepulvertem Fenchelsamen machen und diese auf dem Felde, in größerer Portion aber auf dem Anstandsplatze ausstreuen. Mit dem Sauerkraut verfährt man wie mit den Kugeln. Findet ein Hase in einem Garten Nelkenstöcke, so verzehrt er sie mit wahrem Heißhunger sammt den Wurzeln. In den Gärten, wo Hasen hinzukönnen, läßt man den Winter über ein Mohrrübenbeet zu Saamen stehen, und sorgt dafür, daß die Köpfe der Rüben einige Zoll über der Erde hervorstehen, so hat man die trefflichste Kirrung.

Der Hase schläft am Tage in der Regel in seinem Lager,

geht erst in der Abenddämmerung auf Aesung aus und kehrt des Morgens kurz nach Sonnenaufgang in sein Lager oder in das Holz zurück. Nach ihrem wesentlichen Aufenthalte werden die Hasen in Feld-, Holz- oder Wald-, Berg- und Sumpfhasen eingetheilt. Die Berg- und Waldhasen sind die stärksten, das Gewicht derselben variirt zwischen 8—16 Pfund. Die Lebensdauer der Hasen erstreckt sich, ihrer vielen Feinde wegen, selten über 7 Jahre. Das Heer ihrer Feinde bilden Menschen, Hunde, Katzen, Füchse, Marder, Iltis, Wiesel, Uhus, Raubvögel aller Art, ja selbst Raben, Krähen und Elstern. Der gewöhnliche Aufenthalt der Hasen ist das Feld oder der Wald; er ist aber nach Jahreszeit und Witterung verschieden. Im Frühjahr, wenn die Witterung gelinder wird, sucht der Hase Saatfelder, Mist- und Sturzäcker auf; wenn das Wintergetreide zu schossen anfängt, geht er in's Sommergetreide, und wenn dieses zu stark und hart wird, in Brachäcker, Kleefelder, frisch gepflanzte Kohl- und Rübenstücke. Der Sumpfhase liegt gern auf höheren, trockneren Stellen oder in Wachholderbüschen, übrigens äset er sich wie alle anderen. In der Ernte zieht sich der Hase in das nahestehende Getreide, zuletzt in die Haferschwaden, endlich in die Stoppeln oder auf Lehden; nach der Ernte in das Holz, in trockene Sturzäcker oder auf mit Binsen bewachsene Lehden. Im Winter läßt er sich verschneien, scharrt den Schnee unter sich auf und äset sich an dem darunter befindlichen Grün. Hat der Schnee eine harte Kruste, so macht er den Gärten und den Baumschulen in Dörfern seinen Besuch.

In Bezug auf die Witterung sucht der Hase bei rauhen schneidenden Winden im Spätjahre Schutz in Gebüschen, an Ufern, Bergabhängen, in Hohlwegen, Steinbrüchen, Baumwurzeln, Sturzäckern u. s. w. Bei bevorstehendem, veränderlichen, besonders stürmischem Wetter, zeigt er viel Unruhe und steht in ungewöhnlicher Entfernung aus dem Lager auf. Eben so bei gefrorenem Boden und wenn der Schnee unter dem Fußtritte des Jägers kracht. Bei warmem windstillen Wetter und Thauschnee sitzt er gern in flachen Feldern auf Sturzäckern, bei Nässe aber in Stop-

pelfeldern. Bei Regenwetter sucht er trockene Stellen in Steinbrüchen, Abhängen, Hutplätzen, Waldödungen, in trocknem Mist oder unter Kartoffelstengeln. Künstliche Lager in oder neben den Furchen angelegt, halten oft viele Hasen in den Wintersaatfeldern zurück, die sonst am Morgen über die Grenzen gegangen wären, besonders bei strengem Froste, wo sich die Hasen gern in alte Lager setzen. Stößt der Distrikt an ein Holz, in welchem die Hasen gern verweilen, was wahrscheinlich an der Temperatur des Bodens liegt, so werden sie durch das Verlappen des Holzes gezwungen, auf dem Felde zu bleiben und sich hier zu lagern. Außerdem ziehen sich die Hasen aus dem Holze von selbst auf das Feld bei lang anhaltendem Regenwetter und immerwährendem Träufeln von Bäumen und Sträuchern, was sie nicht vertragen; ferner, wenn nach plötzlich eingetretenem Plattfroste ein starker Wind das Baumlaub mit einem Male in Massen abschüttelt, während sie den einzeln erfolgenden Laubfall nicht beachten, und endlich wenn bei starkem Schneeanhange plötzlich Thauwetter oder gar Regen eintritt und ganze Massen Schnee's klumpenweise von Büschen und Bäumen herabfallen.

Das Wildpret des Hasen, besonders des jungen, liefert eine wohlschmeckende und gesunde Speise. Die Bälge sind im Winter am besten und werthvollsten; ihre Wolle wird zu Hüten, Handschuhen, Tüchern u. s. w. verarbeitet. Der nackte Balg wird zum Leimkochen verwendet. Das Hasenfett wird als Zug- und erweichende Salbe geschätzt.

In der Waidmannssprache heißen, außer den bereits im Texte erklärten Ausdrücken, die Augen Seher, die Hinterläufe auch Sprünge, die Gedärme Gescheide, die Fährte, wie bei allem kleineren Haarwilde, Spur.

Jagdbetrieb.

1) Der Anstand. Man stellt sich da an, wo der Hase Abends aus dem Holze auf's Feld wechselt, um sich zu äsen, oder des Morgens wieder in das Holz zurückkehrt. Da er diesen Wechsel regelmäßig inne hält und voll Vertrauen langsam

herausgehüpft kommt, auch oft still sitzen bleibt, so ist dieser Jagdbetrieb eben so bequem als sicher, da hier auch der Neuling im Schießen auf einen sichern Treffer rechnen darf. Entschiedene Vortheile aber gewährt der Anstand, wenn man ihn dazu benutzt, das Raubzeug zu vermindern, wie Füchse, Dachse, Marder, Iltise, Wiesel, die man nöthigenfalls durch Nachahmung der Stimme von Mäusen, kleinen Vögeln oder jungen Hasen reizen (herbeilocken) kann. Auch Raubvögel kann man auf dem Anstande bequem wegschießen, da sie in der Dämmerung zum Uebernachten unbesorgt in den Wald zurückkehren und ihn ebenso des Morgens zeitig wieder verlassen. Nicht minder kann man Wilddiebe und Schlingensteller gelegentlich dabei beaufsichtigen, da man in der Dämmerung jeden verdächtigen Schuß besser hört und den auf Schleichwegen Wandelnden, ohne daß er es ahnet, beobachten kann; zugleich lernt man auf dem Anstande beiläufig auch seinen Wildstand besser kennen: Vortheile, die jeden Jagdbesitzer veranlassen sollten, den Anstand fleißig, ja täglich, zu besuchen. Daß man auf den Anstand Abends nicht durch das Holz, und Morgens vor Tage nicht durch das Feld gehen dürfe; daß man auf dem Anstande den Wind im Gesicht und möglichst verdeckt und ruhig stehend, dahin sehen muß, woher der Hase kommt; daß man das Gezwitscher der Drosseln und Rothkehlchen, die in der Regel das ankommende Wild anmelden, beachten muß; daß die Flinte nicht an den Kopf gebracht werden darf, wenn es das Wild bemerken kann; daß in der Morgendämmerung wegen der Kühle die Mücken weniger arg *) als Abends sind, und daß, je strenger die Kälte und je tiefer der Schnee ist, der Hase desto früher zu Felde eilt und den Wechsel Morgens und Abends genau hält, sobald einmal ein Pfad durch den Schnee gebahnt ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Nicht minder, daß man

---

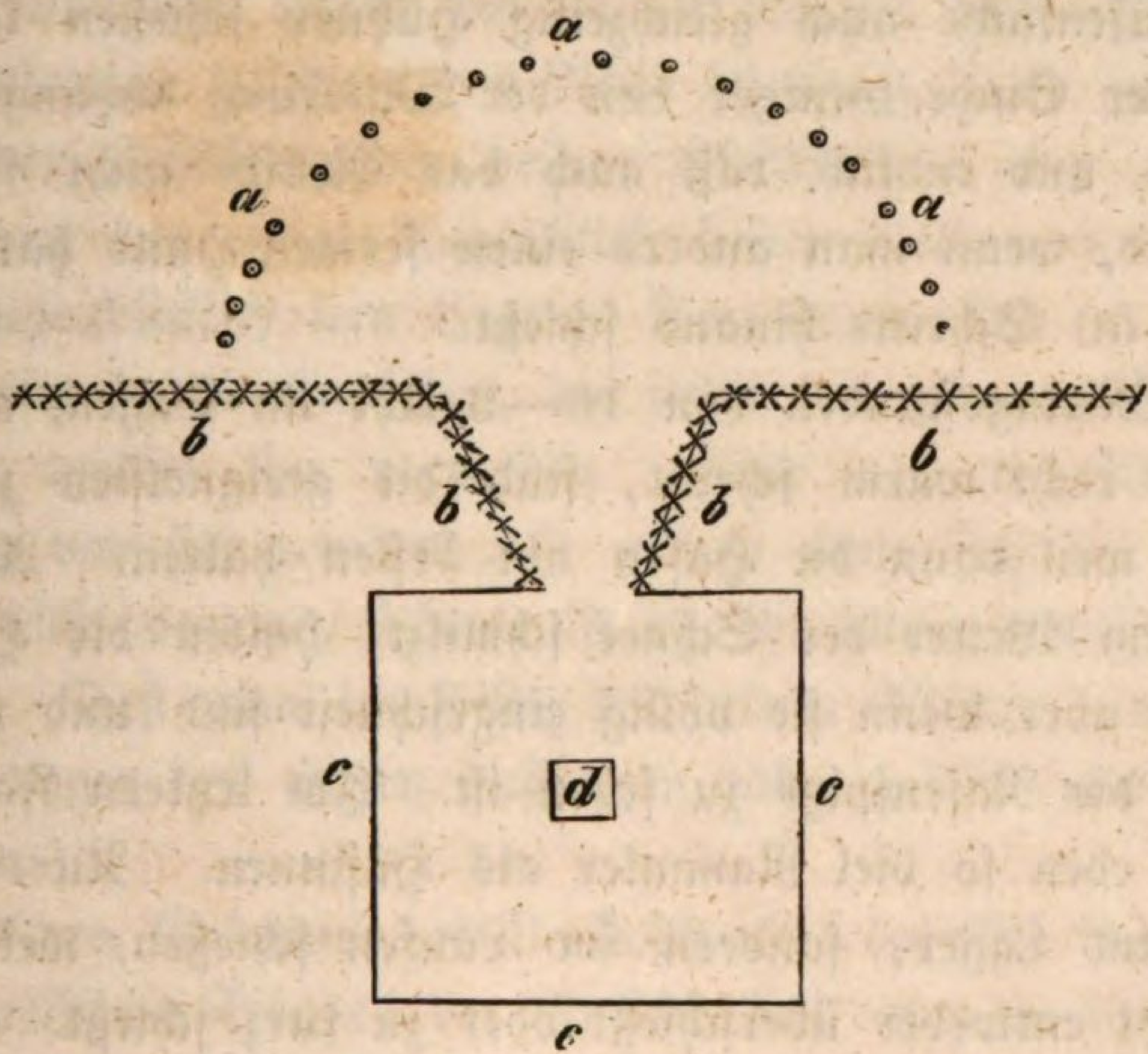
*) Als Schutzmittel gegen die Mücken wasche man sich Gesicht und Hände mit einer starken Abkochung von Wermuth (Artemisia Absinthium *L.*) oder Rainfarren (Tanacetum vulgare *L.*), ehe man auf den Anstand geht.

bei schon eingetretener Dämmerung jeden zweifelhaften Schuß vermeiden muß, wenn nicht ein fermer Hund zur Hand ist, der gewöhnt sein muß, still und ruhig neben dem Jäger zu liegen und ohne dessen Befehl nicht vorzugehen.

Sind Winterölsaaten in der Nähe, so lasse man in der nächsten Umgebung derselben Löcher in die Erde graben, dieselben mit Stroh oder Heu ausfüllen und vor ihnen einen kleinen Schirm von Reisern errichten. Dann kann man den Anstand auch bei Mondschein und bis tief in die Nacht fortsetzen. Auch in Kohlgärten oder an Kohlfeldern kann man sich im Winter anstellen, oder auf jedem sonst geeigneten Platze, bis zu dem man die Seite 86 angegebene Kirrung ausgestreut hat, ja man kann bei gutem Winde und nicht gefrorenem Schnee selbst die Hasen in den Gärten beschleichen, doch thut man wohl, in allen diesen Fällen ein weißes Hemd über die Winterkleidung zu ziehen, eine weiße wollene Schlafmütze aufzusetzen, und weiße Filzschuhe und weiße Sommerhosen überzuziehen. Hat man Gelegenheit aus der warmen Stube oder aus einem gemauerten Gartenhäuschen den Garten und die darin angebrachten Kirrungen zu beschießen, so gewährt diese Art Anstand alle Annehmlichkeiten, die man nur wünschen kann. Jedenfalls aber bietet der Anstand im Walde mehr Vergnügen und Abwechselung.

2) Das Einlappen und Zeugjagen. Das Holz wird gegen Morgen in aller Stille eingelappt und werden in den Lappen so viel Lücken von 20—30 Ellen gelassen, als Schützen vorhanden sind, welche sich hinter den Lücken anstellen. Die aus dem Felde rückkehrenden Hasen laufen dann die Lappen entlang und kommen den Schützen zum Schuß. Beim Zeugjagen wird die Stallung im Holze ganz so vorgerichtet, wie dies beim Reh unter Nr. 7 bereits beschrieben wurde. Das Holz wird dann nach dem Felde zu eingelappt, in den Lappen, der Mitte der Stallung entsprechend, eine Lücke von 60 Ellen gelassen, von dieser wird von beiden Seiten einspringend und trichterförmig wieder bis zur Lücke in der Stallung verlappt, und dann werden die Hasen vom Felde nach den Lappen in den Trichter, durch

diesen in die Stallung getrieben und die Lücke in letzterer mit einem Garn geschlossen. Die Treiber werden dazu halbmondförmig aufgestellt. Ehe die Lücke in der Stallung geschlossen ist, und die Treiber in Sicherheit sind, darf Niemand schießen. Die sich bei diesem Jagdbetrieb ergebende Figur ist folgende: a a a stellt die Treiber, b b die Federlappen, c c c die mit Hasennetzen gebildete Stallung und d den Jagdschirm dar.



3) Die Suche oder das Absuchen der Felder mit und ohne Vorstehhund. Diese allgemein beliebte Jagdart hat den großen Nachtheil, daß dabei überwiegend mehr Häsinnen als Rammler geschossen werden, indem der flüchtigere Rammler schon häufig außer Schußweite aufsteht, die Häsin dagegen fest im Lager sitzen bleibt und Hund und Schützen aushält. Daß hierdurch die Reviere nach und nach immer schlechter werden müssen, liegt auf der Hand. Auch ist das fortwährende Gehen auf unebenem oder weichem Boden, so wie das Selbsttragen der erlegten Hasen anstrengend. Den letztern, mehr eingebildeten Uebelständen kann durch das Reiten (vergl. Schießpferd) und den auf den Etat des Jagdliebhabers gebrachten, als unvermeidlicher Schatten folgenden Wildjungen, dessen wir auch schon früher gedacht, glänzend abgeholfen werden. Die Vorzüge der Suche sind:

daß man sie in Gesellschaft, aber auch allein, ausüben kann, und im letztern Falle von Niemandem abhängt, nach Belieben zu jagen aufhören oder die Jagd bis zum Abend verlängern kann; daß man durch die Suche in Stand gesetzt wird, manchen Hasen im Lager oder gleich beim Aufstehen aus demselben zu schießen; daß selten ein angeschossener Hase verloren geht, indem man ihn entweder selbst verfolgt oder ihm den Hund nachschickt; daß man bei der Hasensuche auch gleichzeitig Hühner schießen kann; daß man bei der Suche weniger von der Witterung abhängt als beim Treibjagen, und endlich, daß auch das Revier nicht sehr beunruhigt wird, wenn man anders einen fermen Hund hat und nicht über 40—50 Schritte hinaus schießt.

Die Mittagsstunden von 10—3 Uhr an Tagen, an welchen die Sonne recht warm scheint, sind die geeignetsten zur Suche im Felde, weil dann die Hasen am besten halten. Auch wenn bei gelindem Wetter der Schnee schmilzt, halten die Hasen gut, namentlich aber wenn sie völlig eingeschneit sind und nichts von ihnen als die Nasenspitze zu sehen ist. Im letztern Falle schießt man auch eben so viel Rammler als Häsinnen. Nur muß man sie nicht im Lager, sondern im Laufen schießen, weil man im Lager leicht entweder überschießt oder zu kurz schießt.

Regeln bei der Suche. Man suche stets den Acker in der Quere ab, weil dann der in der Furche sitzende Hase den Jäger später erblickt und darum besser hält. Man bleibe nie stehen oder kehre gar um, wenn man einen Hasen zu sehen glaubt, sondern thue als bemerke man ihn nicht, suche ihn zu umkreisen, stets zur linken Hand zu behalten und lasse ihn nie aus den Augen. In der Zeit, wenn der Mond wieder in's Zunehmen übergeht, sollen die Hasen den Jäger vorbeilassen und erst hinter ihm aufstehen. Man sehe daher um diese Zeit statt vorwärts, links und rechts rückwärts über die Schultern, damit man nicht überlistet wird. Das Gewehr nehme man allmählig auf, ohne stille zu stehen, gewöhne sich rasch und sicher zu feuern, aber weder spitz von vorn noch von hinten, sondern mehr seitwärts zu schießen. Endlich suche man den Hasen schon in der Ferne

im Lager zu erkennen, was durch ungetheilte Aufmerksamkeit und dadurch zu erreichen ist, daß man sich die Gestalt und Farbe des Hasen stets vergegenwärtigt und namentlich auch die alten Hasenlager beachtet (indem die Hasen gern dahin zurückkehren), und sich dieselben des leichtern Auffindens wegen mit einem in deren Nähe gelegten weißen Kieselsteine bezeichnet. Auch ein gutes Glas leistet hier gute Dienste. Im Walde und überall, wo die Farbe der Umgebung des Hasen der seines Balges fast gleich kommt, ist das Erkennen selbst in der Nähe schwierig, und gelingt dies nicht an der Erhöhung der beiden Hüftknochen oder am Kopfe, so darf man nur einige Augenblicke stehen bleiben, und der Hase verläßt augenblicklich sein Lager. Am Kopfe sind es besonders das gestreifte bunte Aussehen, die leicht bemerkbaren Augen und die Löffel, welche ihn verrathen. Läßt man im Walde einen Hund kurz vor sich revieren, so nehme man sich in Acht, daß man ihn nicht verletze; sicherer ist es, ihn hinter dem Jäger gehen zu lassen. Daß man im Felde bei kaltem Wetter ein Wölkchen aus dem Lager des Hasen aufsteigen sähe, gehört unter die Jägermärchen.

Was den Gebrauch des Vorstehhundes betrifft, so ist namentlich der treffliche Diezel der Ansicht, daß man in den Monaten November, December und Januar den Hund gar nicht revieren, sondern hinter sich hergehen lassen solle, weil die Felder zu dieser Zeit völlig menschenleer, also gut zu übersehen sind, der Hase selten den Hund hält, und dieser deshalb leicht Unarten annimmt. Daß man bei starkem Schnee, ohne Hund, der Spur des Hasen folgt, diese und die Wiedergänge, um sich nicht zu irren vertritt, bis man zuletzt auf das Lager des Hasen stößt, ist allgemein bekannt. Wenn der Hase nach dem Herausfahren aus dem Lager Haken schlägt, so warte man mit dem Schuß, bis er geradeaus läuft; läuft er aber gleich anfangs in gerader Linie vom Schützen abwärts, so beeile man sich mit dem Schuß, soll er anders wirksam sein, und nehme sich in Acht vor dem Zukurzschießen. Nie jage man einen Hasen gegen die Sonne

hin aus dem Lager. Wenn 2 Hasen zugleich aufstehen, schieße man stets zuerst nach dem entferntesten.

Das Nöthige über die Suche mit dem Vorstehhunde ist schon bei der Abrichtung desselben erwähnt worden. Schließlich nur noch die Bemerkung, daß Verf. die Suche allein oder höchstens mit einem Begleiter der Suche in Gesellschaft unbedingt vorzieht. Ist eine größere Gesellschaft aber nicht zu vermeiden, so halte man streng darauf, daß die Schützen stets gerade Linie halten, nach jedem Schusse stehen bleiben, bis der Betreffende wieder geladen hat, und Niemand sich um den Hund des Führers, der sich gewöhnlich in der Mitte befindet, bekümmere, als dieser. Sind mehrere Hunde vorhanden, so werden zwei auf die Flügel und einer in die Mitte vertheilt, die noch übrigen aber an die Leine genommen. Nach dem Schuß darf nur einer den verwundeten Hasen verfolgen oder den todten apportiren, die andern beiden müssen zurückbleiben, was, da der Appell solcher Hunde in der Regel schlecht ist, gewöhnlich die erste Veranlassung zu Rügen und Streit giebt.

4) Die Jagd mit Bracken. Von dieser Jagd gilt auch hier Alles, was beim Reh darüber angeführt worden ist. Will man ausnahmsweise in ebenem oder wellenförmigen Terrain Schonungen oder lichte Unterhölzer, wohl auch mit Weiden besetzte sogenannte Werder an Flüssen mit Hunden absuchen, so wähle man dazu nicht Bracken, sondern Dächsel, die, von einem Jäger geführt, das Holz durchsuchen, während sich die übrigen Schützen einzeln auf freien Stellen im Gebüsch (Wiesenstücke, Blößen) verdeckt aufstellen. Der Hase fürchtet die Dächsel fast gar nicht, kommt langsam vor ihnen hergehüpft, macht sein Männchen auf der Blöße, und präsentirt sich, die nachkommenden Dächsel ruhig abwartend, von selbst zum Schuß. Diese Jagd ist angenehm und unterhaltend und es wird durch dieselbe, was Hauptsache ist, das Revier nur wenig beunruhigt.

5) Das Hetzen mit Windhunden. Ist auf kleinen Revieren durchaus verwerflich, und nur auf großen Domänen und Gütercomplexen anwendbar. Und auch da hetzt man nur

längs der Grenzen und schont den innern Kern des Reviers; eine Regel, die man auch bei der Feldsuche stets befolgen sollte. Hat man gute Hunde, d. h. gute Läufer und Fänger, und darunter einen sogenannten Retter, und rasche Pferde, so macht die Hetze viel Vergnügen. Bedingung aber bleibt immer: daß die Hunde, deren man nie mehr als 3 in einer Koppel führt, folgsam und rechts neben dem Pferde an der Hetzleine hertraben, daß sie nicht über 50—80 Schritt angehetzt werden, daß man bei starkem Froste ohne Schnee, und wenn letzterer eine harte Kruste hat, die den Hund nicht trägt und nur die Klauen wund macht, so wie bei zu tiefem Schnee gar nicht hetzt, und überhaupt täglich niemals mehr als 4 Hetzen macht, wobei keine Fehlhetzen sein dürfen, die möglichst vermieden werden müssen. Für gute Hunde spare man kein Geld, schlechte oder gar solche, die den nur mühsam gefangenen Hasen anreißen, sind des Todtschießens nicht werth.

6) Das Bugsiren der Hasen. Verwandt mit der Hetze durch Windhunde ist das Bugsiren, wobei 3 oder 4 gute Reiter abwechselnd den Hasen annehmen und so lange verfolgen, bis er nicht mehr weiter kann und verschlägt. In dieser allerdings grausamen Jagdart sind die Kosaken Meister, wenigstens ist im Jahre 1813 mancher Hase im Bivouac verspeist worden, den diese Herren im Sächsischen und Anhaltschen bugsirt und niedergestochen hatten. Ja in Frankreich sah Verf. einmal eine Heerde von einigen 20 Stück Truthühnern, die man, um sie zu retten, aus einer Farm in's freie Feld gelassen, von Kosaken umzingeln, bugsiren und nach und nach mit den Lanzen niederstechen. Auch in den schrecklichen Regentagen kurz vor der Schlacht an der Katzbach brachten die Kosaken manches, auf diese Weise erlegte, lebensmatte Rebhuhn in das Hauptquartier.

7) Das Treibjagen. So werden jene Jagden genannt, bei denen die Hasen durch Menschen rege gemacht und den Schützen zugetrieben werden. Sie zerfallen in Feld- und Waldtreiben; erstere wieder in Stand- und Kesseltreiben. Allen, mit Ausnahme der Kesseltreiben, ist gemeinschaftlich, daß die Schützen möglichst

gedeckt, und ihnen gegenüber, in angemessener, weiterer oder näherer Entfernung, die Treiber angestellt werden, welche dann den zwischen ihnen liegenden Raum so lange durchgehen, bis sie auf die Schützen stoßen. In manchen Gegenden Deutschlands kennt man die Feldtreiben fast gar nicht, in andern werden sie vorzugsweise in Anwendung gebracht. Gefährlich sind sie nur dann, wenn der Dirigent Treiber und Schützen nicht in Respect und Ordnung zu halten versteht und Alles ohne Ausnahme in die Schützenwehr aufnimmt, was nur eine Flinte mit zur Stelle bringt. Der eigentliche Monat zum Feldtreiben ist der December, theils weil die Felder jetzt völlig menschenleer sind, theils weil die Hasen nun vollkommen ausgewachsen und schon seltener sind und auch sie und ihr Balg besser bezahlt werden. Ehe man den Plan zum Treiben selbst entwirft, bereitet man einen oder ein paar Tage vorher das Revier, um zu sehen, wie stark es ungefähr besetzt ist, und wo die ersten 4—5 Hasen beim Herausfahren aus dem Lager ihre Richtung hinnehmen; denn nach derselben Richtung hin müssen auch die Schützen angestellt werden. Das Abreiten des Reviers ist jedenfalls dem gewöhnlichen Absuchen vorzuziehen, weil man vom Pferde herab sich weiter umsehen kann, und das Revier auch dadurch bei Weitem weniger beunruhigt wird, indem die durch das Pferd aufgestoßenen Hasen sich bald wieder drücken. Das beste Mittel, die Felder mit Hasen aus dem angrenzenden Holze zu füllen, ist, wenn man Tags oder einige Tage zuvor ein wirkliches Holztreiben abhält, wobei die nach dem Felde zu gelegene Seite nicht verlappt werden darf, oder daß man wenigstens das Holz mit Treibern und Hunden tüchtig beunruhigt, d. h. ein sogenanntes blindes Treiben vornimmt. Man kann auch des Nachts die Feldseite des Holzes verlappen, um die des Morgens aus dem Felde rückkehrenden Hasen zu hindern, in das Holz zurückzugehen. Durch große Feuer, die man zu gleichem Zwecke am Saume des Holzes anzündet, werden dagegen die Hasen in große Furcht gesetzt und laufen dann häufig über die zum Abtreiben bestimmte Gegend hinaus. Erwünscht ist es, wenn der Nachbar Tags oder einige Tage vorher sein Treiben

gehalten, weil dann mancher Hase auf unser Revier übertritt, oder wenn die Hasen durch Thauwetter und starken Schneefall von den Bäumen von selbst aus dem Holze auf das Feld herausgetrieben worden sind. Man muß ihnen in beiden Fällen die Rückkehr in's Holz durch Verlappen und die in des Nachbars Revier durch einige diesseits der Grenze etwa 2 Stunden vor Tagesanbruch von Männern hin und her getragene Laternen (die ungleich besser, als Feuer und Strohfackeln sind) zu verleiden suchen. Auch kann man am Morgen des Treibens selbst, und zwar einige Zeit vor Beginn desselben, die an das beabsichtigte Treiben anstoßenden Felder in geeigneter Richtung von einer Anzahl Leute ohne auffallendes Geräusch durchgehen und durch einfaches zeitweiliges Pfeifen und Husten die vorhandenen Hasen dahin treiben lassen, wohin man sie haben will.

In der Regel wählt man zum Feldtreiben einen rechten kalten Wintertag mit Plattfrost und etwas Schnee, weil an solchem die Hasen zeitig vor den Treibern aufstehen und sich nicht drücken. Nach unsern Erfahrungen erreicht man seinen Zweck eben so vollkommen auch an einem minder kalten Tage, wenn nur der Boden wenigstens eine Hand hoch mit Schnee bedeckt ist, was man bei allen Treiben sehr beachten sollte. Es ist unangenehm und wirkt auch störend auf den Anschlag und das Treffen, wenn man sich der grimmigen Kälte wegen verpacken muß, als gelte es eine Reise nach Sibirien, während gegen einen erträglichen, immer aber noch hohen Kältegrad zwei übereinandergezogene Hemden, eine warme Bauchbinde und ein tüchtiger Tuch- oder Pelzrock vollkommen schützen. Ebenso gewährt eine einfache Tuchmütze mit guten Ohrlappen und großem Schilde gegen Kälte und gegen die den Augen so unangenehme Blendung durch eine große, von der Sonne beschienene Schneefläche hinreichenden Schutz, während eine harlekinartige bunte Kleidung mit monströser Pelzmütze, einem alle Farben spielenden Shwal und einem Ungeheuer von Muff auf den anprellenden Hasen wie eine Wildscheuche einwirken, und ihn aus Furcht und Entsetzen zur schnellsten Umkehr und zur schleunigsten Flucht veranlassen.

Ehe das Treiben beginnt, nimmt der Dirigent mit den Treibern und Schützen die erforderliche Rücksprache, ertheilt mit Ernst die nöthigen Befehle, übergiebt jedem Schützen womöglich ein gedrucktes Exemplar der von ihm festgesetzten Jagdbestimmungen, denen jeder Schütze, wenn er nicht weggewiesen werden will, nachzukommen hat, und übernimmt dann, am besten zu Pferde, die Direction der Jagd. Etwaige Strafen werden unerbittlich, nicht etwa zum Bezahlen der Treiber oder zum eigenen Besten, sondern zum Besten einer Dorfschule oder zu sonst einem wohlthätigen Zwecke eingezogen.

Die Schützen werden höchstens 60 Schritt von einander entfernt an Hecken, Bäumen, in Hohlungen, Wasserrinnen, trocknen Gräben oder Gesträuchen oder im Nothfall in 2 Ellen tiefen und mindestens eben so breiten ausgegrabenen Schießlöchern oder auch nach Umständen freistehend angestellt, dürfen im letztern Falle aber weder kauern noch knieen, weil dies gar keinen Nutzen gewährt, indem die Hasen beim Erblicken des freistehenden Schützen stets umkehren, wenn sie nicht mit Gewalt vorwärts getrieben werden, und durch das plötzliche Aufstehen der Schützen oder auch durch die ermüdende Stellung beim Kauern und Knieenbleiben nur Veranlassung zu Fehlschüssen gegeben wird. Wenn die Treiber sich den Schützen bis auf 200 Schritt genähert haben, worauf durch ein Hornsignal aufmersam zu machen ist, darf nicht mehr ins Treiben hinein geschossen werden; es mag Schnee liegen oder nicht. Die Schützen dürfen dann nur noch in diagonaler, sich gegenseitig kreuzender Richtung sowohl vorwärts als rückwärts von ihrem Stande aus und nie über $37\frac{1}{2}$ Schritte hinausfeuern, wobei nothwendig alle getroffenen Hasen im Knall zusammenstürzen müssen und der ruhige Schütze auch Zeit genug behält, seinen Nebenmann, in Betreff des sogenannten Vor- und Wegschießens, mit rücksichtsvoller Courtoisie zu behandeln oder auch einen etwaigen Fehlschuß desselben durch einen Treffer à Tempo zu verdecken. Wer sich durch seine Jagdhitze hinreißen läßt, in die Richtung der Schützenlinie selbst zu schießen, muß, er mag Jemanden verletzt haben oder nicht, sofort entfernt werden. Fast noch wich-

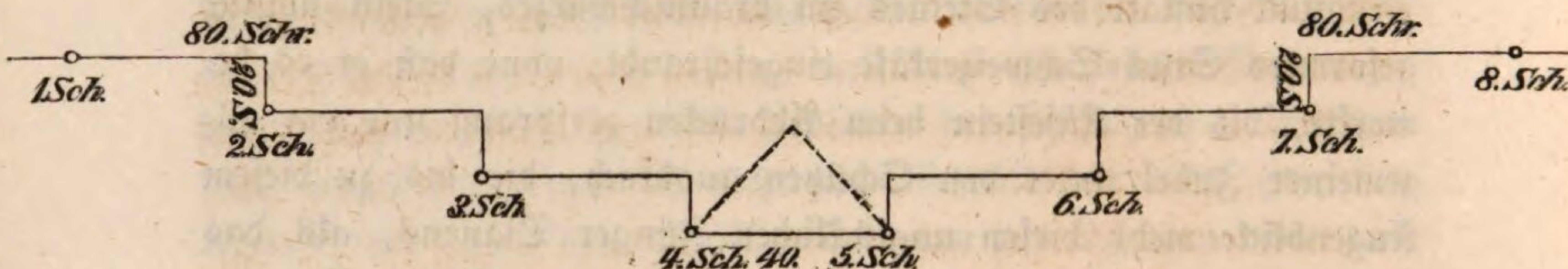
tiger als zum Schießen ist Ruhe und Gelassenheit zum Laden. Man gewöhne sich schnell, aber ohne Uebereilung und mit sich immer gleichbleibenden Tempos zu laden, und beachte, so lange dies geschieht, das Treiben gar nicht, sollte auch Musje Lampe dem Ladenden zwischen den Beinen durchfahren; hat man aber Jemanden zum Laden bei sich, so muß dieser dem Treiben den Rücken zukehren, um, ohne zerstreut zu werden, ruhig sein Geschäft vollenden zu können, ohne daß er fürchten darf, das Gewehr, wie so häufig, zu verladen. Bei einem etwas hitzigen Treiben ließ ein sonst tüchtiger und gewandter Schütze mehrere Hasen bei sich vorbei, weil sein Zwilling mehrere Male versagte, bis er zu seinem großen Verdruß entdeckte, daß er kein Zündhütchen aufgesetzt. Zur Zeit, als es noch keine Percussionsschlösser gab, hatte man einem Sonntagsschützen aus Muthwillen beim Frühstück anstatt des Steines ein braunschwarzes, Stein ähnlich geformtes Stück Schweizerkäse eingeschraubt, ohne daß er es bemerkte, bis der Käsestein beim Abdrücken zersprang und ein allgemeiner Jubel unter den Schützen ausbrach, die bis zu diesem Augenblicke mehr diesen unglücklichen Jünger Dianens, als das Treiben und die Hasen im Auge behalten hatten. Die nachstehende Stellung der Schützen bleibt beim Standtreiben jedenfalls die



beste. Die vorzüglichsten Plätze sind die beiden Eckplätze, die beiden daranstoßenden und der Stand in der Mitte. Voraus bestimmen läßt es sich freilich nicht, welchem Schützen die Hasen vorzugsweise anlaufen werden. In der Regel laufen sie gern Anhöhen hinan. In den meisten Fällen hängt der Erfolg der Jagd mehr von der Güte der Schützen, als von der Menge des Wildes ab, daher sollte jeder Privat-Jagd-Besitzer auch nur gute Schützen zu seiner Jagd zulassen und den Troß aller Art zurückweisen, aus dem, wenn er gewissen arbeitsscheuen Klassen, wie

so oft, angehört, in der Regel nur mehr oder weniger freche Wilddiebe herangezogen werden.

Außer dieser Stellung hat der k. sächsische Hegereiter, Herr J. A. Heink, in seiner rühmlichst bekannten „kleinen Jagd“ S. 97 eine echellonnirte (stufenförmige) Stellung mit zurücktretender Mitte und vortretenden Flügeln angegeben, in welcher sämmtliche Schützen 80 Schritte von einander entfernt, jedoch nur die beiden mittelsten in dieser Entfernung auf gleicher Grundlinie stehen, während die übrigen Schützen auf beiden Seiten um 20 Schritte vortreten, so daß sie zwar auch mit ihren entsprechenden Stufenstehern auf gleicher Grundlinie stehen, die auf der ersten Stufe, von der Mitte nach den beiden Flügeln zu, aber 240 Schritte, die auf der zweiten Stufe 400, die auf der dritten Stufe 560 Schritte von einander entfernt stehen, wie nachstehende Figur zeigt:



Theoretisch läßt sich gegen diese Stellung kaum etwas einwenden, vom praktischen Standpunkte aus aber scheint sie uns unausführbar zu sein, da die Regelmäßigkeit derselben selbst auf der größten Ebene kaum zu erhalten sein dürfte, oder wenigstens vorher ein echt militärisches Einschulen der Schützen erforderte. Und auch dann noch würde diese künstliche Schlachtlinie beim geringsten Terrainhinderniß und schon bei dem stets regen, aber nothwendig Zerstreuung und Unaufmerksamkeit bedingenden Interesse für die Jagd und für die anlaufenden Hasen, verrückt und gefährdet werden und zuletzt unwillkührlich in die gewöhnliche Linienstellung übergehen, ausgenommen, man hätte für alle beabsichtigten Treiben nach der Zeichnung die erforderlichen Schußlöcher im Voraus graben lassen.

In beiden Stellungen, vorausgesetzt, daß die Schützen in Schießlöchern stehen oder sitzen, dürfen sich die Schützen nur um=

wenden, und die Treiber ihnen gegenüber angestellt werden, um das nächste Treiben sofort wieder beginnen zu lassen.

Das Kesseltreiben oder richtiger das Kreistreiben. Diese Jagden sind in manchen Gegenden sehr beliebt, weil sie angeblich viel Vergnügen machen, indem man die zusammengetriebenen Hasen stets vor sich sieht; auch dabei das Princip der Gleichheit anscheinend nicht verletzt wird, da, wie an einer runden Speisetafel, in der Kreisstellung Niemand durch seinen Schießstand bevorzugt erscheint, und weil auch diese Jagden weniger kostspielig sind, da man nicht nöthig hat, Schießlöcher graben zu lassen. Sie sind aber offenbar weit gefährlicher für die Schützen als die Standtreiben, namentlich bei starkem Plattfrost, weil die Schrote, auf diesem abprallend, oft wunderbare Richtungen nehmen. Auch wird, da hier eine Controle der Schützen fast ganz wegfällt und viele hitzige Schützen zu weit schießen, dabei viel Wild zu Holze geschossen.*) Treiber und Schützen treten bei diesem Treiben in einer halbmondförmigen Stellung an und zwar so, daß immer

---

*) Um dies zu vermeiden, erinnere man sich im Winter des alten Jägersprüchwortes: „Viel Pulver und wenig Schrot ist der Hasen Tod!" und lade soviel Pulver, bis die Flinte ordentlich stößt, oder bediene sich bei Treibjagden wohl auch der sogenannten Kartätschladung, die sich Jeder selbst anfertigen kann. Sie besteht aus einer gewöhnlichen Patronenhülse von festem Papier. Nachdem dieselbe am untern Ende zugeklebt worden, jedoch ohne daß scharfe Ecken dadurch entstehen, bringt man auf den Boden der Hülse einen gut passenden Filzpfropfen, auf diesen den Schrot und auf diesen so viel trocknen Streusand, daß die Zwischenräume zwischen den Schrotkörnern ganz ausgefüllt werden und der Schrot als eine feste zusammenhängende Masse aus dem Laufe kommt, setzt dann auf den Schrot einen schwachen Filz- oder Papierpfropf und klebt das obere Ende der Hülse ebenfalls zu. Man ladet dann das Gewehr wie gewöhnlich, setzt auf das Pulver einen schwachen Filzpfropf und auf diesen die Schrotpatrone. Das Innere des Gewehres aber muß ganz glatt und rostfrei sein, sonst zerreißt die Schrothülse schon beim Herunterstoßen, jedenfalls aber beim Herausfliegen und der Zweck ist verfehlt. Bei dieser Ladung stürzt der Hase, oder auch Geflügel z. B. Enten, oft auf 100 Schritte unter dem Feuer zusammen; auf kurze Entfernungen aber schießt man damit leicht vorbei, weil der Schrot dann noch zu sehr zusammenhält.

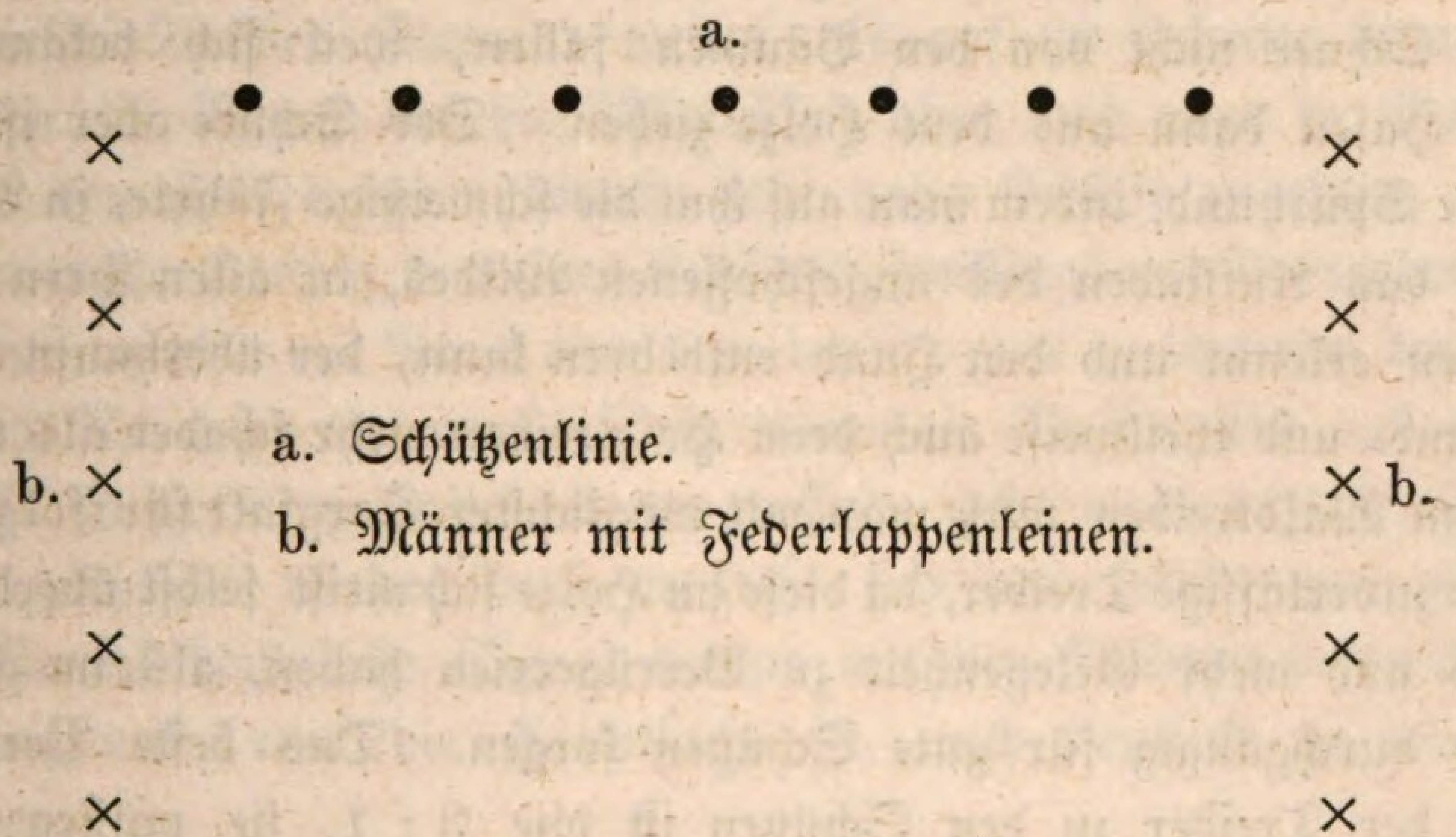
zwischen 3—4 Treibern ein Schütze steht, und anfangs auch Jeder vom Andern 60 Schritt entfernt ist, übrigens auch die Flügel mit Schützen besetzt sind. Letztere sind die eigentlichen Führer des Treibens. In dieser Stellung bewegt sich das Treiben eine große Strecke vorwärts,*) wobei die Führer nach und nach immer mehr zum Kreise einschwenken, bis sie denselben endlich ganz schließen. Der hierdurch gebildete große, und bei vielen Treibern wirklich mächtige Kreis wird nun durch Vor- und Näheraneinanderrücken der Treiber und Schützen so lange nach einem angedeuteten Mittelpunkte zu verengt, bis ein Hornsignal Halt! gebietet. Von diesem Augenblicke an darf nicht mehr auf die im Kreise herumirrenden und eine Lücke zum Durchbrechen suchenden Hasen in den Kreis hineingeschossen werden. Man bildet nun absichtlich zum Durchbrechen einladende Lücken im Kreise und schießt die durchbrechenden Hasen nach Außen hin, d. h. meist spitz von hinten. Schon hieraus erhellt, daß diese Jagden außer ihrer größern Gefährlichkeit für die Schützen, auch dem pecuniären Interesse der Jagdbesitzer weniger zusagen müssen, als die Standtreiben. Doch kann die letztere Befürchtung fast vollkommen beseitigt werden, wenn die Schützen gute Vorstehhunde am Riemen bei sich führen, die niemals in den Kreis gelassen, aber den durchbrechenden, bereits verwundeten oder erst jetzt wundgeschossenen Hasen nachgeschickt werden. Sowie jene aber ihrem Herrn den eingefangenen Hasen apportirt haben, müssen sie wieder an den Riemen genommen werden.

Das Böhmische Treiben. Zu demselben gehört ein

---

*) Verf. hält dies für bei Weitem zweckmäßiger, als wenn man sich gleich in einem Kreise aufstellt, wie er es oft genug gesehen. Es ähnelt dann das erstere Verfahren fast ganz dem sogenannten Böhmischen Treiben und stützt sich, wie dieses auf die Thatsache, daß wenn die in freiem Felde rege gemachten Hasen etwa 1000 Schritt gerade aus gelaufen sind, sie Halt machen und dann wie wüthend den Treibern entgegenrennen und diese, koste es, was es wolle, zu durchbrechen suchen. Mit diesem Moment müssen selbstverständlich der Kreis geschlossen oder wenn den Treibern ein Fluß gegenüberlag, die Flügel des halbkreisförmigen Treibens an den Fluß einspringend angelehnt sein.

Feld von 1000—1500 Schritt Breite und 2—3000 Schritt Länge. Es gründet sich dieses Treiben auf den Erfahrungssatz, daß sich der Hase auf freiem Felde nicht über einige Tausend Schritte hinaus treiben läßt, sondern dann umkehrt und wie blind auf die Treibwehr zurennt, um diese zu durchbrechen und seinen alten Lagerplatz wiederzugewinnen. Die Schützen nehmen bei diesem Treiben, je 60 Schritte von einander entfernt, die ganze Breite von 1000—1500 Schritten ein und machen die Treiber. Reichen dieselben hierzu nicht aus, so stellt man immer zwischen 2 Schützen einen Treiber. Außerdem stellt man auf beiden Flügeln je 8—10 Mann senkrecht auf, welche 40—50 Schritt von einander entfernt, hintereinander gehen, eine Federlappenleine in der Hand tragen, gleichzeitig mit den Schützen vorgehen, und das Ausbrechen der Hasen, besonders gegen Ende des Treibens, verhindern.



Im Anfange fallen nur einzelne Schüsse auf solche Hasen, die sich die Treibwehr zu nahe auf den Hals kommen lassen. Die meisten Hasen eilen in wilder Flucht vorwärts. Bald aber kehren sie eben so schnell wieder zurück, so daß man vor lauter Andrang nicht Hände genug zum Laden und Schießen hat. Man hat dann entweder noch ein zweites Gewehr und einen Lader bei sich, oder verwandelt wohl auch das Treiben durch Zusammenziehen der Flügel in ein Kesseltreiben. Wenn man da, wo das Treiben ursprünglich begann, mehrere Hasennetze halbmondförmig

und fängisch aufstellt, und rechts und links einige Reiter mit Hetzpeitschen zum Empfange der verwundeten und entronnenen Hasen postirt hat, um diese mit Lärm und Knallen in die Netze zu jagen, so werden wenig Hasen entkommen; andern Falls muß man noch an demselben oder doch am folgenden Tage das Terrain mit Hunden absuchen (diese in's Treiben mitzunehmen, ist durchaus zu widerrathen), damit die verwundeten und nachträglich verendeten Hasen nicht unnützerweise verloren gehen.

Das Holztreiben. Dieses gewährt mehr Abwechselung als das Feldtreiben, indem außer den Hasen mitunter auch ein Fuchs oder ein Reh mit in's Treiben kommen. Die Erwartung des Jägers bleibt daher immer gespannt. Die beste Zeit zu diesem Treiben ist, sowohl im Laub- als Nadelholze, der December und Januar nach einer starken Neue; bei früherer Kälte mit Schneefall wohl auch schon das letzte Drittel des November, doch darf der Schnee nicht von den Bäumen fallen, weil sich bekanntlich die Hasen dann aus dem Holze ziehen. Der Schnee aber ist der beste Spürhund, indem man auf ihm die schweißige Fährte, in Bezug auf das Auffinden des angeschossenen Wildes, in allen ihren Nüancen erkennt und den Hund entbehren kann, der überhaupt beim Stand- und theilweise auch beim Holztreiben mehr schadet als nützt. Beim Waldtreiben muß man mit möglichster Sorgfalt für folgsame und zuverlässige Treiber, da diese im Holze sich meist selbst überlassen sind und mehr Gelegenheit zu Betrügereien haben, als im Felde, und durchgängig für gute Schützen sorgen. Das beste Verhältniß der Treiber zu den Schützen ist wie 3 : 1, sie müssen aber alle guten Willen haben. In der Regel theilt man denselben, wo möglich, 3 Schützen zu, von denen einer den rechten, der andere den linken Flügel und der dritte die Mitte führt, alle aber die Treiber beaufsichtigen. Diese Schützen schießen oft mehr, als die Standschützen, dürfen aber, um möglichen Unglücksfällen vorzubeugen, unter keinem Vorwand aus der Linie der Treiber treten. Sie müssen sämmtlich gute Schützen und schnelle Gewehrlader sein und sich überall schnell zu orientiren verstehen. Die Treiber, denen man niemals gestatten darf, weder mit Stei-

nen noch mit Stöcken nach den durchbrechenden Hasen zu werfen, und hätten sie darin auch, wie so mancher Schäferknecht, die höchste Virtuosität erlangt, halten so lange an, bis die ihnen zugetheilten Schützen wieder geladen haben und gehen dann auf ein Signal derselben, das am besten mit einer kleinen Pfeife gegeben wird, wieder langsam vorwärts, indem sie von Zeit zu Zeit husten und an die Bäume und Sträucher klopfen, oder auch, aber ja nicht anhaltend, die sogenannten Hasenklappern, von denen auch diese Jagden den Namen „Klapperjagden" führen, in Bewegung setzen. Großer Lärm muß durchaus vermieden werden; selbst wenn die Hasen rückwärts durchbrechen wollen, nützt das übliche gewaltige Schreien der Treiber nichts, weil der in Todesangst schwebende Hase doch durchbricht. Auch der beim Beginn eines jeden neuen Treibens bisher übliche „Anschrei" der Treiber kann füglich durch ein Hornsignal ersetzt werden. Uebrigens darf bei diesen Treiben Niemand weiter, als auf 30 Schritte hinausschießen; in Bezug auf die Möglichkeit aber, daß man im Walde oft in den Fall kommen könnte, sehr nahe Schüsse zu thun, erscheint es zweckmäßig, den einen Lauf des Zwillings mit Nr. 4 oder 5, den andern aber mit Nr. 2 oder 1 zu laden, oder zu letzterem durchgängig Nr. 3 zu nehmen. Daß, wenn die Treiber bis auf eine gewisse Entfernung nahe gekommen sind, nicht mehr in's Treiben hineingeschossen werden darf, versteht sich von selbst, nur muß das darauf bezügliche Signal vorher mit den Schützen besprochen werden, und, was die Hauptsache ist, auch deutlich zu unterscheiden sein.

Ueber das Anstellen der Schützen am Holze, wenn unmittelbar vor demselben eine Wiese, ein breiter Weg oder mit einem Worte eine Waldblöße liegt, sind die Ansichten getheilt. Manche Autoritäten rathen den Schützen auf der Blöße selbst anzustellen und ihn durch einen Schirm von Reißig zu blenden; Andere, wie z. B. der viel erfahrene Diezel, verwerfen dies ganz und rathen die Schützen nicht außen hin, sondern 30—40 Schritte weit in's Treiben hinein (also in's Holz) zu stellen, weil, wie die Erfahrung zeigt, die Hasen ungern über eine selbst unverdächtige Blöße

laufen, sondern behutsam in der Dickung hin und her hoppeln oder sich so lange darin drücken, bis die Treiber nahe heran gekommen sind, worauf sie plötzlich durch diese durchbrechen. Bei starken Dickungen empfehlen Einige, die Schützen mit dem Rücken gegen das Treiben anzustellen, angeblich zur gegenseitigen Sicherheit der Schützen; Andere aber rathen das Gesicht gegen die Dickung zu wenden, aber nicht eher zu schießen, bis das Wild an dem Schützen vorbei- und ausgetreten ist. Letzteres ist unstreitig das Richtigere, da man in dieser Stellung wenigstens vor sich sehen und den anschleichenden Fuchs oder Hasen schießen kann, ehe er wieder umkehrt, was er jedes Mal thut, wenn er den Schützen gewahrt, dieser mag mit dem Rücken oder mit dem Gesichte nach ihm gerichtet stehen. Uebrigens muß jeder Schütze den Stand seiner Nebenleute genau kennen, er mag sie sehen oder nicht, und wissen, wohin er schießen kann, ohne Jemanden zu verletzen, und wohin nicht. Dagegen darf sich Niemand von seinem einmal angenommenen Stande entfernen, und muß auf ihm und um ihn herum die größte Stille herrschen und namentlich alles Conversiren auf's strengste vermieden werden. Auch muß der Schütze beim Holztreiben stets den Wind berücksichtigen und diesen im Gesicht haben, was bei Feldtreiben weniger nöthig ist.

Die oben erwähnten, vom Dirigenten für alle diese Treiben festzusetzenden Strafbestimmungen dürften etwa folgende sein: 1) Jedermann hat sich pünktlich auf dem Sammelplatze einzufinden. 2) Niemand wird zur Jagd zugelassen, dessen Gewehr nicht mit einer angemessenen Sicherung versehen ist. 3) Nach jedem Treiben wird die Sicherung wieder vorgelegt. 4) Nach jedem Treiben, sowohl beim ruhigen Stehen als im Gehen, muß das geladene Gewehr auf der rechten Schulter kurz am Riemen, die Mündung des Laufes in die Höhe gerichtet, getragen werden. 5) Niemand darf das Gewehr auf der linken Schulter, lang am Riemen, horizontal tragen, und ist doppelt strafbar, wenn das Gewehr gespannt und nicht gesichert, oder die Büchse gespannt und gestochen ist. 6) Niemand darf sich auf die Mündung des geladenen Gewehrs lehnen, und ist auch schon strafbar, wenn

auch dasselbe ungeladen ist. 7) Beim Laden muß das Gewehr stets ungespannt und gesichert sein; auch das Zündhütchen darf nicht aufgesetzt sein. 8) Zündnadelgewehre dürfen nie geladen in den Schützenkreis gebracht werden, und beim Abgehen vom Stande müssen die Patronen stets herausgenommen werden. 9) Wem das Gewehr durch Unvorsichtigkeit losgeht, der ist strafbar, wenn auch kein Unglück dadurch geschieht. 10) Niemand darf einen unnützen Hund mit auf die Jagd bringen, oder ohne Erlaubniß des Dirigenten Hunde im Treiben loslassen, oder selbst mit den Treibern gehen. 11) Niemand darf Andere am Gewehr necken. 12) Ueber 40 Schritte hinaus darf nicht geschossen werden. 13) Niemand darf in die Schützenlinie oder nach gegebenem Signal noch in's Treiben schießen. 14) Niemand darf, weder vom Stande noch im Kessel, vorspringen, um einen Schuß besser anzubringen. 15) Niemand darf den ihm angewiesenen Stand verändern oder gar verlassen. 16) Jeder muß sich auf dem Stande seinem Nachbar rechts und links zeigen, darf diese aber durchaus nicht durch lauten Zuruf auf etwa ankommendes Wild aufmerksam machen. 17) Jeder muß sich auf seinem Stande still und durchaus ruhig verhalten, darf nicht laut husten oder sonst ein Geräusch machen, am wenigsten aber seinen Hund schlagen. 18) Jedermann muß dem Jagdcommando unbedingte Folge leisten. 19) Niemand darf einen unvorsichtigen, für die Treiber oder Schützen gefährlichen Schuß thun, oder 20) ein verbotenes Stück Wild schießen.

8) Das Rammlerschießen mittelst der sogenannten Reize. Man ahmt auf einer käuflichen, sogenannten Hasenreize das Angstgeschrei des jungen Hasen nach, worauf alsbald der Rammler, selbst aus großer Ferne, herbei kommt und sich zum Schuß präsentirt. Die Häsin soll nach der gewöhnlichen Meinung diesen Wildruf fliehen. Dies ist jedoch falsch, indem nach Heink's vieljährigen Erfahrungen die Häsinnen oft eben so blind und unbesonnen gelaufen kommen, als die Rammler. Ja er selbst hat bei der größten Vorsicht oft Häsinnen mit Jungen im Leibe geschossen. Er räth daher, niemals einen Rammler mit

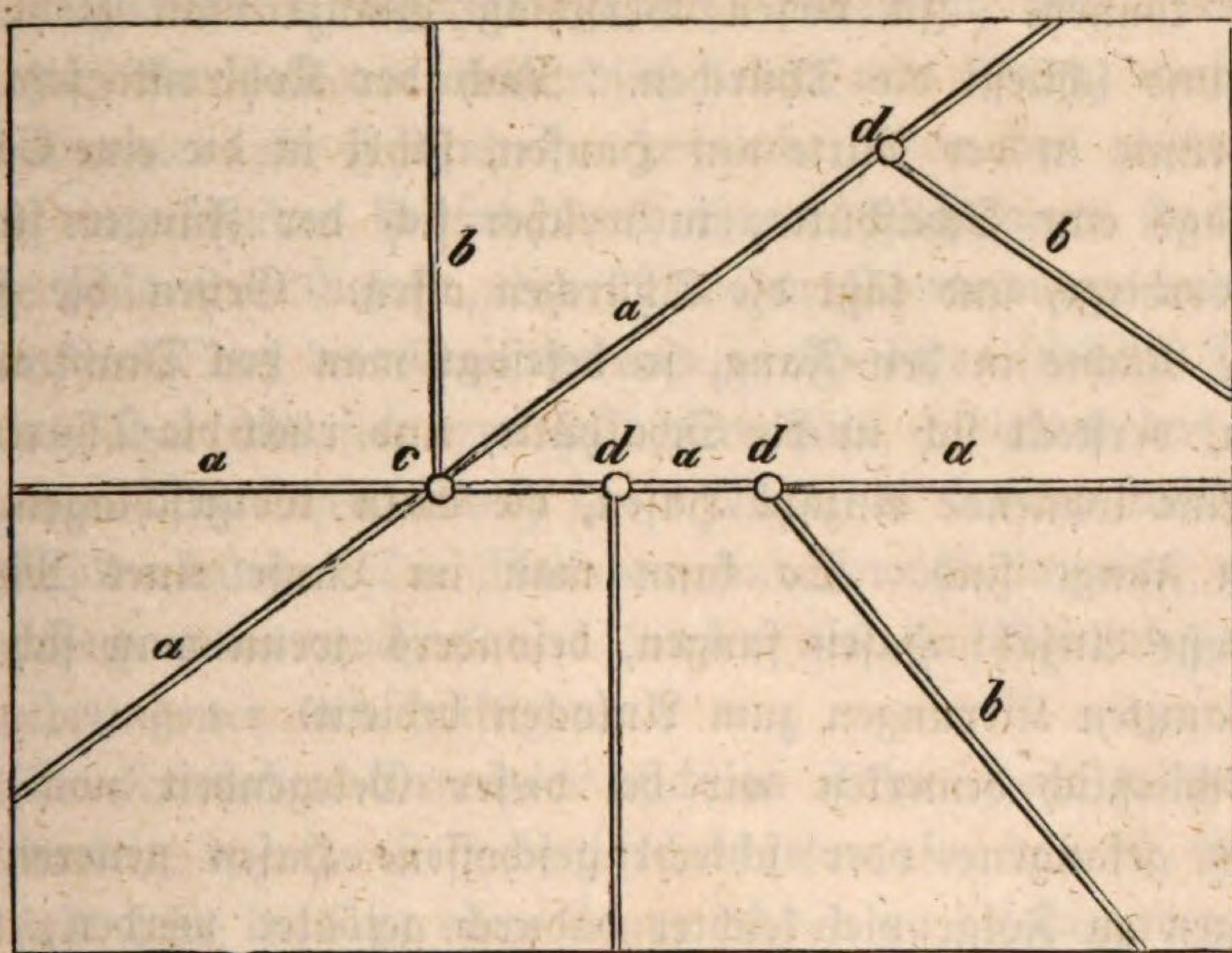
Hilfe der Reize zu schießen, sondern nur, wenn er, wie in der Rammelzeit früh und Abends, mit dem Kopf auf der Erde, wie der Hund, dem Geruche und der Spur der Häsin nachjagt. Uebrigens billigt er vollkommen das Wegschießen der überzähligen Rammler, da vom März bis September von ihm und seinen Leuten fast täglich alte Häsinnen aufgefunden worden sind, die Rammler zu Tode gejagt und gemartert hatten. Ja er versichert, daß die ersteren selbst noch im Tode über sie herfallen und mit den Vorderläufen auf ihnen herumscharren, bis sie ganz von Wolle entblößt sind.

Die Raubschützen dagegen beuten diese Erfahrung zum Nachtheil des Reviers auf das Schändlichste aus, indem sie sich bei Mondschein, gewöhnlich erst nach Mitternacht, an Waldränder, hohle Wege, Schluchten, überhaupt an Oerter, wo sie den Rücken frei haben, hinsetzen, reizen, und hier in einer Nacht oft 6—10 Hasen, worunter wenigstens die Hälfte Mutterhasen, schießen.

9) Das Fangen der Hasen in Tellereisen, Drathschlingen und Erdgruben. Der echte Waidmann wendet wohl selten oder nie eine der eben genannten Fangarten an. In Gegenden dagegen, wo der Landmann schon durch den Besitz von einigen hundert Morgen Land jagdberechtigt ist, oder wo er unbefugt raubschützen, und durch Schießen sich nicht verrathen will, legt er im Sommer auf Hasenstegen, die nach dem Felde oder aus diesem in's Holz führen, an Stellen, wo der Weg durch Gesträuch oder lange Haide eingeengt ist, sein Tellereisen in einen passenden Einschnitt in die Erde, befestigt es an einen Pflock und bedeckt es mit Laub, Nadeln oder Sand. Im Winter legt er es, mit Schnee bedeckt, an eine Stelle, durch welche der Hase in den Kohlgarten eingeht. Ueber der Schnappe wird ein Kohlstrunk oder noch besser ein Büschel Petersilie aufgehangen. Hat er in seinem Garten ein Mohrrübenwurzelbeet, so läßt er die Hasen erst einige Nächte sich daran delectiren, dann legt er ein Paar Eisen auf das Beet und ist sicher, um Mitternacht oder gegen Morgen einen guten Fang zu thun. Auf diese Weise fing, wie uns erzählt wird, Herr J. Döbber in Bin-

kelte im Herzogthum Aremberg in einer Nacht in einem Eisen einen Hasen und in dem andern einen Fuchs, was sich dadurch erklärt, daß der, in der Regel am Lauf gefangene Hase ein fürchterliches Nothgeschrei erhebt, wodurch nicht nur seine Kameraden, sondern oft auch Freund Reinecke aus der Umgegend herbeigelockt werden.

Aehnlich, wie mit dem Tellereisen, verfährt man mit dem Legen der messingenen Drahtschlingen. Diese werden jedoch meistens im hohen Getreide, oft zugleich mit einem Tellereisen, auf den sogenannten Hasen- oder Hexenstegen gelegt, und geben wir davon hier eine Darstellung nach **Heink**.



a a sind die Haupthasenstege, b b die Nebenstege, bei c liegt ein Tellereisen, bei d d d sind Drahtschlingen gestellt.

Meistens sind es Kuh- und Schafhirten, verdorbene Bauern oder andere Faulenzer, die sich mit dieser Fangart beschäftigen. Dieselben Subjecte stellen über eine ziemlich flache Erdgrube, in welche sie eine Kohlstaude legen, eine von Weiden geflochtene und hinlänglich beschwerte Horde oder ein breites Bret fängisch auf und setzen das Stellholz durch einen Faden mit der Kohlstaude in Verbindung. Wenn nun der Hase an der Kohlstaude nagt und rüttelt, zieht er das Stellholz weg und die Horde fällt zu.

10) Der Hasenfang. Jagdberechtigte, die nur einen kleinen Jagddistrikt besitzen, keine Freunde von Treibjagden sind und namentlich die mit diesen verbundenen Kosten scheuen, nehmen nicht selten zu dieser Fangweise ihre Zuflucht. Man umzäunt nämlich mit wenigstens 3 Ellen hohen Plankenpfählen ein 30 bis 40 Schritte im Durchmesser haltendes Stück Feld so dicht, daß kein Hase durchkriechen kann. In dieser Umzäunung, die durch Querlatten verbunden ist, werden, dicht über der Erde, auf einer eingegrabenen Schwelle, 2 Thürchen mittelst eiserner Bänder und Zapfen eingehängt, die sich nach Innen und Oben zurückschlagen und mittelst eines angebrachten Drahtes zum Zufallen gebracht werden können. In diesen Verschlag pflanzt man Kohl oder Kraut und schließt die Thürchen. Nach der Kohlernte setzt man die Strünke in der Mitte auf Haufen, fährt in die eine Ecke des Verschlags eine Schafhütte, in welcher sich der Fänger für die Folge verbirgt, und läßt die Thürchen offen. Gehen die Hasen mehrere Nächte in den Fang, so befestigt man den Draht an den Thüren, versteckt sich in die Schafhütte, und rückt die Thüren zu, wenn eine lohnende Anzahl Hasen, die dann todtgeschlagen werden, im Fange sind. So kann man im Laufe eines Monats eine große Anzahl Hasen fangen, besonders wenn man sich noch der bekannten Kirrungen zum Anlocken bedient.

Schließlich bemerken wir bei dieser Gelegenheit noch, daß im Netz gefangene oder schlecht geschossene Hasen neueren Erfahrungen zu Folge viel leichter dadurch getödtet werden, wenn man mit dem Daumen und Zeigefinger die Lungen unterhalb der Blattschaufeln kräftig zusammendrückt, worauf sogleich Erstickung erfolgt, als wenn man nach der alten Methode den Hasen an den Hinterläufen aufhebt und ihm mit der hohlen Hand einen kräftigen Schlag hinter die Löffel giebt oder ihn nickt, wie man waidmännisch sagt.

---

3) Das wilde Kaninchen (Lepus Cuniculus ferus *L.*).

Das Kaninchen hat große Aehnlichkeit mit dem Hasen, ist aber bedeutend kleiner und schwächer (es wiegt gewöhnlich nur 4—5 Pfund), seine Farbe ist heller und grauer, als die des Hasen, die Wolle kürzer und feiner, und auch die Hinterfüße sind etwas kürzer, als beim Hasen. Deshalb läuft es zwar einige hundert Schritte sehr flüchtig, ermüdet aber bald und ist in freiem Felde von einem Hühnerhunde leicht einzuholen. Die Kaninchen entfernen sich daher auch nur selten weit von ihrem Baue. Ferner unterscheiden sie sich namentlich vom Hasen dadurch, daß sie meistens unterirdisch leben und klüger, vorsichtiger und gewandter als Freund Lampe sind. Von den zahmen Kaninchen unterscheiden sie sich durch ihre röthlich-graue Farbe, die kleinere schlankere Gestalt, die schwarzen Ohrenspitzen und durch den Umstand, daß der Rammler nur ein Weibchen (Häsin, Mutterkaninchen) hat und sich treu zu diesem hält, während das männliche zahme Kaninchen (Bock) 6—8 Weibchen bedient und keinen Nebenbuhler leidet. Die Weibchen sind sowohl bei den zahmen als wilden etwas größer und stärker als die Männchen, diese aber gedrungener und kräftiger.

Die Kaninchen vermehren sich in Folge ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit, da, wo sie heimisch geworden, so, daß sie für Feld und Wald sehr bald zu einer kaum wieder zu beseitigenden Plage werden, und wissen sich ihren zahlreichen Feinden durch eilige Flucht in ihre Baue, die für die meisten ihrer Feinde zu enge Röhren haben, sehr gewandt zu entziehen. Zu ihren Wohnungen wählen sie entweder verlassene Fuchs- oder Dachsbaue oder sie graben sich auch in Sandgegenden, die sie vorzüglich lieben, eigene Baue, am liebsten in lichten Vorhölzern in der Nähe von Gewässern und Fruchtfeldern. Auch Wachholdersträuche, deren Rinde, weiche Triebe und Beeren sie gern äsen, dürfen nicht fehlen. Ganz besonders wird die Vermehrung der Kaninchen durch junge, dichte Kiefernschläge auf einer Anhöhe im Sand-

boden begünstigt; sie sitzen da warm und können nach Herzenslust graben. Die Kaninchen sind in der Regel am Tage im Baue, namentlich bei trübem und schlechtem Wetter, gehen erst des Abends, wie der Hase, auf Aesung aus und kehren auch erst des Morgens wieder zurück. Bei freundlichem Wetter und Sonnenschein sonnen sie sich im Freien und halten sich dann gern in nahen Gebüschen auf. Ihre Aesung ist die der Hasen, dabei graben sie sich leicht in die Gärten ein und thun hier an Pflanzen und Bäumen viel Schaden. Ihre Rammelzeit fängt im Februar an und dauert bis zum Herbst. Bei der Begattung streckt sich das Weibchen flach auf die Erde hin, läßt dabei oft einen Wolllustlaut hören, und der Rammler beißt es während des Aktes ins Genick. Die Tragezeit währt 30 Tage. Das Weibchen setzt alle 5—6 Wochen 4—12 Junge, die einige Tage blind, nach 8 Monaten aber schon wieder zeugungsfähig sind. Man sagt, daß der Rammler, wenn er dazu kommen kann, die Jungen nicht selten verzehrt; wenn sie aber erst größer sind und vor den Bau hinausgehen, um sich zu sonnen, spielt er mit ihnen und wacht über sie mit großer Zärtlichkeit. Wenn die Mutter auf Nahrung ausgeht und die Jungen allein lassen muß, verstopft sie die Eingangsröhre in den Bau mit Erde. Die Baue der Kaninchen bestehen aus mehreren, im Zickzack angelegten, immer enger werdenden Röhren, die mit einer Art Kessel enden und von den Kaninchen familienweise bewohnt werden. Die Kaninchen sollen aus Spanien und Griechenland abstammen, sie gedeihen in kalten nördlichen Ländern nicht im Freien. Ihre Spur ist die eines jungen, noch nicht ausgewachsenen Hasen. Wenn sie auf Aesung ausgehen, bleiben sie erst lange sichernd vor dem Baue sitzen, da sie vortrefflich äugen, vernehmen und winden, warnen bei der geringsten Gefahr ihre Kameraden durch starkes Ausschlagen mit den Hinterläufen und fahren dann pfeilschnell in ihre Röhren zurück. Es ist eine durch Nichts erwiesene Sage, daß die Hasen ein Revier verlassen, in welchem sich gleichzeitig auch Kaninchen angesiedelt haben. Allerdings fliehen sie die Nähe der Baue, weil es ihnen darin zu unruhig zugeht,

aber auf freiem Felde vertragen sie sich gut mit einander. Ja es gewährt sogar eine angenehme Abwechselung, wenn beim Treiben auf Hasen und Schnepfen auch mitunter Kaninchen zum Schuß kommen. Deshalb wird aber kein Verständiger Kaninchen ansiedeln, wo noch keine sind, oder sie da einführen, wo mit besserm Nutzen ein Hasengehege angelegt werden kann. Wo sie sich aber einmal vorfinden, da sorge man nur dafür, daß sie nicht zu sehr auf dem Revier überhand nehmen. Dies ist um so leichter, da sie überall für vogelfrei erklärt und ohne Rücksicht zu allen Zeiten wie Raubzeug verfolgt werden.

Jagdbetrieb.

1) Der Anstand. Man kann sich wie beim Hasen Morgens und Abends anstellen, doch darf dies nie zu nahe am Bau geschehen, sondern auf den Wechseln, die nach der Aesung führen, oder noch besser an den Aesungsplätzen selbst. Da das Kaninchen den freistehenden Schützen sogleich sieht und umkehrt, so muß man sich möglichst hinter einem Strauche, Baume, hinter einem Schirme, an den das Kaninchen aber erst gewöhnt werden muß, in einem Schießloche oder in einer halb in die Erde versenkten Schieß- oder Laubhütte zu verbergen suchen. Auch Kanzeln sind zu diesem Zwecke zu empfehlen. Doch darf man nicht vergessen, daß die Kaninchen ein zähes Leben haben und verwundet blitzschnell nach dem Baue zurückeilen, und daß man deshalb stets auf den Kopf oder wenigstens das Vordertheil halten muß, damit sie wo möglich auf der Stelle zusammenstürzen, und daß man nie eher schießen darf, bis sie unbesorgt zu äsen anfangen. Man kommt übrigens auf dem Anstande mehrere Mal zum Schuß, da die entflohenen Kaninchen nach einiger Zeit wieder kommen. Auch die Befürchtung ist unbegründet, daß, wenn ein Kaninchen im Bau verendet, dieser verlassen wird; denn es ist nichts Seltenes, daß das Frettchen ein Kaninchen im Bau todtbeißt und dieses dort liegen bleibt oder verfault, und dennoch bleibt der Bau nach wie vor bewohnt. — In der Regel ist der Frühanstand ergiebiger, als der am Abend.

2) Die Suche. Man sucht an schönen, sonnenreichen Tagen, wo die Kaninchen sich unter den Sträuchern in der Nähe des Baues oder auf dem Felde aufhalten, das Terrain mit dem Hühnerhund ab, der ebenso vor ihnen, wie vor Hasen stehen muß, und schießt sie vor demselben, was jedoch große Fertigkeit erfordert, da die Kaninchen sehr schnell und im Zickzack laufen und häufig Haken schlagen. Der Hühnerhund muß dabei kurz gehalten werden und darf nicht nachprellen. Er lernt übrigens leicht, das Kaninchen vom Hasen unterscheiden, und jagt es mit um so größerer Begierde, als er dadurch Gelegenheit erhält, hin und her eins zu fangen.

3) Das Treiben. Beim Treiben, sowie bei der Suche, müssen vorher alle auffindbaren Eingangsröhren der Baue verstopft werden. Man stellt die Schützen auf den Wechseln von einem Baue zum andern, und auf den das Holz durchschneidenden Wegen höchstens 30 Schritt von einander entfernt an. Die Treiben müssen kurz gefaßt und mehrere Mal wiederholt werden, da sich die Kaninchen gern fest drücken; auch muß viel hin und hergegangen und laut an die Sträucher geklopft werden. Am besten werden diese Treiben bei Schnee abgehalten, weil man dann die Kaninchen schon von Weitem kommen sieht, sie auch im Schnee weniger schnell laufen können und oft sitzen bleiben. Der Tag aber muß heiter, hell und sonnenreich sein, sonst bleiben die Kaninchen lieber im Baue. Wenn die Schützen alle nach der linken Seite zugekehrt stehen, sind sie sowohl als die Treiber vor Verwundungen gesichert. Auf freien Plätzen dagegen oder in ältern Holzbeständen, wo man die Kaninchen schon in großer Entfernung kommen sieht, kann man wie sonst bei Treibjagden nach allen Seiten schießen. Die besten Stände sind auch hier die Eckstände, indem die Kaninchen längs der Wehr hinlaufen und an den Enden derselben zuletzt ausbrechen.

4) Der Fang mit Schlingen und Tellereisen. Die Schlingen von ausgeglühtem Messingdraht werden, wie beim Hasen, etwa 4 Zoll über der Erde, auf die Wechsel da, wo der Weg etwas verengt ist, gestellt und an einem Pflock oder Strauche

befestigt. Das Tellereisen, das sogenannte kleine, aber wird möglichst weit in eine Röhre hineingelegt, und zwar in eine kleine Vertiefung, und so mit Sand bedeckt, daß von dem Eisen nichts sichtbar bleibt. Es wird ebenfalls und zwar mit einer Kette, die so stark sein muß, daß sie der Fuchs nicht durchreißen kann, an einem Pflock oder einer Wurzel befestigt. Es gelingt aber nur selten auf diese Weise einen Fang zu thun, da das Kaninchen zu vorsichtig und argwöhnisch ist.

5) Das Frettiren. Das Frettiren ist nur dann angenehm, wenn es mit Liebhaberei betrieben wird; denn erstens muß der Jäger geduldig warten, bis es dem in den Bau geschickten Frettchen beliebt, wieder herauszukommen, und zweitens ist der Preis eines Frettchens an sich hoch, das Thier sehr weichlich und hinfällig und muß, wohl verpackt, in einem Körbchen oder Kasten hin und her getragen werden. Die beste Zeit zum Frettiren ist von Anfang October bis Ende Februar, weil es da keine Jungen mehr im Baue giebt. Man wählt dazu einen kalten, trüben aber trockenen Tag, weil dann die Kaninchen im Baue sind, oder läßt sie durch Jungen und Hunde vorher hineinjagen. Man stellt dann an den Eingangsröhren sogenannte Kaninchenhauben (sackförmige Netze) und läßt das Frettchen unter der Haube in den Bau hineinschlüpfen. Die Kaninchen, vor ihrem Hauptfeinde bis zum Tode erschrocken, fahren pfeilschnell aus dem Baue, und fangen sich in den vorgehängten Hauben, wo sie wie die Hasen abgenickt werden, oder lassen sich von dem mordsüchtigen Frettchen in dem Baue widerstandslos würgen. Kommt aber das Frettchen nach einiger Zeit allein aus dem Baue gefahren, so ist dies ein Zeichen, daß keine Kaninchen darin sind, und muß es dann sogleich eingefangen werden, damit es nicht in die Röhre zurückkehrt und auf dem warmen Lager der Kaninchen liegen bleibt und schläft. Wäre dies dennoch der Fall, so kommt es darauf an, ob man es vorher an einen Pfiff oder Ruf gewöhnt hat, und muß man dann versuchen, es mit diesem herauszulocken, oder kann auch zu dem gleichen Zwecke an dem Eingang der Röhre etwas gebratene Kaninchenleber hinstellen. Sollte dies

nichts helfen, so muß man es entweder mit Laub, Nadeln oder Wurzeln ausräuchern oder bei vorliegender Haube und einem vor dieser, in der Röhre angebrachten Mooslager Jemanden zurücklassen, der die Röhre bewacht und das Frettchen, wenn es heraus kommt, nachbringt, was oft 24 Stunden dauern kann. — Wo es auf gänzliche Vertilgung der Kaninchen ankommt, hängt man Garnhauben vor die Röhren und umstellt den Bau in größerer Entfernung mit fängisch gestellten Hasennetzen. Auch kann man die Baue mit Holz und Steinen versetzen, was zwar wirksam aber grausam ist. Ganz verwerflich ist der Rath, den Bau mit Schwefel auszuräuchern oder Hauskatzen in das Gehege zu setzen, indem das wahre Interesse des Jägers gebietet, die letztern überall zu tödten, wo sie sich im Jagdrevier blicken lassen, und der fleißige Jäger auch durch tägliches Beschießen des Geheges der zu großen Vermehrung der Kaninchen schon hinreichend vorbeugen kann.

Das Wildpret des Kaninchen ist weiß wie Hühnerfleisch, wird von Manchem sehr geschätzt und auf vielerlei Art zubereitet. Vorzüglich gelobt wird der gute Geschmack des Fleisches von Kaninchen, die in Gegenden leben, wo es viel Quendel und andere aromatische Kräuter und Wachholdersträuche giebt. Der Balg liefert ein brauchbares Pelzwerk. In theuren Zeiten kann man armen Familien mit einem Kaninchenbraten ein wahres Festmahl bereiten.

---

4) **Das Eichhörnchen** (Sciurus vulgaris *L.*).

Das Eichhörnchen (Eichkätzchen, der Eicher) ist ein harmloses, possirliches Thierchen. Wir möchten es das Aeffchen unserer deutschen Wälder nennen. Sein Aeußeres ist hinlänglich bekannt. Wir bemerken hier nur, daß die Vorderläufe kurz, die Hinterläufe bedeutend länger sind, und in 5 lange und starke, mit scharfen Krallen bewaffnete Zehen und breite Fußsohlen ausgehen, mit welchen letzteren das Eichhorn bei jedem Sprunge die Erde berührt. Auf die Fußsohlen gestützt, kann es sich auch auf den Hinterläufen aufrichten und braucht dann die Vorderläufe wie

Hände. Der fächerförmig mit langen Haaren besetzte Schwanz (die Fahne), den es im Sitzen fast gerade am Rücken hinauf trägt, im Laufen aber von sich wegstreckt, dient ihm beim Springen als Steuerruder und als Fallschirm. Das Eichhorn klettert vorzüglich, im Nu bis in den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, und springt gewandt von einem Baume zum andern, immer aber dabei von einem höhern Aste auf einen niedrigern. Sein Todfeind ist der Baummarder, der es springend von einem Baume zum andern verfolgt, bis es gänzlich erschöpft seine Beute wird. Im Nothfalle schwimmt auch das Eichhörnchen gut. Auf der Erde bewegt es sich in lauter größern und kleinern Sprüngen. Es ist sehr reinlich, äuget, wittert und windet vorzüglich, und drückt sich bei Nachstellungen fest und glatt auf einen Ast oder zwischen eine Zwiesel, so daß man nichts als das Köpfchen, und dieses oft nicht sogleich, sieht.



Die Eichhörnchen begatten sich 2 Mal im Jahre; das erste Mal im März, wobei sich oft mehrere Männchen heftig um das Weibchen streiten. Letzteres geht 4 Wochen tragend, setzt dann in einem, auf einem hohen Baume selbst erbauten Neste 3 bis 7 Junge, die 8—9 Tage blind und schwarzbräunlich gefärbt sind und nach 3 Wochen schon selbst für sich sorgen. So lange dieselben im Neste und noch klein sind, ist ihnen die große Haselmaus sehr gefährlich. Uebrigens hat jedes Eichhörnchen wenigstens 4 Nester (verlassene Elster=, Krähen=, und Raubvögelnester), in denen es wechselweise ruht. Es überdacht dieselben mit einer Haube oder Kuppel von trockenen Reisern und läßt nur gegen

Morgen ein kleines Loch zum Einschlüpfen und dicht am Stamme ein noch kleineres zur Flucht. Beide verstopft es bei Regen und stürmischem Wetter und wartet ruhig im Neste bessere Zeiten ab. Freude und Begattungstrieb drückt das Eichhörnchen durch ein gewisses Pfeiffen, Furcht und Schreck durch ein Gluchsen (Klatschen) und Zorn und Schmerz durch ein Knurren und Zischen aus. Die Aesung der Eichhörnchen besteht in allerlei Holzsamen, Nüssen, Eicheln, Bucheln, Obst- und Beerenkernen, Knospen von mehreren Holzarten und Eierschwämmen. Jung aus dem Neste genommen, lassen sich die Eichhörnchen leicht zähmen, verbreiten aber einen unangenehmen Geruch um sich und werden auch in der Paarungszeit tückisch und boshaft. Ihre Bisse sind dann gefährlich. Bittere Mandeln, sowie Pfirsich- und Aprikosenkerne sind Gift für sie. Die Spur des Eichhorns ist stets sich gleichbleibend und leicht kennbar. Es setzt die längern Hinterläufe stets vor die Vorderläufe, und letztere dicht nebeneinander, während erstere weit von einander abstehen. Im Schnee und weichen Boden sind die Zehen (deren es nur 4 an den Vorderfüßen hat), deutlich ausgedrückt. Je weiter die Spur der Vorderläufe von der der Hinterläufe absteht, desto flüchtiger waren die Sprünge.

Langsamer Tritt:

• •
 • •

Flüchtiger Tritt:

• •

 • •

Jagdbetrieb.

Die Eichhörnchen werden entweder gelegentlich, oder, wo man dieselben ißt oder wo sie zu sehr überhand genommen haben, auch absichtlich geschossen oder in Schlingen und Schlagbäumen, welche beim Wiesel- und Marderfange beschrieben werden sollen, gefangen. Beim Schlagbaume muß an die Zunge des Stellhölzchens eine Nuß befestigt werden. Bei den auf der Erde fängisch gestellten Schlingen muß mit Nüssen, Maronen oder Mandeln gekirrt werden. Auch schon mit einem guten Blaserohr und mit harten, allenfalls mit klarem Hammerschlag vermischten Thonkugeln können die Eicher erlegt werden.

In England und im südlichen Deutschland wird das Fleisch der Eichhörnchen als eine Delikatesse verspeist. Es gleicht dem der wilden Kaninchen, soll dieses aber noch übertreffen. In manchen Gegenden legt man es vorher in Essig, ehe es gebraten wird. Der Balg hat keinen Werth. Aus den Haaren der Fahne werden gute Malerpinsel gemacht. Zum Krebsfange giebt es, sowohl in der Reuse, als auf dem Katscher, keinen bessern Köder, als rohes Eichhornwildpret und Gescheide.

B. Raubthiere.

1) Der Fuchs (Canis Vulpes *L.*).

Der Fuchs gehört zum Geschlecht der Hunde, nähert sich aber dabei auch einigermaßen dem Geschlecht der Katzen. Von der Katze hat er den langen Augapfel, die elliptische Pupille, den langen Schwanz und den leisen schleichenden Gang, wobei er, wie die Katze, einen Lauf vor den andern setzt. Auch sucht er, wie diese, seine Beute mittelst eines Sprunges zu ergreifen, nachdem er vorher liegend und lauernd den Sprung bemessen.

Das männliche Thier wird Fuchs oder auch Rüde, das weibliche Füchsin, Fähe, Betze genannt. Der Fuchs schleicht, wenn er langsam geht, trabt und schnürt (setzt einen Lauf hinter den andern) bei rascher Bewegung, und ist flüchtig, wenn er sich in Galoppsprüngen zu retten sucht. Er rollt, wenn er sich begattet, die Füchsin wölft oder wirft, wenn sie Junge bringt. Der Schwanz des Fuchses wird waidmännisch Standarte, Lunte, die weiße Spitze desselben Blume, seine kleinen, spitzen Ohren werden Lauscher, sein Auge Seher, das männliche Zeugungsglied Ruthe, das weibliche Schnalle, die violenartig riechende Drüse auf der Standarte Viole, endlich das Fell Balg genannt.

Der Fuchs kommt, mit Ausnahme der ganz heißen Zone, unter allen Himmelstrichen, am häufigsten aber im Norden, selbst dem höchsten, vor. Die Länge des ausgewachsenen Fuchses beträgt in der Regel etwas über 2 Fuß (die Standarte ist halb so lang), die Höhe reichlich 1 Fuß 2 Zoll. Der breite Kopf des Fuchses läuft in eine lange spitzige Schnauze mit scharfem Gebiß aus. Die Standarte ist dick, stark beharrt, zottig, wird in voller Flucht ganz gerade ausgestreckt, wenn er erschrickt, sogar aufgerichtet, bei größeren Touren und beim langsamen Herumschleichen sowohl am Tage als bei Nacht abwärts hängend getragen und nicht selten auch auf dem Boden nachgeschleift.



Etwa $2^1/_2$ Zoll von der Wurzel der Standarte sitzt am Obertheil derselben die sogenannte Viole, eine mit einer kleinen Oeffnung versehene Drüse, welche eine wie Violen riechende Fettigkeit enthält, welche die sie umgebenden Haare hochgelb färbt und nach der Jägersage schmerzstillende und wundheilende Kraft besitzt, weßhalb der Fuchs, wenn er verwundet ist, auch in dieselbe beißen soll.

Die Farbe des Fuchses ist im Allgemeinen dunkelroth mit gelbem Grunde; Lippen, Backen, Kehle und ein Streif an den

Beinen herab, sind weißlich, Brust und Bauch fallen mehr ins Aschgraue. Die Vorderläufe, von Einigen auch Branten genannt, enthalten 4, die Hinterläufe 5, wie die Ohrenspitzen schwarz gezeichnete Zehen. Die Fußballen sind weich und behaart, zum leisen Herumschleichen wie geschaffen. Alte Füchse werden von Jahr zu Jahr grauer, die Brust und die Haare um die Spitze der Ruthe weißer. Farbenvarietäten sind bei Füchsen nicht häufig, doch kommen zuweilen selbst in Deutschland gelbe, braune, auch wohl schwärzlich gezeichnete (sogenannte Birk- und Brandfüchse, je nachdem die Spitze der Blume weiß oder schwarz ist), und als seltene Ausnahmen auch blaßgelbe, weiße, schwarze, und gefleckte Füchse vor. Im hohen Norden sind weiße häufig, ganz schwarze seltener, aber desto höher geschätzt. Sein Alter bringt der Fuchs im glücklichsten Falle auf 14 Jahre.

Der Fuchs bringt einen großen Theil seines Lebens unterirdisch, d. h. in einem sogenannten Baue zu, wodurch er vielen Gefahren entgeht. Diese Baue bestehen in der Regel aus mehreren, in verschiedenen Richtungen zu Tage gehenden Röhren, die sich tief in der Erde in einen gemeinschaftlichen Kessel vereinen. Der Fuchs gräbt diese Baue entweder selbst, oder benutzt schon vorgefundene zu seinem Aufenthalt, so wie auch verlassene Dachsbaue, oder bewohnt auch Dachsbaue, falls diese zwei Kessel haben, mit dem Dachs gemeinschaftlich. Noch häufiger aber vertreibt er den reinlichen Dachs aus seinem Baue, indem er den letztern verunreinigt und dadurch dem Dachse widrig und unausstehlich macht, worauf er denselben ohne Weiteres in Besitz nimmt. Außerdem führt der Fuchs in gewisser Entfernung vom Hauptbaue auch noch einen oder mehrere Nothbaue aus, die nur aus einer einzigen flachgelegten Röhre bestehen, in welche sich der Fuchs allein oder mit den Seinigen rettet, wenn ihm Gefahr droht. Er bleibt dann in dieser Röhre so lange ruhig liegen, bis die Gefahr völlig vorüber ist. Im Februar zur Rollzeit und im Sommer, so lange die Jungen noch Elternhilfe bedürfen, und in der Regel bei schlechtem Wetter, steckt der Fuchs am Tage im Baue und geht am Tage nur nothgedrungen aus,

um die Jungen mit Nahrung zu versorgen. Dann schleicht er durch die Kornfelder in der Nähe der Dörfer, und stellt Hühnern, Enten und Gänsen nach, die sich zufällig etwas zu weit vom heimathlichen Gehöfte entfernten. Im Spätsommer, wenn erst die Jungen selbst mit auf Raub ausgehen können, hält er sich in Getreidefeldern und niedern Gebüschen auf, wo er vorzugsweise bei Nacht eingeschlafene Vögel, kleine Häschen oder Rebhühner auf dem Neste, ja Hasen und Kaninchen beschleicht und springend erfaßt. Nach der Ernte, wenn die Felder leer werden, und er keinen Schutz mehr findet, zieht er sich mit seiner Familie in das Dickicht der Wälder oder ins Röhricht der Teiche und Sümpfe, wo er Wasserhühnern und Enten nachstellt, im Frühjahr auch eine brütende Gans nicht verschmäht, nach der Satzzeit im Walde kleine Wildkätzchen einfängt, während er im Winter bei tiefem Schnee mit leicht zu durchbrechender Kruste allein oder in Gesellschaft Jagd auf alte Rehe macht, die er bis zur völligen Ermattung verfolgt und dann als gute Beute verzehrt. Im Nothfalle behilft er sich jedoch auch mit Mäusen, Hamstern, Ratten, Fröschen, Eidechsen, Käfern, Schnecken, Obst und Beeren und verschmäht bei großem Hunger selbst das Aas nicht. Honig, Weintrauben, Häringe, Katzen, Marder und Igel aber gehören zu seinen Leckerbissen. Raubvögel läßt er unberührt.

In neuester Zeit hat man versucht, den Fuchs, weil er angeblich größtentheils nur von Mäusen lebe, als ein für die Landwirthschaft höchst nützliches Thier darzustellen, welches geschont werden müsse. Dies können jedoch nur diejenigen behaupten, die im Sommer nie einen Fuchsbau besucht und nie Gelegenheit hatten, vor demselben die Menge umherliegender stinkender Knochen und die Flügelreste von Gänsen, Enten und Hühnern, ja fast ganze Gerippe von Hasen, Reh- und Wildkälbern zu sehen. So fand z. B. Herr Baron v. Berg, der Herausgeber der 3. Aufl. von Jester's kleiner Jagd, bei zwei Fuchsbauen im Tharander Walde 56 Stück Rehläufe und Herr Forstrath Hartig in Braunschweig erzählt, daß in einem Fuchs-

baue, nachdem die alte Fähe todtgeschossen worden, der übriggebliebene Rüde binnen 3 Tagen (wo man den Fuchsbau ausgrub) seinen Jungen 22 junge Hasen im Alter von einigen Wochen, zugetragen habe, welche man noch unversehrt vorfand, da die Milchfüchse noch zu klein und unfähig waren, dieselben zu verzehren. (Vergl. Diezel's Niederjagd II. Bd. S. 214). Der Fuchs fängt allerdings Mäuse, nie aber in einer solchen Anzahl, daß er in sogenannten Mäusejahren, wo es sich nicht um Tausende, sondern um Millionen von Mäusen handelt, diesen auch nur einen merklichen Abbruch thun könnte, und selbst wenn er deren auch täglich 200 Stück verschlänge. Hierzu kommt noch, daß die Mäuse in solchen Jahren gerade in den fruchtbarsten Gegenden am häufigsten sind, wo oft Meilenweit kein Wald oder Holz sichtbar ist, weßhalb auch dort Füchse schon an sich höchst selten sind. Die Natur, die die in Rede stehende Mäuse-Calamität veranlaßte, kennt in der Regel auch die geeignetsten und allgemein eingreifendsten Mittel dagegen, wie z. B. große Nässe u. s. w. und es bedarf dazu wahrhaftig der Füchse und Raubvögel nicht. Der Fuchs greift nur dann nach Mäusen, wenn er eben nichts Besseres hat, oder macht höchstens zum Vergnügen Jagd auf dieselben, wenn er bereits vollkommen gesättigt ist, und verschmäht wahrlich nicht den Hasen oder das Rebhuhn um einer Maus willen. Welche Verwüstungen aber selbst ein einziges Geheck Füchse in einem Jagdrevier anzurichten im Stande ist, werden wohl hoffentlich auch die Ungläubigsten aus obigen verbürgten Angaben ersehen haben.

Hat der Fuchs eine glückliche Jagd gemacht, so verscharrt er, wie der Hund und der Wolf, den größten Theil seiner Beute, um sie gelegentlich wieder aufzusuchen, wenn er mehr Zeit dazu hat oder der Hunger ihn daran mahnt.

Die Füchsin wird nur ein Mal im Jahr hitzig und zwar gewöhnlich im Februar, in gelinden Wintern wohl auch schon im Januar. Die Begattung erfolgt gewöhnlich im Bau, seltener im Freien. Die Fähe, welche mit einem heisern Rufe die Rüden anlockt, ist dann gewöhnlich von 2 oder 3 Füchsen umgeben.

Sie trabt voran, ihr dicht zur Seite mit der Nase an der Standartenwurzel folgt ihr der begünstigte Liebhaber, den die Standarte selbst hindert in die Fußtapfen seiner Geliebten zu treten; die übrigen Männchen bleiben schnurgerade hinter dem Begünstigten. Man kann diese Folge bei einer Neue deutlich im Schnee spüren. Bei der Begattung hängen Fähe und Rüde, wie die Hunde zusammen, vielleicht aber weniger lange. Die Füchsin geht 9 Wochen trächtig und wölft dann 3—9 Junge (gewöhnlich 4—5), welche 14 Tage blind sind, von der Mutter gesäugt, später mit Mäusen und Vögeln genährt und im Fangen und Würgen so lange geübt werden, bis sie selbst für ihren Unterhalt sorgen können, was schon im Alter von 3—4 Monaten der Fall ist. Der Vater unterstützt die Mutter in der ersten Zeit nach dem Wölfen wesentlich in dem Geschäft der Ernährung, später gehen beide gemeinschaftlich und zwar, wenn nöthig, auch am Tage auf Raub aus, und wenn die Mutter während der Erziehung der Jungen verunglückt, besorgt der Vater das Geschäft der Ernährung allein, ja es sind Fälle bekannt, wo sich sogar ein ganz fremder Rüde aufgefundener Waisen angenommen und diese, bis sie selbst für ihren Unterhalt zu sorgen vermochten, mit Sorgfalt ernährt hat. Wenn die Füchsin ihre Jungen im Baue nicht mehr sicher weiß, schleppt sie dieselben im Maule, wie die Katze, in einen andern Bau oder an einen andern sichern Ort. Mit dem zweiten Jahre sind die jungen Füchse ausgewachsen und zur Fortpflanzung tüchtig.

Wenn die Jungen im Baue hungrig werden oder die Alten zu lange ausbleiben, fangen erstere im Baue laut an zu bellen, womit sie ihre Sehnsucht nach ihren Ernährern ausdrücken. Die rückkehrenden Alten dagegen warnen ihre Jungen durch lautes Bellen in der Nähe des Baues, wenn sie glauben, daß erstern Gefahr droht, und die Jungen bleiben dann fest und stundenlang im Baue ruhig liegen. Sonst kommen sie gewöhnlich um die Mittagszeit bei Sonnenschein vor den Bau, sonnen sich hier und vergnügen sich durch spielen, wobei sie possirliche Sprünge machen oder auch mit lebenden Mäusen, die ihnen die Alten zutragen,

nach Art der Katzen spielen. Wenn ihnen aber in der Nachbarschaft etwas verdächtig vorkommt, fahren sie blitzschnell wieder in den Bau. Das Bellen der Füchse hat einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde, doch werden die einzelnen Klaffe minder rein angeschlagen, sie folgen sich vielmehr schnell hintereinander, mehr zusammenhängend, und gehen nicht selten in ein unangenehm kreischendes Geheul über. Stürmische Witterung, große Kälte und die Rollzeit werden in der Regel durch Bellen und Heulen vorher angekündigt. Wenn der Fuchs von den Hunden ergriffen wird, läßt er ein heiseres, lebhaftes Keckern und Murren hören; wird er abgewürgt, so stößt er einen jämmerlichen Klagelaut aus.

Der Fuchs vernimmt (hört), äugt (sieht), wittert (riecht) und windet (nimmt mittelst des Windes die Witterung auf) äußerst scharf. Sein wesentlichster Charakter ist Raub- und Mordlust, List und Verschlagenheit, freche Keckheit, schnelle Entschlossenheit und Muth und Tapferkeit bei großer Lüsternheit. Alle Jagdschriften enthalten als Belege hierzu eine Menge Anekdoten und angeblich verbürgte Erlebnisse. Die meisten dieser Erzählungen sind jedoch höchst unwahrscheinlich und gehören dem sogenannten Jägerlatein an. Das wirklich Verbürgte dürfte nachstehende Darstellung enthalten.

Als frecher und unersättlicher Räuber ist der Fuchs allgemein bekannt. Seine Mordlust geht schon daraus hinlänglich hervor, daß selbst seine Jungen ihre zufällig verwundeten oder angeschossenen Geschwister, nachdem sie einmal Blut gesehen, ohne Umstände verzehren, alte Füchse aber eben so wenig scrupulös sind, wenn es sich bei ähnlicher Gelegenheit um ihre Jungen, Geschlechtsverwandte, ja selbst um die theuere Ehehälfte handelt. Die List und Verschlagenheit aber erhellt aus der großen Vorsicht, mit welcher der Fuchs das ihm gelegte Eisen anstarrt und zu vermeiden sucht; hat sich in demselben aber ein Kamerad, eine Katze oder ein anderes Thier gefangen, so nimmt er nicht den geringsten Anstand, dasselbe als gute Beute zu verzehren und dem Jäger das leere Nachsehen zu lassen. Auch soll er in der

Nähe seines Baues nicht gern einen Raub begehen, um seinen Aufenthalt nicht dadurch zu verrathen, sondern lieber seinen Raub aus weiter Ferne holen. So erzählt unser Mitverfasser Herr Biermann nach eigener Beobachtung, daß ein Fuchs das Geflügel eines in der Nähe seines Baues gelegenen Bauerhofes wohlweislich verschont habe, dagegen aber durch einen Fluß zwei Stunden weit auf eine große Weide gegangen sei, um hier Nahrung für seine Jungen zu holen. Eines Tages sah er ihn in der Morgendämmerung zwei Gänse von dort heranschleppen, deren Hälse Freund Reineke mit dem Maule gefaßt hatte, während er die Körper über Kreuz auf dem Rücken trug *). Daß der Fuchs, einmal glücklich der Gefahr entgangen, von einem zusammenschlagenden Eisen gefangen zu werden, sich nicht so leicht zum zweiten Male berücken läßt, ist hinlänglich bekannt. Eben so, daß er zu seinen nächtlichen Räubereien meist stürmisches Wetter und Schneegestöber wählt, weil es ihm dann am leichtesten gelingt, die Ruhe und Schutz suchenden Thiere zu beschleichen.

Keck und frech aber zeigt sich der Fuchs oft beim Einbruch in Gehöfte und in Hühnerställe; ja er führt seine Beute oft mit wahrer Unverschämtheit unter den Augen der Besitzer davon. In dem Wohnorte des Herrn Biermann ergriff eines Tages ein Fuchs eine Henne an einem dicht hinter einem Bauerhause gelegenen Roggenfelde. Die Hausfrau eilte sofort auf das Geschrei der Henne herbei, ergriff dieselbe und suchte sie dem Rachen

*) Diese Tragart wird von den meisten Schriftstellern als die gewöhnliche angenommen; Andere behaupten dagegen, daß der Fuchs seine Beute gerade so erfasse und im Maule trage, wie der Hühnerhund den Hasen. Beides mag vorkommen; auch will man ihn wirklich auf diese letztere Art ein Rehkietzchen tragen gesehen haben. Ungewiß aber ist es, wie er eine größere Beute fortbringt. Wenn er sich dabei im Tragen nicht etwa von der Fähe ablösen lassen kann, so ist wohl das Wahrscheinlichste, daß er den Raub zertheilt, die Stücke vergräbt und dann seine Beute theilweise in Sicherheit bringt, womit auch übereinzustimmen scheint, daß man noch nie vor einem Fuchsbaue das ganze zusammenhängende Skelett eines größeren Thieres, sondern stets nur getrennte Theile desselben vorgefunden haben will.

des frechen Räubers zu entreißen, der seinerseits die Beute festhielt. Nach fruchtlosem Hin- und Herzerren kam die Frau auf den unglücklichen Gedanken, im Hause eine Waffe zu holen, um den Räuber damit zu erschlagen; als sie aber zurückkam, war dieser, wie vorauszusehen, mit seiner Beute spurlos verschwunden. Ein weiterer und höchst auffallender Beleg für die unverschämte Keckheit und Gefräßigkeit des Fuchses ist, daß man sowohl bei Treibjagden im Felde als im Walde, wo er doch in steter Todesgefahr geschwebt, gesehen, wie er einen in der Todesangst dicht bei ihm vorüberkommenden Hasen plötzlich ergriffen und sich mit dieser Beute zu retten versucht oder ein Stück zufällig im Treiben herabgeschossenes Federwild ergriffen und dasselbe in einem Dickicht zu verzehren Miene gemacht hat, wobei ihn jedoch ein unerwarteter Schuß, als wohlverdienter Lohn seiner Schandthat, niederstreckte.

Dem Fuchse fehlt es endlich keineswegs an augenblicklicher Entschlossenheit und an Muth, was schon allein der Umstand beweist, daß, wenn das Fangeisen blos einen Lauf erfaßt hat, er keinen Augenblick Anstand nimmt, sich den Fuß abzubeißen, um sich zu befreien; ja man hat gesehen, daß ein auf 3 Beinen flüchtiger Fuchs, dem einer der Vorderläufe durch einen Schuß zerschmettert war, und ihn durch sein Hin- und Herbaumeln im Laufe behinderte, sich denselben während der Flucht abbiß, um sich desto schneller und besser retten zu können. Daß sich übrigens der Fuchs, von Hunden verfolgt und ergriffen, tapfer wehrt und mit Hilfe seines scharfen Gebisses den Hunden manchen tiefen Biß beibringt, ist allen Jägern hinlänglich bekannt. In der Regel sucht aber der Fuchs den nachsetzenden Hunden, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, durch Hinauflaufen auf einen schief stehenden Baum zu entgehen; auch ist ein solcher Baum oder ein Erlenstock im Walde ein Lieblingsplätzchen für ihn bei stürmischem Herbstwetter oder Schneegestöber. Die außerordentliche Lüsternheit des Fuchses aber erhellt zur Genüge aus der unbezähmbaren Begierde, mit welcher er dem Geschleppe und den vorgeworfenen Lockbrocken folgt (wobei er, wenn er dieselben ohne

Argwohn aufgenommen, als ein Zeichen seiner besondern Befriedigung, jedesmal seine Losung zurückläßt), und aus der blinden Hast, mit welcher er, trotz aller vorher gezeigten Vorsicht, doch endlich nach dem Abzugsbissen schnappt, wenn das Fangeisen anders nur gut verwittert war. Doch kann der Fuchs nöthigenfalls auch diese Lüsternheit überwinden, wenn er die Gefahr offenbar vor Augen sieht, und dann vermag er auch mit Muth und Entschlossenheit den bittersten Hunger bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit freiwillig zu ertragen. So fingen sich in einem, in eine tiefe Röhre gelegten Tellereisen eine sehr alte, ermattete Füchsin erst in der 12., und eine jugendliche, fast bis zum Skelett abgezehrte Fähe erst in der 23. Nacht nach Legung des Eisens. (Siehe Diezel's Niederjagd. II. Bd. S. 260—61.)

Junge Füchse lassen sich leicht zähmen, doch verlieren sie nie ihre Tücke und ihre angeborene Mordlust läßt sich nie ganz unterdrücken. Auch verbreiten sie sowohl lebend als todt einen unangenehmen Geruch um sich. Will man sich aber durchaus der Mühe der Zähmung eines Fuchses unterziehen, so wähle man dazu eine junge Fähe, die später beim Jagdbetrieb in der Rollzeit mit Vortheil benutzt werden kann. Bastarderzeugungen in der Gefangenschaft zwischen Hunden und Füchsen sind selten; doch will man Beispiele haben, daß gezähmte Fähen mit einem Spitzhunde selbst fruchtbare Bastarde erzeugt haben sollen.

Der Fuchs hat ein äußerst zähes Leben, und wenn er auch, durch einen Schuß anscheinend tödtlich getroffen, kein Glied mehr rührt, so läuft er doch nach einigen Minuten auf und davon. Man sei daher vorsichtig im Aufnehmen und besonders im Aufbinden eines anscheinend todten Fuchses auf das Pferd. Es giebt Beispiele, daß wieder zu sich gekommene Füchse das Pferd in den Seiten gepackt und durch den heftigen Schmerz zum Durchgehen und Ueberschlagen gebracht haben. Beim geringsten Zweifel am Tode schlage man den Fuchs mit einem derben Prügel auf die Nase, wo er, wie der Hund, höchst empfindlich ist, gleichzeitig aber auch auf den Hinterkopf, oder fasse ihn bei den Hinterläufen und schleudere ihn mit dem Hinterkopfe kräftig gegen einen

Baum oder Stein. Kann man sich in der Geschwindigkeit nicht anders helfen, so trete man ihm, jedoch vorsichtig, daß er nicht in den Fuß beißen kann, so lange auf den Hals, bis man das Gewehr wieder geladen hat. Nie benutze man aber den Kolben des Gewehrs zum Zuschlagen; einmal, weil man denselben leicht abschlagen, und sodann, weil sich beim Zwillinge der zweite Lauf leicht von selbst dabei entladen kann, was leider meistens unglücklich ausfällt.

Im hohen Alter werden die Füchse zuweilen blind und taub. Diese bisher nicht genug berücksichtigte Thatsache entkräftet und erklärt jedenfalls die von Einigen dem Fuchse gemachten ungerechten Vorwürfe, daß er nichts weniger als listig und verschlagen sei, oft in sein eigenes Unglück renne, nicht zu sehen und zu hören scheine und im Ganzen ein dummes Thier sei. Was man nicht Alles schon behauptet hat! — Dieselbe merkwürdige und anfangs allerdings auch räthselhafte Erscheinung bieten auch zuweilen schwer verwundete Füchse dar, denen oft Gehör und Augen durchschossen und zum Theil vereitert sind, ja bisweilen die halbe Kinnlade und ein großer Theil des Schädelgewölbes fehlen, und die natürlich in diesem Zustande wie irre umherlaufen, ja zuweilen selbst an den Jäger anrennen. Wer möchte aber diesen unglücklichen Zustand für Dummheit erklären? Wohl aber ist er, da in der Regel mehrere Tage seit der Verwundung verflossen sind, der sprechendste Beweis für die außerordentliche Lebenszähigkeit dieser Thiere.

Der Fuchs ist seiner Raubsucht wegen von den Jagdgesetzen in die Acht gethan und für vogelfrei erklärt; seine Vernichtung ist daher zu jeder Zeit erlaubt. Man thut sehr Unrecht, diese des Balges wegen auf die Wintermonate zu beschränken; im Gegentheil muß man, will man seiner Wildbahn wahrhaft nutzen, zu jeder Jahreszeit, ohne alle Rücksicht auf den Balg, stets die Alten und Jungen zugleich zu vertilgen suchen.

Die gefährlichsten Krankheiten der Füchse sind: 1) die Raude, welche durch Ansteckung viele Füchse hinrafft. 2) Die Darrsucht, wobei die Füchse zum Skelett abzehren und gewöhnlich

sterben. Man will die Ursache dieser Krankheit in dem häufigen Genuße von Spitzmäusen suchen. 3) Die Tollwuth, welche durch den Biß eben so übertragbar auf andere Thiere ist, wie die der Hunde. Sie scheint in manchen Jahren in gewissen Gegenden epidemisch vorzukommen.

Die Spur des Fuchses ist der eines eben so großen Spitzhundes sehr ähnlich, unterscheidet sich aber im Schnee und nassen Sande durch den längeren Fuß, die vorn herausgezwängte Stellung der beiden Mittelzehen und durch den viel geringeren Ballen. Beim Trabe schnürt der Fuchs in gerader Linie • • • • • • •; beim flüchtigen Sprunge zeigt die Spur die Gestalt der Trittabdrücke eines galoppirenden Thieres • • • • • • • •; im Herumschleichen schränkt er mit mehr schräg von einander stehender Spur, auch erkennt man im Schnee oder feuchten Sande eine kleine Furche von der schlaff herabhängenden Standarte: • • • • ——.

Der Balg des Fuchses liefert vom November bis März ein gutes Rauchwerk, das zu Pelzen, Müffen, Handschuhen u. s. w. benutzt wird. Im Sommer ist es zu dünn behaart und nur für Hutmacher brauchbar. Die Standarte trägt man bei großer Kälte um den Hals. Auch wird dieselbe zur Erzeugung der Elektricität auf dem Elektrophor benutzt. Das Fleisch des Fuchses wird nur von armen Leuten und solchen genossen, die davon Heilung ihrer Leiden erwarten. In der Regel verschmähen es selbst die Hunde. Dem Fuchsfette werden besondere Heilkräfte, namentlich bei Lungenkrankheiten, und als erweichendes Mittel zugeschrieben. Auch die Fuchsleber steht im Geruche von Heilkräften.

Jagdbetrieb.

1) Der Anstand. a. Der gewöhnliche Anstand am Walde. Kommt im Wesentlichen mit dem überein, was beim Anstande auf Hasen (vergl. S. 88) angeführt wurde. Haupterfordernisse sind guter Wind und verborgene Stellung. Des Abends stellt man sich stets vor dem Walde hinter einem Baume, Strauche, oder in einem, den Jäger bis an die Brust deckenden

Graben an. Jedes weiß aussehende Kleidungsstück muß sorgfältig vermieden werden. Der Fuchs kommt gewöhnlich auf alten Wegen, Vieh- und Hasenstegen und kleinen Blößen aus dem Busch in's Freie, kehrt aber sofort blitzschnell um, wenn er etwas Verdächtiges gewahrt. Nicht selten wird er durch das Gezwitscher kleiner Vögel und den Lärm der Schwarzdrossel angekündigt; doch täuscht dies auch oft. Bei gleich günstigem Winde ist, schon der Mücken wegen, der Morgenanstand angenehmer als der des Abends, doch muß man bereits vor der Morgendämmerung auf dem Platze sein, wo es oft schwer hält, den antrabenden Fuchs zu erkennen, und noch schwerer, denselben bei der Dunkelheit tödtlich zu treffen. Am sichersten ist der Erfolg, wenn man in der Nacht den Wald nach der Feldseite zu mit Federlappen umstellt, weil dann der aus dem Felde rückkehrende Fuchs längs derselben forttrabt und den oder die Schützen sicher anläuft.

b. Der Anstand mit Reizen. Man reizt nicht nur bei dem gewöhnlichen Anstande am Walde, sondern auch beim Anstande im Walde und im Felde. Wenn der Fuchs in der Nähe ist, ahmt man das Geschrei kleiner Vögel oder einer Maus nach, doch muß der Ton vollkommen treu und rein sein und der Schütze verborgen stehen, sonst kehrt der Fuchs um, und wäre er auch im vollen Anlauf begriffen. Ist der Fuchs entfernter, so läßt man die Hasenreize ertönen. — Bei dem Reizen im Walde geht man im Winter bei starkem Froste und wenn man glaubt, daß die Füchse Hunger haben müssen, in ruhigen Waldungen dem Winde entgegen von einem Dickicht zum andern, wo man Füchse vermuthet, und sucht sich passende Stellen aus, von denen man nach allen Seiten auf 40—50 Schritte eine freie Umsicht hat. Hier verbirgt man sich nach Möglichkeit und ahmt dann das Angstgeschrei eines Hasen nach, worauf auch in der Regel Freund Reineke nicht lange auf sich warten läßt. Noch zweckmäßiger ist es, wenn man an solchen stillen Waldorten das wirkliche Geschrei einer Ente, Gans, Henne oder eines Spanferkels ertönen lassen kann, was jedoch durch einen Gehilfen bewirkt werden muß, der eine Strecke hinter dem Jäger stehend,

das lebende Thier zum Schreien veranlaßt, während der Schütze schußfertig und zum Empfange des Rothrockes bereit steht. — Noch ergiebiger ist das Resultat, wenn man bei Schnee und mondhellen Nächten im freien Felde das Reizen vornimmt. Da der Fuchs jedoch in der Regel dem Punkte, von dem das Reizen herkommt, den Wind abzugewinnen sucht, so ist es zweckmäßig, wenn dabei zwei Schützen gemeinschaftlich operiren, und der eine sich etwa 100 Schritte im Winde des andern (des Reizenden) hinter einem Baume oder einer Hecke aufstellt. Der letztere (der Nichtreizende) kommt gewöhnlich schon zum Schuß, bevor der von der Seite heranschleichende Fuchs die gleiche Windlinie beider Schützen durchschneidet. Fehlt es überhaupt nicht an Füchsen, so kommen in einer Nacht oft beide mehrmals zum Schuß.

c. Der Anstand auf Kirrung. Herr von Train zählt in seinem trefflichen Werke: „die Niederjagd" unter die vorzüglichsten Kirrungsmittel für Füchse den Häring und die Häringslake, in welcher letzteren einige Zeit Juchtenabfälle gelegen haben. Man kann damit zu jeder Jahreszeit — die Ranzzeit ausgenommen — an schönen Morgen und Abenden Füchse anlocken, wenn man sich mit solcher Häringslake die Stiefelsohlen tüchtig einreibt und unter jeden Absatz einen stark in stinkendem Fett gebratenen, mit einem Leinwandläppchen umwickelten Häringskopf befestigt, und so ausgerüstet Fuchsbaue, Fuchspässe, Schläge und Blößen der Kreuz- und Quere abgeht, zuweilen ein Stückchen gebratenen Häring als Lockung hinwirft und dann sich mit gutem Winde hinter einem Baume anstellt. Die Füchse folgen sofort, so wie sie diese Witterung aufgenommen, und laufen den Anstehenden wie blind bis zu seinen Füßen an. Diese Art Jagdbetrieb ist um so angenehmer, als man dabei Bewegung hat und, wenn man sich endlich anstellt, auch auf sichern Erfolg rechnen kann. — Uebereinstimmend mit vorstehender Angabe und also dieselbe absichtslos bestätigend, erzählt nach Herrn Diezel (vergl. dessen Niederjagd II. Bd. S. 132) ein alter Praktiker in seiner (ungenannten) Anweisung zur Fuchsjagd ganz naiv und offenherzig, daß er auf Heimwegen von den Wintertreibjagden

seiner Grenznachbarn, von denen er oft eingeladen worden sei, jedesmal zwei Säckchen mit eingenähten Häringsköpfen unter seine Absätze gebunden und dann allerlei Kreuz= und Quergänge gemacht habe, um die hin und her trabenden Füchse hinter sich her zu locken, zuletzt aber auf der Grenze stehen bleibend niederzustrecken, was ihm auch manch liebes Mal gelungen sei (natürlich unbeschadet seiner freundnachbarlichen Gesinnungen!! Ref.).

Weniger angenehm ist der Anstand in Folge des Kirrens mit einer Schleppe. Man legt zu diesem Behufe ein frisches Hasengescheide oder eine todte Katze in einen, mit einer Blase oder mit Papier zugebundenen irdenen Topf und setzt diesen 6—8 Tage in Pferdemist. Dann bindet man das Gescheide oder die Katze in einem Netzsacke an eine Leine, schleift die Kirrung in der Abendzeit durch das Gebüsch oder das Feld, wo man Füchse vermuthet, und stellt sich mit gutem Winde in schußmäßiger Entfernung von der hingeworfenen Kirrung auf. Man muß dazu eine mondhelle Nacht wählen. Leider trabt der Fuchs aber erst in sehr später Abendstunde, zwischen 9—11 Uhr, oder morgens zwischen 2—3 Uhr an, was natürlich seine Unannehmlichkeiten hat, weshalb auch dieser Jagdbetrieb nicht Jedermanns Sache ist.

2) Der Ansitz. Der Ansitz unterscheidet sich vom Anstand dadurch, daß man hier nicht, wie bei diesem, steht oder ausnahmsweise auf einem Jagdstuhle sitzt, sondern daß man dem betreffenden Wilde entweder auf einer sogenannten Kanzel oder in einer, wie immer beschaffenen Hütte auflauert. Er theilt sich:

a. In den Ansitz auf dem Baue. Man beabsichtigt dabei entweder blos die alten Füchse wegzuschießen, oder gleichzeitig, wohl auch vorzugsweise, die Jungen zu vernichten. Zu diesem Behufe richtet man sich vor Allem einen bequemen Sitz, die sogenannte Kanzel, auf einem von Natur oder mit Hilfe eingeschlagener fester Pflöcke leicht besteigbaren Baume vor. Hier ist man sicher, daß der Fuchs den Ansitzenden weder sieht noch windet. Der Sitz muß so beschaffen sein, daß man den Rücken bequem anlehnen und Gesicht und Arme nach allen Seiten hin frei bewegen

kann. Uebrigens muß man sich mit guten Handschuhen und festen, für Insektenstiche undurchdringlichen Beinkleidern versehen, da es im heißen Sommer an Mücken und andern Plagegeistern um die Fuchsbaue herum nicht fehlt. Auch kann man unbesorgt seine Pfeife oder Cigarre rauchen. Manche Jäger rathen, sich dem Ansitze nur auf Stelzen zu nähern und auch die erschossenen Füchse nur mit Stelzen aufzunehmen. Dies scheint aber eine übertriebene und unnöthige Furcht vor der fein witternden Nase des Fuchses zu sein; kann man sich von ersterer nicht losmachen, so verwittere man einfach die Sohlen mit Tannzapfenöl, wie später gelehrt werden wird, oder noch besser, kirre den Fuchs geradezu, wie oben beim Anstand unter c. Uebrigens gelingt es nur selten, beide mit ihrer Beute zurückkehrende Alte auf diese Weise kurz nach einander zu erlegen, indem der zweite, in der Regel nicht weit entfernte Fuchs durch den Knall des Schusses aufmerksam gemacht, sich erst später dem Baue und zwar mit der höchsten Vorsicht nähert. Es ist daher jedenfalls sicherer, wenn ein zweiter Schütze 80—100 Schritte vom Baue abwärts ansitzt, indem dieser oft eher zum Schuß kommt, als der am Baue ansitzende. Besonders aber muß man suchen, wo möglich einen augenblicklich tödtlichen Schuß anzubringen, weil sonst der leicht verwundete Fuchs in den Hauptbau fährt oder sich in einen Nothbau flüchtet und dann oft verloren geht. Jedenfalls verdient der Frühansitz den Vorzug vor dem Abendansitz, weil man bei ersterem Zeit genug übrig behält, dem zweiten Fuchs, falls er sich zurückgezogen hätte, aufzulauern oder in den Nachmittagsstunden den Bau auszugraben oder ihn mit Dächseln zu beschicken. Beim Abendansitze aber bleibt, wenn der zweite Fuchs unversehrt geblieben, nichts anderes übrig, als die Röhren zu verrammeln, was immer noch keine hinlängliche Sicherheit dafür giebt, daß nicht der Fuchs die Jungen während der Nacht durch eine vielleicht unbeachtet gebliebene Röhre entführt.

Handelt es sich aber um die gleichzeitige oder vorzugsweise Erlegung der Jungen, so muß man die Mittagsstunden im Mai und Juni, wenn die Jungen anfangen vor den Bau zu kommen,

um sich zu sonnen oder zu spielen, zum Ansitz wählen und bemüht sein, auf einen Schuß immer mehrere zu tödten, um schneller damit aufzuräumen. Sollten aber die Jungen den Bau schon verlassen haben, oder die Alten Verdacht schöpfend, denselben im weiten Umkreise umkreisen, ohne in denselben vor Nacht zurückzukehren, so beunruhige man mit lautjagenden Hunden die umliegende Gegend, wobei die geängstigten Füchse sich sofort in den Bau zu retten suchen und vor demselben leicht erlegt werden können.

b. Der Ansitz in der Rollzeit. In der Rollzeit kommen gewöhnlich die mit der Betze während des Tages in den Bau eingefahrenen Füchse in der Abenddämmerung wieder mit derselben heraus und man kann dann auf dem Ansitz oft einen lohnenden Schuß anbringen, lasse jedoch erst die ganze Gesellschaft in's Freie und spare sich die Betze für den zweiten Schuß auf. Nur wenn die Dunkelheit schon zu weit vorgerückt oder die nächste Umgebung um den Bau nicht frei ist, muß die Betze, ohne weitere Rücksicht auf die Rüden, die natürlich beim Knalle augenblicklich wieder in den Bau zurückfahren, als die schädlichere Verbrecherin, ohne Weiteres zuerst auf's Korn genommen werden.

Ist man im Besitz einer gezähmten Fähe, so leint man dieselbe in der Rollzeit, sobald sie hitzig ist, in einem Dickicht, wo man Füchse vermuthet, an, und begiebt sich auf einen nahe gelegenen Ansitz. Sie lockt dann theils durch ihr Bellen, theils durch ihren starken Geruch die in der Gegend herumtrabenden Füchse heran. Dies muß, wie bekannt, im Februar geschehen und wählt man dazu am liebsten eine recht stille und mondhelle Nacht, die, wo möglich, durch eine starke Schneelage noch mehr erhellt wird. In ähnlicher Weise kann man auch die alten Füchse vor die Flinte bringen, wenn man zufällig in den Besitz eines lebenden Jungen gekommen ist, sich mit diesem in einer Grube oder in einer Erdaushöhlung in der Nähe des Baues anstellt, und dem Jungen von Zeit zu Zeit auf die Standarte tritt, wodurch es zum Bellen oder zum Klagen veranlaßt wird, worauf die Alten wie blind anlaufen, aber eben so schnell wieder um-

kehren, wenn ihnen dies nicht durch einen glücklichen Schuß unmöglich gemacht wird.

c. Der Ansitz auf dem Luderplatze. Am angenehmsten ist dieser Jagdbetrieb auszuführen, wenn Mühlen oder einzelne Häuser in oder am Walde liegen, in welchen man in der warmen Stube ganze Nächte hindurch den Rothröcken auflauern kann. Auch ein Schafstall oder anderes Nebengebäude reicht dazu vollkommen aus, nur muß man mittelst Fußsackes für warme Füße sorgen. Selbstverständlich darf man sich in und an Gebäuden keiner feuergefährlichen Pfröpfe bedienen. Muß man den Ansitz im Freien anbringen und eine Hütte dazu erbauen, so lege man dieselbe wo möglich an einem nicht zufrierenden Bächlein an und lasse das Wasser über wehrartig hineingelegte große Steine herabrauschen. Das Wasser muß jedoch zwischen der Hütte und dem Luderplatze vorbeifließen, damit der Fuchs durch das Rauschen des Wassers verhindert wird, etwaige Bewegungen in der Hütte wahrzunehmen. Zur Hütte selbst benutzt man eine nicht weit vom Holze gegen Mittag gelegene Anhöhe, damit der Mond gut vorfalle. In dieser Anhöhe gräbt man eine 6 Fuß weite und 7 Fuß hohe Grube aus, in welche man die Breterhütte setzt, diese oben mit einem Pultdache von Bretern versieht, nach vorn eine 8 Zoll hohe und 12 Zoll breite, mit einer Klappe nach Innen und Oben zu öffnenden Schießscharte, nach Hinten aber eine kleine Thür anbringt, und das Ganze so mit Reisern bedeckt, daß es nicht verdächtig aussieht. Benachbarte Bäume dürfen bei Mondschein weder die Hütte noch den Luderplatz beschatten. In dieser Hütte richtet man sich so gut als möglich warm und häuslich ein. Den Fuchs mittelst eines Geschleppes anzukirren, halten Viele für nicht nöthig, weil der Fuchs, bei seinem vortrefflichen Geruchsorgane und seinem fortwährenden nächtlichen Herumtraben bei strenger Kälte, das Luder schon sehr weit wittert und auch sehr bald auffindet. Die bewährteste und zugleich bequemste Schleppe ist eine gebratene Katze, aber auch jedes sonstige Luder eignet sich dazu, nur muß man in den Cadaver, nachdem man ihm den Bauch aufge-

schlitzt, noch mehrere Einschnitte machen, damit der Fuchs durch die austretende Feuchtigkeit, welche eine starke Witterung zurückläßt, um so sicherer zum Nachtraben angereizt wird. Außerdem wird als Geschleppe noch ganz besonders ein frisches Hasengescheide oder ein eine Zeit lang in mit Juchtenabfällen vermengte Häringslake gelegtes Rehgescheide empfohlen, welches man, wie jedes Geschleppe, bis zur Luderung schleift und dann aufwirft. In der Regel folgt der Fuchs, wie schon oben bemerkt, der Schleppe erst in den späten Abendstunden nach; in selteneren Fällen jedoch auch fast augenblicklich, was von der strengeren Kälte, dem stärkeren Hunger und überhaupt von der individuellen Lüsternheit des betreffenden Fuchses abzuhängen scheint. Jedenfalls muß der Jäger auf beide Fälle gefaßt sein. Das Luder darf höchstens nur 30 Schritte von der Hütte entfernt liegen, und müssen demselben entweder die Rippen eingeschlagen werden, oder dasselbe muß, was noch zweckmäßiger ist, so in die Erde eingegraben sein, daß nur eine halbe Seite desselben hervorragt, wodurch der Fuchs behindert wird, sich in dem hohlen Bauche desselben zu verstecken, im Gegentheil gezwungen ist, frei dazustehen und sich dem Schuße wo möglich mit seiner Längenseite Preis zu geben. Hierzu kommt noch, daß die Füchse den eingegrabenen Fraß lieber annehmen, als den freiliegenden. Der Cadaver muß übrigens zu diesem Zwecke mit den Hinterbeinen nach der Schießhütte zu gerichtet liegen. Der am Luder geschossene Fuchs muß sogleich aufgenommen werden, weil er sich sonst, wenn es ein Krellschuß war, leicht empfiehlt oder auch von dazu kommenden Kameraden als gute Beute betrachtet wird; auch muß der etwa auf dem Boden liegende Schweiß entweder mit Schnee bedeckt, abgestochen oder verwittert werden, was am leichtesten durch Vertreten mit verwitterten Sohlen geschieht, insbesondere aber muß der abgeschossene Flintenpfropf aufgesucht, wohl ausgedrückt und mitgenommen, die Stelle aber, wo er lag, durch wiederholtes Vertreten verwittert werden, weil der Fuchs nichts so sehr scheuet als den Pulvergeruch und abgeschossene Flintenpfröpfe. Auf angeschossene Füchse wird der Hund gehetzt,

bei Fehlschüssen aber am andern Morgen der Luderplatz sorgfältig abgesucht, und falls sich eine Schweißspur vorfindet, dieselbe im Schnee mit einem scharfen Hunde verfolgt. Schließlich bemerken wir noch, daß erfahrungsgemäß bei Blachfrost oder trockenem Boden der Fuchs dem Geschleppe und der Hund der Schweißspur weit sicherer folgen als bei Schnee, weil die Witterung beider auf dem Schnee in kurzer Zeit völlig ausfriert und dann Fuchs und Hund die Spur verlieren.

Will man weniger Umstände machen und keine Hütte bauen, weil vielleicht der Ansitz aus Mangel an Füchsen überhaupt nicht lohnend genug zu werden verspricht, so wähle man ein, am Rande des Waldes möglichst weit vorspringendes Nadelholzdickicht, ebene durch Aushauen im Innern desselben einen kleinen freien Platz und lasse auf demselben eine einfache und so tiefe Schießgrube ausgraben, daß der Schütze nur mit dem Kopfe aus derselben hervorragt, übrigens die Arme nach allen Richtungen, auf einem Bänkchen sitzend, frei bewegen kann. In dem vordern Dickicht werden einige Schießlücken ausgelichtet, in dem hintern ein schmaler Fußpfad als Eingang zur Schießgrube ausgehauen. Man kann übrigens diese Anlage schon im Frühherbste vorrichten lassen. Der 25—30 Schritte vorliegende Luderplatz muß möglichst in Allem dem oben beschriebenen gleichen.

Wenn jedoch das Luder entweder zufällig oder absichtlich in einer ganz freien Gegend, z. B. auf einer Hutung oder auf einer Wiese, vielleicht unweit eines Weges oder einer Straße liegt, wo Füchse dasselbe in der Regel am liebsten und fast ohne alles Mißtrauen annehmen, dann errichte man daselbst nach Herrn Biermann's Vorschlage nachstehend beschriebene Nothhütte, die sich ihm und seinen Freunden als praktisch bewährt hat und unter den obwaltenden Umständen auch in jeder Hinsicht zu empfehlen ist. Man stellt auf einem geeigneten, nach Mittag gelegenen Platze zwei große Ackereggen so aneinander auf, daß die Zinken nach auswärts zu stehen kommen, die Eggen sich oben berühren und beide ein schiefherabfallendes Hüttendach bilden. Der Boden in der Hütte wird gelassen wie er ist, oder zweck-

mäßiger, so weit ausgegraben, daß er mit alten Bretern belegt werden kann, damit die Füße trocken zu stehen kommen. Man belegt dann beide Zinkenseiten oberflächlich mit schwachem Nadelreisig, und darüber dick mit langen oder kürzerem Strohmist aus einem Pferdestalle, welchen man auch wallartig um die ganze Hütte anhäuft. Der starke Geruch des Mistes, welcher letztere nöthigenfalls zu erneuern ist, verhindert den Fuchs, die Witterung des lauernden Jägers wahrzunehmen. Man besteckt dann die Hütte vorn mit Nadelreisig und läßt nur einige kleine Schießlücken frei; hinten erhöht man den Mistwall nur so weit, daß man bequem einsteigen kann und verdeckt die Oeffnung dann mit einer alten Strohmatte oder dazu geeigneten Bretern. So läßt man die Hütte, um den Fuchs daran zu gewöhnen, einige Tage vor dem Luder stehen, und erst wenn man sieht, daß er sich in der Nacht an diesem delectirt, belegt man den Boden der Hütte mit frischem Stroh oder Heu, sorgt für einen guten Fußsack und warmen Pelz, und lauert in einer mondhellen Nacht den listigen Kumpanen auf, schießt aber nicht eher, als bis man seines Schusses vollkommen gewiß ist.

3) Das Treibjagen auf Füchse. Kommt im Allgemeinen mit dem beim Hasen beschriebenen Waldtreiben überein. Zu beachten sind dabei folgende Erfahrungssätze: Treibjagden auf Füchse dürfen nur an hellen, windstillen, kalten, nebelfreien Tagen im Spätherbst und Winter vorgenommen werden, da die Füchse an solchen Tagen nicht im Baue, sondern an sonnigen Abhängen, in Brüchen und in Dickichten, stets aber auf der Mittagsseite liegen. Um die Mittagszeit am Tage vor dem Treiben verstopfe man alle Röhren der im Revier vorhandenen Fuchsbaue gut mit Reisig und öffne dieselben erst wieder, wenn das Treiben vorüber ist. Gut ist es, wenn in der Nähe der Fuchsbaue je ein Jäger auf einem Baume ansitzt, weil Musje Reineke sich oft dahin zu retten sucht. Daß der Dirigent alle Pässe und Stege kennen und im Stande sein muß, den Wind gehörig zu beachten, versteht sich von selbst, so wie, daß die Treiber und Schützen mit möglichster Stille angestellt werden müssen.

Uebrigens nehme man die Treiben nicht zu groß, beschränke sich auf wenige Treiber, die aber guten Willen haben und den Wald recht genau kennen müssen, und vermeide jedes unnöthige Lärmen; je ruhiger und stiller die Treiber vorgehen, desto sicherer ist der Erfolg. In gleicher Weise beschränke man auch die Zahl der Schützen und wähle nur die guten, ruhigen und stets aufmerksamen unter ihnen aus. Im lichten Laubholze, wo man die Füchse schon von Ferne kommen sieht oder auf dem gefrorenen Laube kommen hört, stellt man die Schützen dicht vor dem Laubholze hinter schützende Bäume oder Sträuche, die man nöthigenfalls mit dem Messer zum Schießen gerecht zustutzt. Im Nadelholzdickicht stelle man sie ebenfalls dicht vor das Dickicht, mit dem Gesicht nach diesem auf, damit man auch das etwaige in der Luft kommende Federwild beobachten kann, lasse aber gerade aus vor sich und ebenso links seitwärts etwa 3 Fuß breite Pfade aushauen, wodurch, wenn jeder Schütze nur geradeaus und nur in dem gegebenen Winkel links seitwärts, wie bei der Kaninchenjagd, schießt, jedem möglichen Unglück vorgebeugt wird, vorausgesetzt, daß die Schützen alle auf ihren Ständen bleiben. Noch zweckmäßiger aber scheint es zu sein, wenn sich die Schützen am gegenüberliegenden Dickicht verdeckt und so aufstellen, daß sie keinen Baum oder Strauch in der Schußlinie vor sich haben, hinter welchen sich der antrabende Fuchs verbergen könnte. Uebrigens mache man sich, so wie man auf seinem Stande ankommt, sogleich schußfertig, indem der Fuchs oft schon beim Anlegen der Treiber, wenn dies zu laut geschieht, rege und flüchtig wird. Es ist im Allgemeinen zweckmäßiger, den Fuchs auf der Flucht oder im Augenblick des Umkehrens zu schießen, als im Stehen, weil er dann in der Regel, wenn auch nur hinter einer Staude, verdeckt steht und von vorn spitz geschossen werden muß, wobei sein schmaler Kopf nur einen schlechten Zielpunkt abgiebt. Im Umkehren aber bietet er, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Längenseite dar. Daß man sich aber dabei nicht lange besinnen dürfe, ist selbstverständlich.

Wenn ein Fuchs im Knalle schnell und lautlos zusammen=

sinkt, so steht er in der Regel nicht wieder auf. Schreit er im Schusse laut auf, so ist er gewöhnlich auf einen Knochen getroffen und beißt in der Regel in den verwundeten Theil. Stürzt der Fuchs im Feuer zusammen, rafft sich aber sogleich wieder auf und wird flüchtig, so ist er nur leicht (meist am Vordertheil) verwundet, und man muß ihm sofort einen zweiten Schuß oder den Hund nachschicken. Wenn er aber, ohne zu schreien oder sich zu überschlagen, mit der Nase tief am Boden und mit gerade aufwärts gestreckter Standarte, alle Kräfte anstrengt, um sich zu retten, dann stürzt er in der Regel schon nach den ersten 100 Schritten todt nieder. Schwenkt er dagegen im Knalle die Standarte einige Mal im Kreise herum, so ist er gefehlt, eben so, wenn er dem Schützen plötzlich aus den Augen verschwindet; bleibt er dagegen auf der Stelle des Anschusses noch merklich zögernd zurück, so ist er getroffen; eine Erfahrung, welche namentlich bei Dunkelheit wichtig ist.

Sehr zu empfehlen sind Federlappen bei Treibjagden auf Füchse, weil letztere, besonders bei Blachfrost zu früh rege werden und oft über die Grenzen des Treibens flüchten. Dies wird dadurch verhindert, daß man vor Beginn des Treibens den Walddistrikt, wo man dasselbe am Abend zu beschließen gedenkt, auf drei Seiten mit Federlappen (oder noch besser mit Hasengarnen) umstellt, und nach den beiden vorletzten Treiben, in welchen nur wenig oder gar nicht, und namentlich nicht mehr auf Hasen, geschossen werden darf, die letzte noch offene Seite der Stallung mit Lappen schließt. Dann wird die Stallung in aller Ruhe und Stille gegen den Wind abgetrieben und nur geschossen, wenn man des Erfolges gewiß ist, dabei werden aber auch hohe und schiefstehende Bäume von Treibern sowohl als Schützen gehörig beachtet. Durch vieles Schießen oder einzelne treffende Schrote geängstigte Füchse setzen ohne Umstände über die Lappen. Trotz dessen werden in solchen Stallungen oft mehr Füchse, als während der ganzen Treibjagd geschossen. Auch einzelne Füchse in kleinern oder größern Feldhölzern, die man im Winter durch Kreisen abgespürt, lassen sich durch sofortiges Einlappen in diesen zurückhalten und können

von einem einzigen Schützen erlegt werden, wenn sie demselben von höchstens 2 Treibern in möglichster Ruhe und Stille zugetrieben werden, indem sie demselben bei dem immerwährenden Hin- und Hertreiben in der Lappstatt doch einmal zum Schuß kommen müssen. Bedingung aber ist, daß die Lappstatt nicht zu klein genommen und dadurch der Fuchs nicht zu sehr eingeengt wird, weil er sonst unruhig wird und durch die Lappen geht, und daß der Jäger nur dann den Schuß weggiebt, wenn er desselben vollkommen sicher ist.

4) Das Sprengen oder Aushetzen der Füchse aus dem Baue durch Dachshunde und das Ausgraben der Füchse. Zum Aushetzen wähle man keinen sonnigen, sondern einen neblichten und feuchten Tag, namentlich wenn es in der vergangenen Nacht von früh 3—7 Uhr recht stürmisch war, stark schneestöberte oder gar stark glatteiste. Man ist dann sicher, die Füchse im Baue anzutreffen. Dies ist auch der Fall zur Rollzeit, weßhalb der Februar der passendste Monat zum Aushetzen der Baue ist. Außerdem eignet sich auch jede andere Zeit dazu, wenn man die Füchse entweder gelegentlich oder durch Beunruhigung des umliegenden Terrains mit Hunden in den Bau eingejagt hat. Man begiebt sich am Besten Vormittags, ehe die Füchse den Bau wieder verlassen und auch um den Nachmittag vor sich und frei zu haben, mit 3—4 guten Schützen und 2 scharfen Dachshunden an den Bau. Die Schützen werden, mit Ausnahme eines, der mit den Hunden auf dem Baue bleibt, wenigstens 150 Schritte davon, womöglich im Winde angestellt, damit der Fuchs, wenn er bis vorn an die Röhre kommt, nichts wittere und winde; denn sonst läßt er sich eher in Stücke zerreißen, ehe er herauskommt. Beim Anstellen und während des Angestelltseins darf man durchaus weder sprechen, noch rauchen, noch sich sonst eine Störung erlauben. Auch darf der auf dem Baue stehende Schütze weder das geringste Geräusch machen, noch aus Neugierde oder Langerweile in den Bau hineinsehen. Er läßt dann einen der Dachshunde in den Bau hinein, und macht sich auf geeignetem Platze schnell schußfertig. Ist der Bau geräumig

und der Hund scharf, so springt der Fuchs oft augenblicklich über ihn weg und fährt so schnell heraus, daß er dadurch dem Jäger oft entkommt, weßhalb es zweckmäßig ist, die nähere Umgebung des Baues durch ein fängisch gestelltes Netz zu umstellen.*) Weicht der Fuchs aber nicht von der Stelle, sondern läßt sich im Bau verbellen, so schickt man entweder den andern Hund noch hinein, oder, wenn der erste Hund wieder herauskommt, diesen oder jenen in eine andere Röhre, wodurch der Fuchs oft zum Springen genöthigt wird, oder man stampft über der vom Fuchs hartnäckig festgehaltenen Stelle stark mit dem Fuße auf die Erde, um ihn dadurch fortzutreiben, während man ihm die Hunde von Neuem auf den Hals schickt. Sind 2 Füchse im Baue, so sucht sich der eine, welcher nur den Laut des Hundes hört, diesen aber nicht vor sich sieht, in der Regel heimlich wegzustehlen, während der andere den Hund forçirt und in größter Schnelligkeit herausfährt. Zuweilen ist es gut, wenn man die fruchtlos arbeitenden Hunde, wenn sie herauskommen, eine Zeitlang anleint und sich ganz ruhig verhält. Der Fuchs wählt sich dann gewöhnlich einen andern Platz und die Hunde später wieder hineingelassen, bringen ihn endlich doch noch zum Springen; freilich oft auch nicht. Zuweilen benutzt aber auch der Fuchs die ihm gegönnte Ruhe und fährt plötzlich, einen wiederholten Angriff fürchtend, blitzschnell

*) Kann man dies nicht, oder hat man sich allein oder höchstens mit einem Gehilfen auf den Bau begeben, so bedient man sich der sogenannten Fuchshauben. Dies sind 5 Fuß im Quadrat große Garne von feinem aber starkem Bindfaden mit 3 Zoll großen Maschen, an deren 4 Enden an 3 Zoll langen Schnüren je 2 Loth schwere Bleikugeln eingebunden sind. Man deckt dann unter Vermeidung jedes, selbst des geringsten Geräusches alle Röhren des Baues mit einem solchen Netze, läßt unter einem derselben den Dächsel einkriechen, ohne daß man einen Laut von sich giebt, und stellt sich so an, daß man von dem Fuchse beim Herausfahren nicht gesehen werden kann. Dieser verwickelt sich beim Herausfahren in das Netz und wird dann mit einem derben Knüttel erschlagen, der Hund aber wird von Neuem hineingeschickt, um zu sehen, ob noch mehrere Füchse im Baue sind. Die größte Stille ist auch hier Hauptbedingung; der Fuchs darf durchaus nicht ahnen, daß Jemand auf dem Baue ist.

aus dem Baue. Flüchtet der Fuchs, getroffen oder nicht, vor den abwärts vom Baue angestellten Schützen nach dem Baue zurück, so muß der auf dem Baue stehende Jäger denselben zusammenschießen, ehe er den Bau erreichen kann. Obwohl an einem passenden Tage 2—3 Baue ausgehetzt werden können, so wird die Geduld des Jägers doch manchmal auf harte Proben gestellt, indem nicht nur die Hunde ermüden, sondern auch der Abend ohne Erfolg heranrücken kann. Man thut dann am Besten, alle Röhren des Baues nicht, wie gewöhnlich, mit Erde und Steinen, sondern mit langen dünnen Stangen zu verstopfen, um am andern Tage das Aushetzen wieder zu versuchen oder zum Ausgraben überzugehen.

Zum Ausgraben, welches am zweckmäßigsten im Februar, März und Mai vorgenommen wird, muß man mit Hacken, Schaufeln, einer Axt oder einem Beile, um Sträuche und deren Wurzeln abhauen zu können, so wie mit der Dachszange, dem Dachshaken oder dem von Heink angegebenen Fuchskrätzer versehen sein, um den Fuchs, wenn er nicht aus der Röhre heraus will, allerdings auf eine grausame Art, damit herauszuziehen. Dieser Krätzer, ein gewöhnlicher, einfacher Flintenkrätzer, nur viermal größer, wird an einer 8—12 Ellen langen, geschmeidigen Stange, womit man den Wendungen der Röhre bequem folgen kann, befestigt; an der Tille des Krätzers aber wird in einer Oese ein Leinchen festgebunden, um die Tille, falls sie von der Stange abfiele, wieder herausziehen zu können. Statt der Dachsgabel kann man sich im Holze eine Stange mit starker Zwiesel abhauen, da es hier nur darauf ankommt, den Fuchs niederzudrücken und festzuhalten, und nicht ihn sofort zu tödten. Hört man nun, daß der Fuchs durch den Hund verbellt wird, und daß das Bellen immer auf derselben Stelle bleibt, woraus man schließen kann, daß der Fuchs nach hinten nicht mehr ausweichen kann, so fängt man an einen 3 Fuß breiten und 4 Fuß langen Graben so über dieser Stelle auszugraben, daß man, nach dem Laut des Hundes



zu urtheilen, die Röhre zwischen dem Fuchse und dem Hunde öffnen wird, wobei man sich sorgfältig hüten muß, den letztern zu verletzen. Ist die Röhre geöffnet, der Fuchs aber weiter in dieselbe zurückgetreten, so ziehe man ihn mit dem Dachshaken oder dem Fuchskrätzer so weit hervor, daß man ihn mit der Dachszange fassen, herausheben und todtschlagen kann, oder drücke ihn mit der Gabel so lange nieder, bis man ihn mit der Zange fassen kann. Den Hund nimmt man entweder schon früher oder später heraus, läßt denselben etwas ausruhen, giebt ihm einige Bissen Brot, und schickt ihn dann nochmals in den Bau, um zu ermitteln, ob nicht noch mehr Füchse darin stecken. Im Nichtfalle legt man einige Stücken Holz über die geöffnete Röhre, auf das Holz Reisig und füllt dann den Durchschlag mit der herausgeworfenen Erde wieder zu, wodurch Röhren und Bau auch für die Folge wegsam und brauchbar bleiben. Hat sich der Fuchs aber aus der Röhre in den Kessel zurückgezogen, so klingt das Bellen des vorliegenden Hundes ganz unterirdisch, und man hat durch sorgfältiges Horchen genau den Ort zu ermitteln, wo man einschlagen muß. Hat sich aber der Fuchs vor dem Hunde verklüftet, so darf man sich nicht täuschen lassen, sondern muß, nachdem man in die Röhre gelangt ist, die Verklüftung wegräumen, wobei man sich jedoch wohl in Acht zu nehmen hat, daß der äußerst schnelle und gewandte Fuchs nicht entwischt. Den getödteten Fuchs aber lasse man immer eine Zeitlang von den Hunden herumzausen, wodurch diese mehr Lust und Feuer für diese Art Jagd erhalten.

Das Ausräuchern der dem Ausgraben unzugänglichen Fuchsbaue wird heute wohl nur noch selten oder nie angewendet, und ist dasselbe, abgesehen von der Grausamkeit des Verfahrens selbst, durch den Ansitz, das Aushetzen und das Legen von Tellereisen am Eingange der Röhren vollkommen zu ersetzen. Dasselbe gilt auch von dem sonst gebräuchlichen Vergiften der Füchse durch mit gepulverter Nux vomica oder noch besser mit Strichnin vergiftete und ausgelegte Fleischbrocken; ein Verfahren, welches nicht nur für andere Thiere höchst gefährlich, sondern auch in

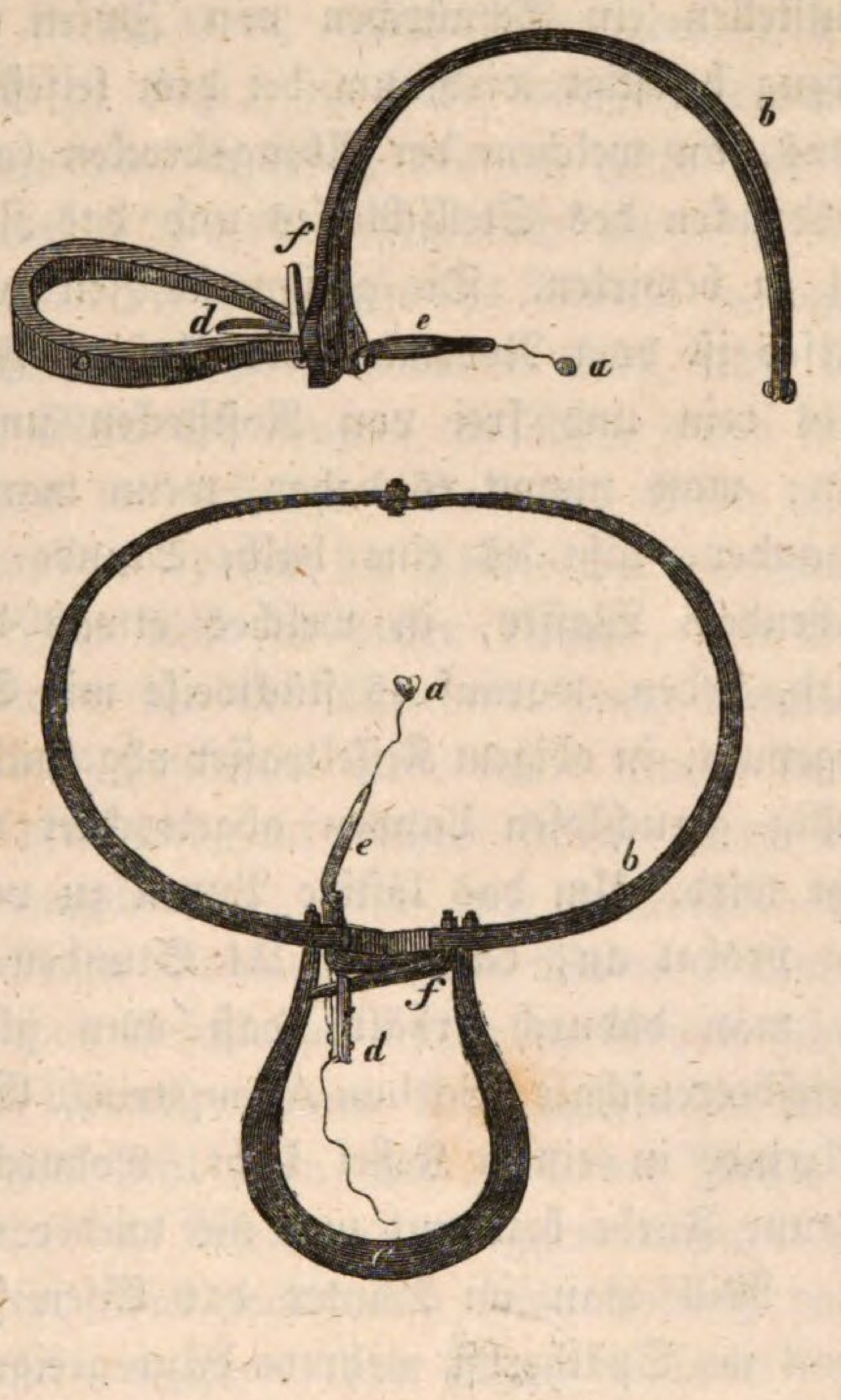
den meisten Staaten, namentlich in Sachsen bei 50 Thlr. Strafe, verboten ist.

5) Das Hetzen der Füchse mit Windhunden. Gehört ebenfalls zu den Winterfreuden. Man stellt sich entweder bei Waldtreiben, an Feldern, Wiesen und Oedungen, die an die betreffenden Walddistrikte anstoßen, oder wenn es das umliegende Terrain gestattet, an Fuchsbauen, die man aushetzen will, an, läßt aber in beiden Fällen den Fuchs erst eine Strecke in's Freie, ehe man ihn behetzt, damit er sich nicht wieder in den Wald oder in den Bau zurückflüchtet. Auch kann man im Winter die am Holze oder an Teichen gelegenen Felder einspännig mit einem leichten Schlitten befahren, in dessen Korbe die Hunde sitzen, während der Jäger, mit der Flinte auf dem Rücken, auf der Pritsche hinten Platz nimmt und ein Gehilfe auf dem vordern Schlittensitze den Fuhrmann macht. Man kann auf diese Art manchen, auf dem Felde herumtrabenden oder sich mit dem Mäusefange beschäftigenden Rothrock mit Erfolg behetzen, da derselbe leicht einzuholen ist. Hat man gleichzeitig einen flüchtigen Jagd- oder Vorstehhund mit, so kann der Jäger auch an geeigneten Orten, als mit Röhricht bewachsenen Sümpfen, Erlenbrüchen, Steinbrüchen, Wasserschluchten, Schleußen u. s. w. aussteigen, und, während er sich mit den angeleinten Windhunden zweckmäßig anstellt, die genannten Orte durch den Jagdhund flüchtig durchsuchen lassen. Sind die Windhunde gut und scharf, so machen sie in der Regel mit dem Fuchse wenig Federlesen.

6) Der Fang in Eisen. Die hier in Rede stehenden Eisen zerfallen in Berliner Eisen oder Schwanenhälse, Teller- oder Tritteisen und Angeleisen. Man kann dieselben in den Eisenhandlungen von allen Größen kaufen, je nachdem sie für größere oder kleinere Thiere bestimmt sind.

a) Der Schwanenhals. Derselbe ist bei Jägern vom Fach am meisten beliebt, weil er gewöhnlich den Kopf des Fuchses faßt, oder der Fuchs, wenn er auch am Laufe gefangen ist, sich diesen doch nicht leicht abbeißt, sondern mit dem stets unange-

pflocktem schweren Eisen so lange rückwärts geht, bis er vor Ermüdung ruhig sitzen bleibt und sich in sein Schicksal ergiebt. Der Schwanenhals ist aber auch zugleich das gefährlichste dieser Eisen, obschon man mit den andern auch vorsichtig umgehen muß, indem es, da es sehr stark gebaut ist, wenn es beim Aufstellen unerwartet rückschlägt, dem Aufstellenden bei der geringsten Nachlässigkeit den Arm oder das Knie zerschmettern, ja, wenn es den Kopf erfaßte, auch auf der Stelle tödten kann. Wir rathen daher jedem Jagdliebhaber dringend an, sich bei dem Ankauf des Eisens das Auseinandernehmen und Wiederzusammensetzen, das Spannen oder Aufstellen und das Wiederabspannen desselben, sowie das Verfahren, mittelst des Sicherungsstiftes das Eisen **sicher** zu stellen oder den Rückschlag unmöglich zu machen, wenn man



z. B. das aufgestellte Eisen transportiren will, von dem Kaufmanne genau zeigen, oder noch besser, sich darüber von einem Jäger, der zugleich ein tüchtiger Eisensteller ist, möglichst genau unterrichten zu lassen, bevor man eigene Versuche damit anstellt. Der Schwanenhals besteht (vergl. die Abbildung) aus zwei starken eisernen, 2 Fuß hohen Bügeln (b), die an einer Seite zusammengenietet sind, an der andern aber an

einer starken krummen Feder (c) befestigt sind. So lange das Eisen unaufgestellt ist, stehen diese Bügel aufrecht und schließen fest an einander; beim Aufstellen werden sie auseinandergedrängt und horizontal auf den Boden niedergelegt. Um sie in dieser Lage zu erhalten, ist hinter den Bügeln zwischen der Feder ein Schloß mit einem Abzuge (f); vor diesem, an der innern Seite der Bügel, aber eine Röhre (d) angebracht, durch welche beim Aufstellen ein Schnürchen von Zwirn (e) gezogen und an den Abzug befestigt wird, um bei dem leisesten Anziehen des Schnürchens, an welchem der Abzugsbrocken (a) fest gemacht wird, das Losdrücken des Stellschlosses und das Zusammenschlagen der Bügel zu bewirken. Die geeignetste Zeit zum Legen des Schwanenhalses ist vom November bis Anfang Februar. Das Eisen muß stets rein und frei von Rostflecken und allem fremden Geruch sein; man nimmt es daher, wenn man es brauchen will, auseinander, läßt es eine halbe Stunde lang in einem Kessel mit kochendem Wasser, in welches etwas dürrer Pferdemist gethan wird, sieden, worauf es stückweise mit Sand und reinem Wasser abgeputzt, in obigem Kesselwasser abgespült, mit einem ganz reinen, völlig geruchlosen Lappen abgetrocknet und wieder zusammengesetzt wird. Um das lästige Putzen zu vermeiden, giebt Bermich als probat an, das Eisen 24 Stunden in eine Lauge zu legen, die man dadurch erhält, daß man gleiche Theile Eichenrinde, Ebschbeerenschale (Sorbus Aucuparia), Erlen-, Birken- und Haselholzrinde in einem Kessel kocht, wodurch das Eisen eine dunkelbraune Farbe bekommt und nie wieder rostet.

Will man im Winter das Eisen stellen, so suche man sich schon im Spätherbst mehrere dazu geeignete, nicht zu weit vom Wohnorte entfernte Lagerplätze für die Eisen aus. Sie müssen nach der Gegend zu liegen, woher Füchse gewöhnlich wechseln, etwas erhöht, trocken und baumlos sein, weil der Fuchs im freien Felde oder auf einer Blöße am liebsten Futterplätze annimmt und sich am leichtesten fängt. Endlich darf kein gangbarer Weg für Menschen oder Vieh in der Nähe sein. Je höher und freier im Winter der Fangplatz liegt, desto sicherer weht der Wind allen

Schnee von demselben. Im Herbst kann der Fangplatz dagegen in Vorhölzern und in der Nähe von Teichen oder Wiesen liegen. Hat man nach verschiedenen Richtungen hin mehrere solche Plätze ermittelt, so begebe man sich mit einem nach dem aufgestellten Eisen, in Bezug auf den äußeren Umfang der Bügel und der Feder, genau genommenen Modell auf dieselben und schneide mit einem Messer, oder bei Frost mit einem andern Werkzeuge, das Lager für die Eisen in den Rasen oder in die Erde. Hauptsache dabei ist, daß die Feder nach Nordwest zu liegt, die Erde im Zwischenraum der Feder 4 Zoll tief herausgenommen wird, und der Zirkel für die Bügel 3 Zoll breit und nur 2½ Zoll tief gemacht wird, so daß das Eisen ½ Zoll tief unter die Oberfläche des Bodens zu liegen kommt. Dann entferne man die herausgenommene Erde, kehre den Platz rein und stecke in die Mitte des Lagers ein Reiß, damit man den Platz auch bei Schnee wiederfindet. Soll das Eisen wirklich gelegt werden, so müssen vorher die Füchse auf die Fangplätze gekirrt werden. Man füllt in dieser Absicht, wie beim wirklichen Fangen, die Lager für die Eisen mit einem Gemenge von Spreu, Häckerling und Heusamen aus, wirft darauf einige zerdrückte frische Pferdeäpfel und auf diese, sowie neben den Kirrungsplatz einige Kirrungsbrocken, kirrt auch wiederholt mit einem der früher angegebenen Geschleppe vom Walde bis nach dem Fangplatze, wo man das Geschleppe wieder aufnimmt, jedoch während des Schleppens bisweilen einen Kirrungsbrocken fallen läßt. Am andern Morgen sieht man nach, ob der Fuchs die Kirrungsbrocken am und im Eisenlager weggenommen. Ist dies der Fall, und hat er, wie gewöhnlich seine Losung dabei zurückgelassen, so legt man am Abend das Eisen, nachdem man es gespannt, mittelst des Stellstiftes festgestellt und mit einem reinen, etwas Witterung enthaltenden Läppchen leicht bestrichen und verwittert hat. Hierbei wird das alte Spreugemenge aus dem Eisenlager entfernt, unter Bügelschraube, Bügel und Schloß des Eisens je ein Stückchen Ziegel oder Schiefer gelegt, so daß das Eisen durchaus fest und ½ Zoll unter der Oberfläche des Bodens liegt, nachdem man die Bügel in eine frische Füllung von trocke=

ner Spreu fest eingefüttert hat, damit sie auf keinen Fall die Erde berühren und anfrieren können. Man richtet dann den Stellbrocken bei angezogener Stellschnur in der Mitte der Bügel zwischen trockner Spreu auf, bedeckt Schloß und Bügelschraube mit kleinen starken, mit dem Witterungslappen vorher bestrichenen Papierstücken, füllt das ganze Eisen im Innern der Bügel und zwischen der Feder mit frischer Spreu oberflächlich aus, streuet einige Roßballen darüber, stäubt auch, wenn Schnee liegt, etwas Schnee leicht darüber hin, entfernt den Stellstift und stellt als Merkzeichen eine eingeknickte Gerte neben dem gelegten Eisen auf. Hierauf wirft man noch 2—3 Witterungsbröckchen auf das Eisen und 3 — 4 neben das Eisen herum. Daß man sich übrigens beim Aufstellen auch die Hände verwittern, d. h. mit Witterung bestreichen müsse, versteht sich von selbst.

Fängt sich der Fuchs in der nächsten Nacht nicht, so muß man am folgenden Tage das Eisen, um die Raben abzuhalten, mit einem Strauche bedecken, den man gegen Abend wieder mit fortnimmt, nachdem man frische Witterungsbrocken aufgeworfen. Fängt er sich auch in der folgenden Nacht noch nicht, so tröpfelt man einige Tropfen Bilsenkrautöl auf die Kirrungsbrocken oder bratet diese mit einigen Kokelskörnern auf; geht aber dessenungeachtet der Fuchs nicht in das Eisen, so ist er verprellt, wenn das Schloß nicht etwa zu fest stand, was man an dem behutsam abgekautem Abzugsbrocken erkennt. Das Eisen muß dann aufs Neue gereinigt und Witterung und Kirrungsbrocken verändert werden; auch dürfen außer den Kirrungsbrocken auf dem Eisen keine weiter ausgeworfen werden. Verprellte Füchse fangen sich am leichtesten, wenn man den Schwanenhals ohne weitere Kirrung neben einem aufgeworfenen Luder aufstellt, oder Tellereisen ohne alle Witterung in Quellen oder schmalen, seichten Waldbächen unter Wasser legt, oder neben den Abzugsbrocken im Schwanenhalse nur noch einen Kirrungsbrocken auflegt, diesen aber mit einem kurzen Faden mit dem Abzugsbrocken verbindet, wodurch der Fuchs zuweilen überlistet wird. Eine fernerweite Regel ist, immer auf demselben Wege und zwar an der Seite,

wo die Feder liegt, nach dem Fangplatze zu gehen, auf dieser Seite auch das Legen des Eisens zu verrichten, nie dabei auszuspucken, die Tabackspfeife auszuklopfen oder einen Cigarrenstummel wegzuwerfen, und, wenn Schnee liegt, bei der Rückkehr bis wenigstens 50 Schritte vom Eisen entfernt immer in dieselben Fußtapfen zu treten. Einen großen Theil dieser Vorsicht macht jedoch das Verwittern der Sohlen mit Tannenknospenöl entbehrlich, wodurch den Abdrücken der Menschentritte aller Geruch benommen wird. v. Train, der Erfinder dieser Witterung, empfiehlt dieselbe in allen Fällen, wo der Jäger durch seine Tritte oder andere Dinge, z. B. abgeschossene Flintenpfröpfe keine Witterung zurücklassen will, namentlich beim Legen von Fuchseisen, beim Abgehen der Fuchs- und Dachsbaue u. s. w. Man nimmt hierzu recht frische, fette und harzige Knospen einer jungen Tanne, füllt damit eine 3 Quart-Flasche etwas über die Hälfte an und gießt so viel reines geruchloses Oel darauf, daß letzteres bis an den Hals der Flasche reicht, worauf man diese hermetisch verschließt und den Inhalt an der Sonne oder am Ofen unter öfterem Aufschütteln 3 Monate lang destilliren läßt. Man gießt dann nach Bedarf etwas von diesem Oele in ein kleines Fläschchen und bestreicht damit die Sohlen an Ort und Stelle, wo man nöthig hat, die Verwitterung vorzunehmen.

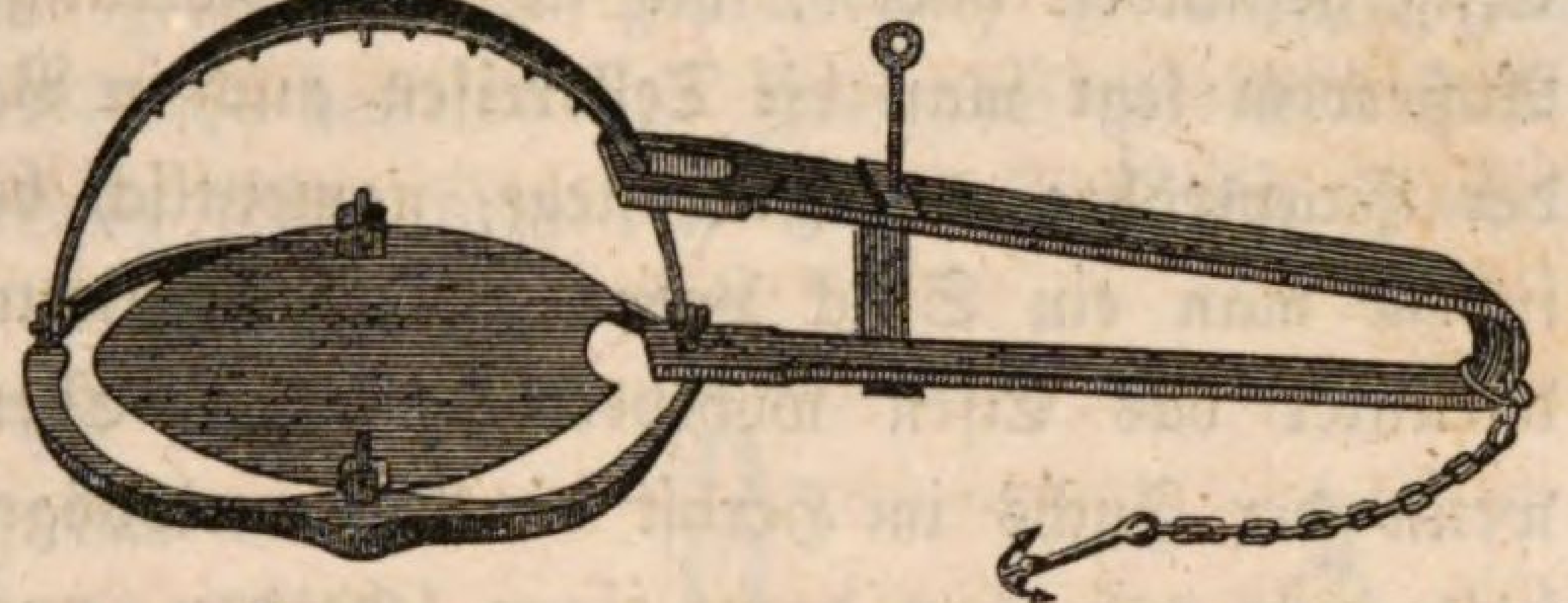
Einige Witterungen für Füchse nach Jester und Andern: 1) Man läßt etwas frisches Gänseschmalz mit einer kleingeschnittenen Zwiebel in einem neuen glasirten Tiegel über gelindem Kohlenfeuer langsam kochen und rührt dabei die Masse mit einem hölzernen Spatel um, bis sie eine bräunliche Farbe annimmt. Dann legt man ein 2 Erbsen großes Stück Campher und einige in Würfelform geschnittene Brodstücke — dies sind die eigentlichen Kirrungsbrocken — hinein und läßt sie einige Zeit darin liegen. Dann nimmt man die Brocken mit dem Spatel heraus, legt sie auf reines Papier zum Abtrocknen und hebt dieselben in einem reinen Lappen zum Gebrauch auf. Die übrige Masse bewahrt man ebenfalls zum Verwittern des Eisens in einer Glasbüchse auf. — 2) Ein halbes Pfund ungesalzene Butter

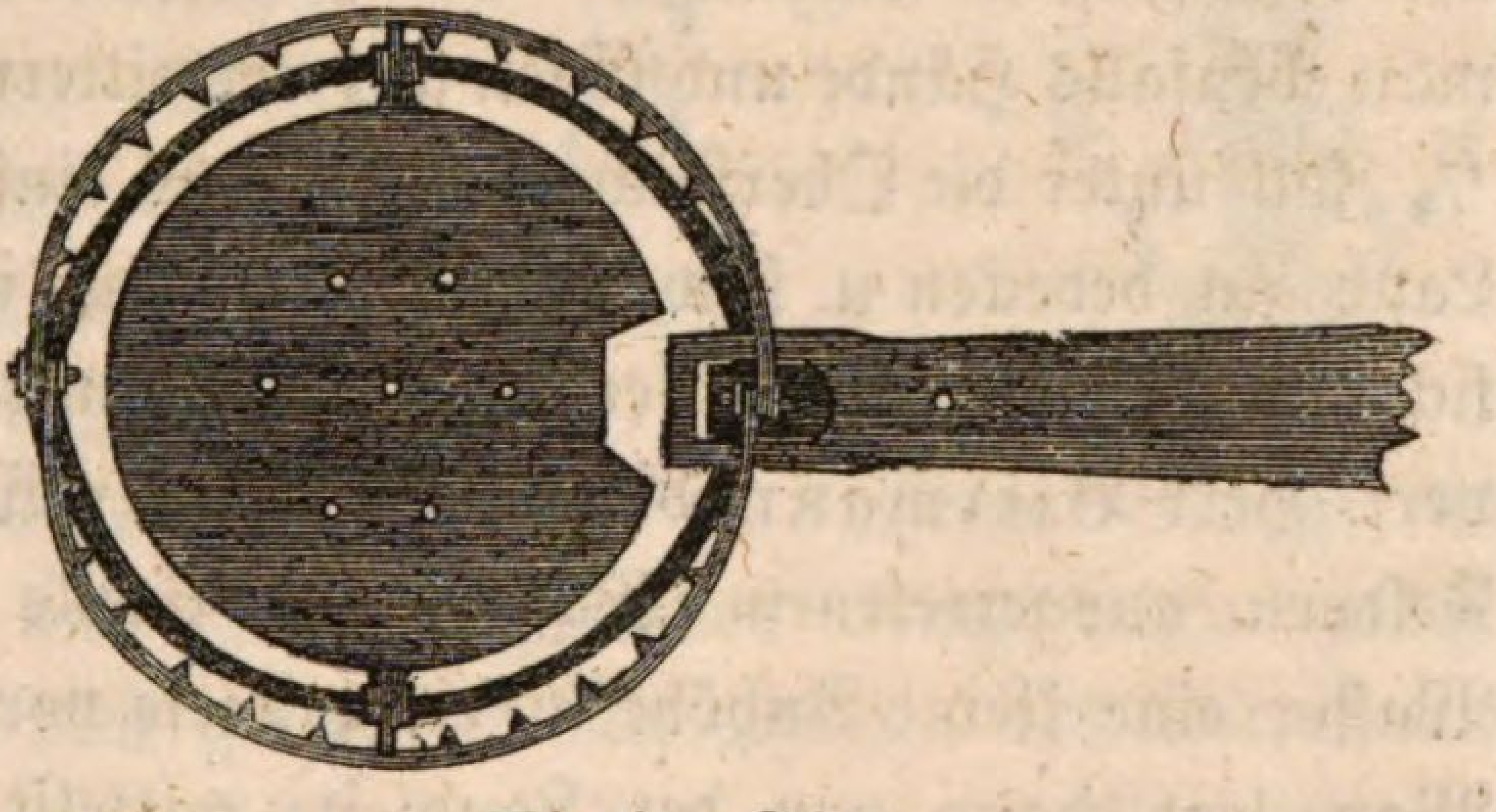
oder Gänsefett, eine Handvoll Alfranken (Solanum Dulcamara), Violenwurzel und Foenum graecum, von jedem so viel als man 3 Mal zwischen den Fingern fassen kann, Campher 2 Erbsen groß. — 3) Die vorigen Species und ebenso viel klein geschnittenes Fenchelkraut als Violenwurzel, oder anstatt des Fenchelkrautes eine Handvoll junge Kiefern- oder Tannenspitzen. — 4) Weißes Jungfernwachs, gestoßene Myrrhen, von jedem 4 Loth, alte ungesalzene Butter 3 Loth, eine zerschnittene Zwiebel, Campher 4 Gran. — 5) Marum verum, eine halbe Handvoll, für 12 Pfennige rothe Butter, Campher, die Geburt einer Füchsin, Biebergeil 6 Pfennige, Anis für eben so viel. — Mit allen diesen Species wird beim Zerlassen oder Kochen, wie mit Nr. 1 verfahren, der Campher und das Biebergeil zuletzt beim Erkalten zugesetzt, von der Dulcamara nur die unter der grauen liegende grüne Rinde genommen, auch wohl etwas Saft von Pferdeäpfeln beigemischt, wenn die durch ein reines Läppchen gedrückte Masse zu dünn ist, etwas Wachs hinein geschabt und dieselbe dann in einem gläsernen oder irdenen Geschirr zum Gebrauch aufbewahrt.

Zu den Schleppen braucht man, wie beim Ansitz am Luder bereits angeführt, gebratene Katzen, Hasen- und Rehgescheide, Luder überhaupt oder gebratene Häringe. Zu den Kirrungsbrocken in Witterung gebratenes, würflig geschnittenes Brod, Häringsköpfe, Stückchen gebratenen oder eingepökelten Katzenfleisches, Stückchen Wildpret oder anderes Fleisch mit Campher in Butter gebraten. Zu Abziehbrocken alles dies, oder einen frischgeschossenen Sperling, eine Maus u. s. w.

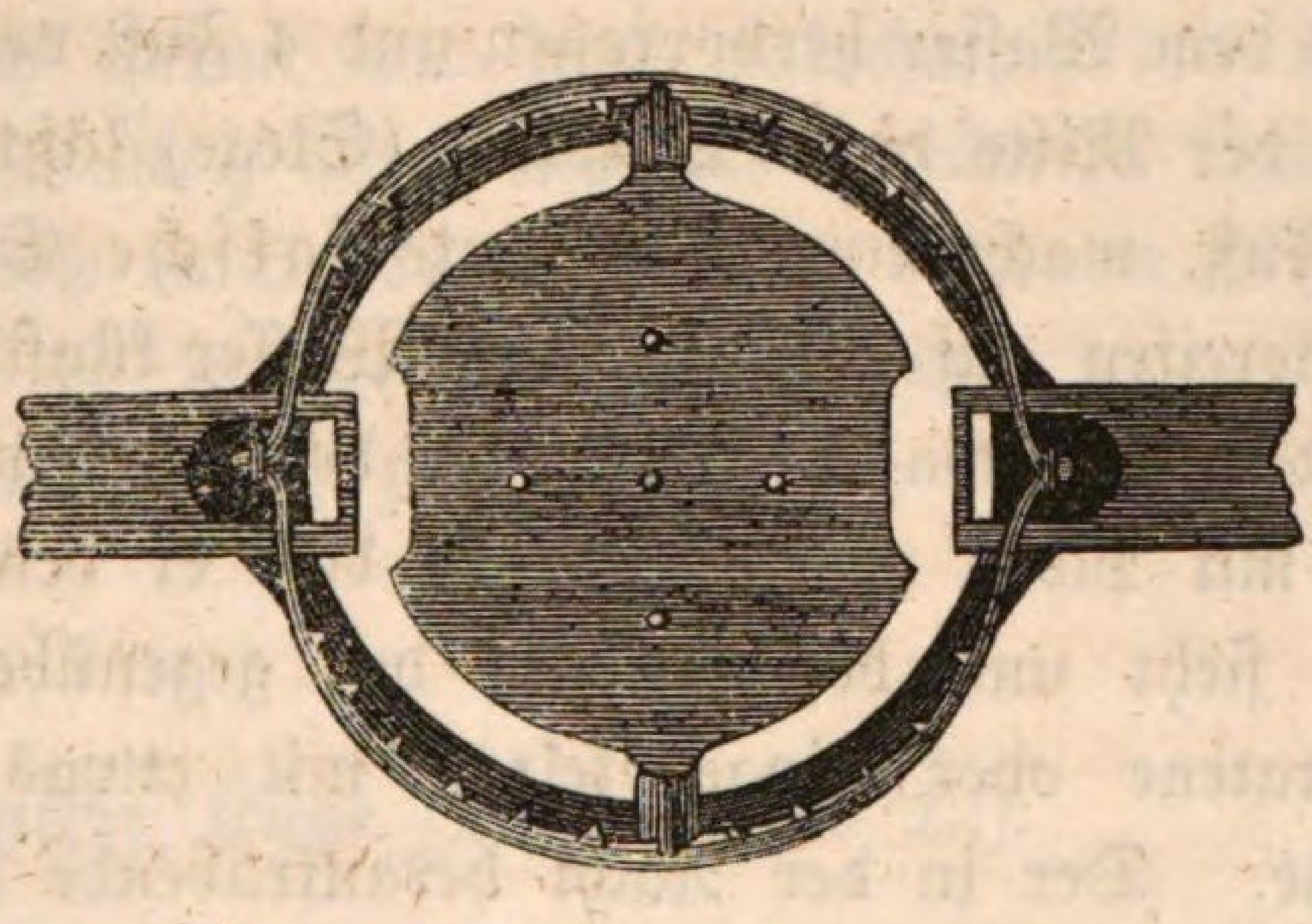
b) Das Tellereisen. Es steht dasselbe im Allgemeinem dem Schwanenhalse nach, doch ergänzen sich beide gewissermaßen. Es giebt runde und viereckige, mit einer und zwei Federn, größere und kleinere für verschiedene Thiere. Die Tellereisen sind einfacher, wohlfeiler und leichter aufzustellen. Sie bestehen (siehe die Abbildungen) aus zwei halbkreisförmigen, mit spitzen Zähnen besetzten Bügeln, einer oder zwei starken, im letztern Falle einander gegenüberstehenden Federn, einem 1½ Zoll breiten Kranz von 20—22 Zoll Durchmesser und in demselben einer durchlöcher-

ten eisernen Scheibe, Teller genannt, die sich um eine Achse dreht. Beim Spannen und Fängischstellen drückt man die Feder mit der durch dieselbe gehenden Schraube zusammen, legt die Bügel auseinander und richtet die Stellstifte. Das unzeitige Zusammenschlagen wird dadurch verhindert, daß man die am Kranze befindlichen Häkchen über die Bügel hängt. Wird der Teller berührt, so verrücken sich die Stellstifte und die Bügel schlagen blitzschnell zusammen. Als Stellbrocken bindet man entweder einen der obigen Kirrungsbrocken auf den Teller oder man hängt auf eine 2 Fuß hohe Gabel ein Hasengescheide, eine gebratene Katze u. s. w. und versperrt dem Fuchs den Zugang dazu durch Dornen so, daß er sich dem Eisen nur von vorn nähern kann. Die Tellereisen werden stets an einer Kette oder unter Wasser mit einem Haken befestigt. Man legt dieselben entweder unverwittert unter





Mit einer Feder.

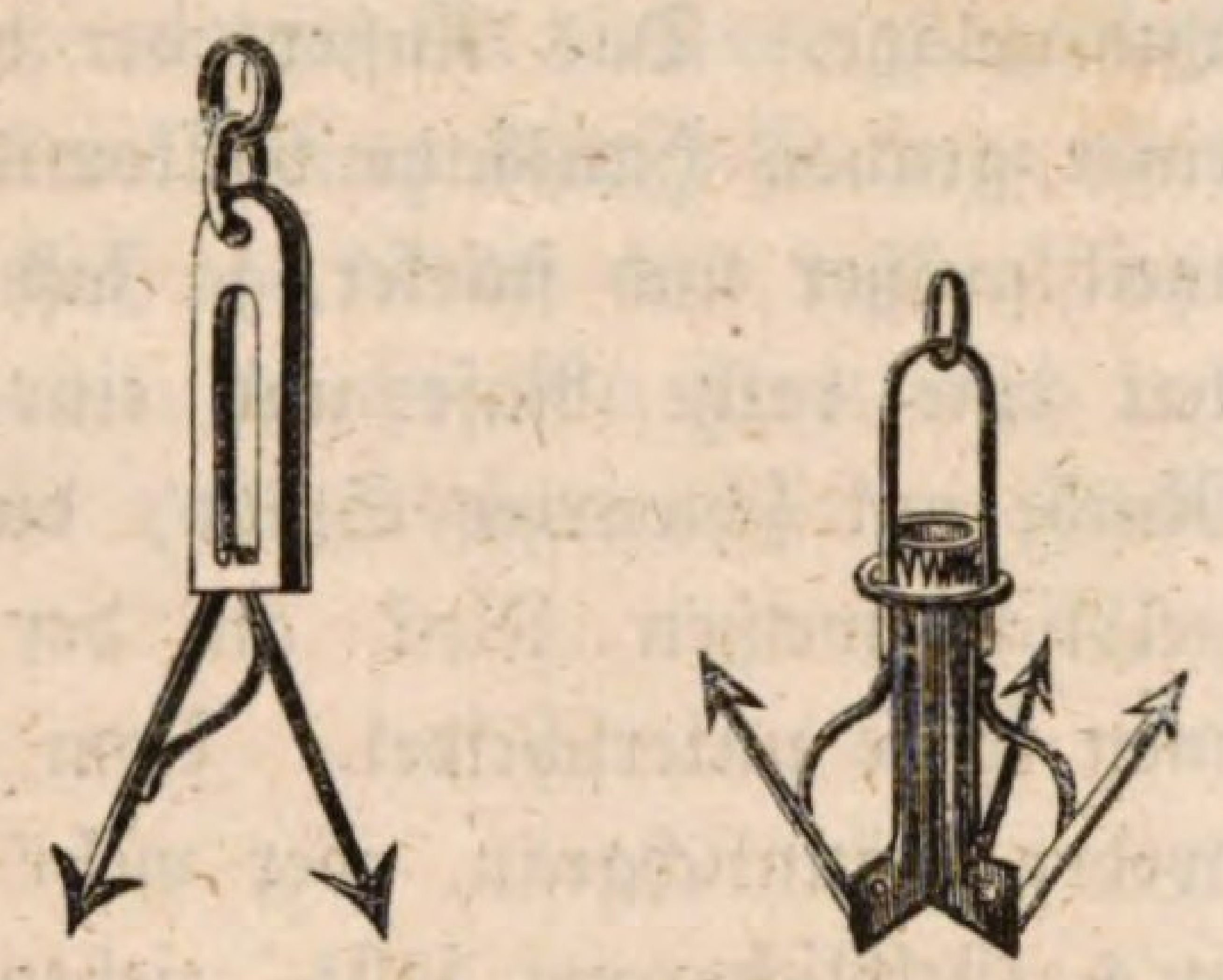


Mit Doppelfeder.

Wasser, wie schon oben angegeben, oder gut verwittert auf Fuchspässe in Vorhölzern, auf Blößen und Feldern. Auch hier bedient man sich der Schleppe. Als Kirrung rühmt man besonders kleine Stücke eines Eichhorns, die so lange in Essig gestanden haben, bis sie in Verwesung übergegangen sind. Außerdem legt man die Tellereisen auch in Baue in den Eingang der Hauptröhre, auf Fuchsstege, namentlich bei Frost und Schnee, indem man ein Stück Luder an einem Baumaste aufhängt und darunter das Eisen wohlverdeckt legt. Eben so verfährt man, wenn der Fuchs im Herbst die Krammetsvögel aus den Dohnen holt, nur daß man dann einen lebenden, noch flatternden Vogel an den Füßen aufhängt. Beim Aufstellen der Tellereisen muß man ebenfalls Hände und Eisen gut verwittern, das Eisen wenigstens $^1/_4$ Zoll unter die Oberfläche des Bodens einfüttern, mit Moos oder Laub gut bedecken u. s. w. Was den Fang im Wasser betrifft, der sich in jedem seichten Wasserpfuhl ausführen läßt, so räth unser Mitverf. Herr Biermann bei im Herbst oder Winter auf Weiden und Feldern ausgetretenem Wasser eine Stelle aufzusuchen, wo das Wasser eine kleine Anhöhe in einer Tiefe von 1—2 Fuß umströmt. Man legt dann von der Landseite mittelst abgestochenen Rasens (Soden) Tritte (Stappen) nach der Anhöhe an, die etwa 5 Zoll aus dem Wasser hervorragen und 4 Fuß von einander entfernt sind. In der Mitte dieser Stappen (Stege) läßt man einen Raum von 8 Fuß, macht eine sogenannte falsche Stappe, d. h. legt das Tellereisen auf ein unter dem Wasser künstlich bereitetes Hügelchen, so daß es etwa 3 Zoll unter dem Wasser liegt, bedeckt den Teller mit Moos oder Gras, so daß er den andern Stappen ähnlich sieht und befestigt auf der gegenüberliegenden Anhöhe eine gebratene oder eingepökelte, mit etwas Witterung bestrichene Katze. Der in der Nacht herantrabende Fuchs kann diesem Geruche nicht widerstehen, springt von Stappe zu Stappe und damit auf den Teller des Eisens, fängt sich in der Regel mit den beiden Vorderfüßen und ersäuft im Wasser. Auf diese Weise sollen seit Jahren 2 Freunde des Mitverf., die Oekonomen J. Döbber und Wekenborg fast jeden Fuchs gefangen haben, der

zu geeigneter Zeit in den Bereich ihrer Höfe (Güter) kam. Neu ist übrigens diese Methode keineswegs.

c) Die Angeleisen. Sie sind nicht theuer und der Fang damit ist sehr einfach. Das Eisen wird in den Bauch eines Vogels oder in ein Hasengescheide gesteckt und so 4 Fuß hoch aufgehängt, daß der Fuchs dasselbe nur springend erreichen kann. So wie er die Kirrung faßt, fährt die Angel in seinem Rachen auseinander und erhält ihn schwebend. Man hat mehrere Arten dieser Eisen; das deutsche Angeleisen (s. Abbildung) ist jedoch das einfachste und best construirteste. Die 3 durch Federn in einem Winkel von 45 Grad auseinander gehaltenen Spitzen schließen sich, wenn das Eisen aufgestellt ist, an die eiserne Stange an, wo sie durch den um dieselbe gehenden Ring leicht zurückgehalten werden, bei dem geringsten Niederziehen des Eisens aber aus- und aufspringen. Auch hier darf man die Verwitterung der Hände und Sohlen und die Anwendung der Schleppen nicht vernachlässigen; ähnlich diesem und noch einfacher ist das französische Angeleisen (s. Illustr.) mit 2 abwärts gerichteten Spitzen.



Der Fang der Füchse in Schlagbäumen, sowie in Mord- und Knüppelfallen ist weniger gebräuchlich und werden wir beim Fang des Marders darauf zurückkommen.

---

2) Die wilde Katze (Felis catus *L.*).

Kommt in Deutschland in der Regel nur noch in großen zusammenhängenden Gebirgswaldungen vor. Sie hält sich in Felsklüften, verfallenen Stollen, hohlen Bäumen und Fuchs- oder Dachsbauen auf, ist sehr scheu, besitzt eine außerordentliche Gewandtheit im Springen und Klettern, weniger im Laufen, und

thut den Wildbahnen großen Schaden, indem sie allem Feder- und Haarwild ohne Unterschied nachstellt, und nicht nur Reh- und Wildkälber anfällt und abwürgt, sondern im Winter auch alten Rehen aufspringt und dieselben durch Bisse in's Genick tödtet. Bei großem Hunger begnügt sie sich jedoch wohl auch mit Ratten, Mäusen und Fischen, welche sie sehr geschickt in schilfreichen Teichen zu fangen versteht, und besucht auch die Luderplätze. Das Äußere der wilden Katze gleicht übrigens dem einer grauen Hauskatze vollkommen, nur ist erstere um ein Drittheil größer und stärker, ja fast noch stärker als ein starker Fuchs; hat eine rothe Nase und eine dickbehaarte, schwarz geringelte Ruthe mit schwarzer Spitze, durch welche, so wie durch einen gelblich weißen Fleck an der Kehle, sie sich von der zahmen Katze unterscheidet. Vom Rücken, dessen Grundfarbe entweder bräunlichgrau, oder mehr schmutzigblau ist, oft aber auch in's Gelblichgraue fällt, ziehen sich feine schwärzliche Streifen nach dem Bauche. Die wilde Katze hat sehr scharfe Sinne, wehrt sich, in die Enge getrieben, tapfer gegen Menschen und Hunde, und ist, schwer verwundet, höchst gefährlich, indem sie, wenn sie aufgebäumt hat, nicht nach den sie verbellenden Hunden, sondern nach dem Gesicht des Jägers springt und sich in dasselbe einzubeißen sucht. Die Ranzzeit derselben fällt Ende Februar, und 9 Wochen darauf wirft sie 4—6, anfangs blinde, Junge. Ihre Spur ist größer und stärker, als die der zahmen Katze, gleicht ihr aber vollkommen und ist eben so geschnürt wie diese. Der Winterbalg der wilden Katze liefert ein gutes und dichtes Pelzwerk, das jedoch nur den halben Werth eines guten Fuchsbalges hat.

Jagdbetrieb.

Rehleber und Hasengescheide sind Leckerbissen der wilden Katze, denen sie nicht widerstehen kann. Man fängt sie daher auch häufig in Angeleisen, welche man mit Hasengescheiden beködert, nachdem man mit einem solchen bis zur Fangstelle ein Geschleppe gemacht. Auch in Tellereisen, Schwanenhälsen und Schlagbäu-

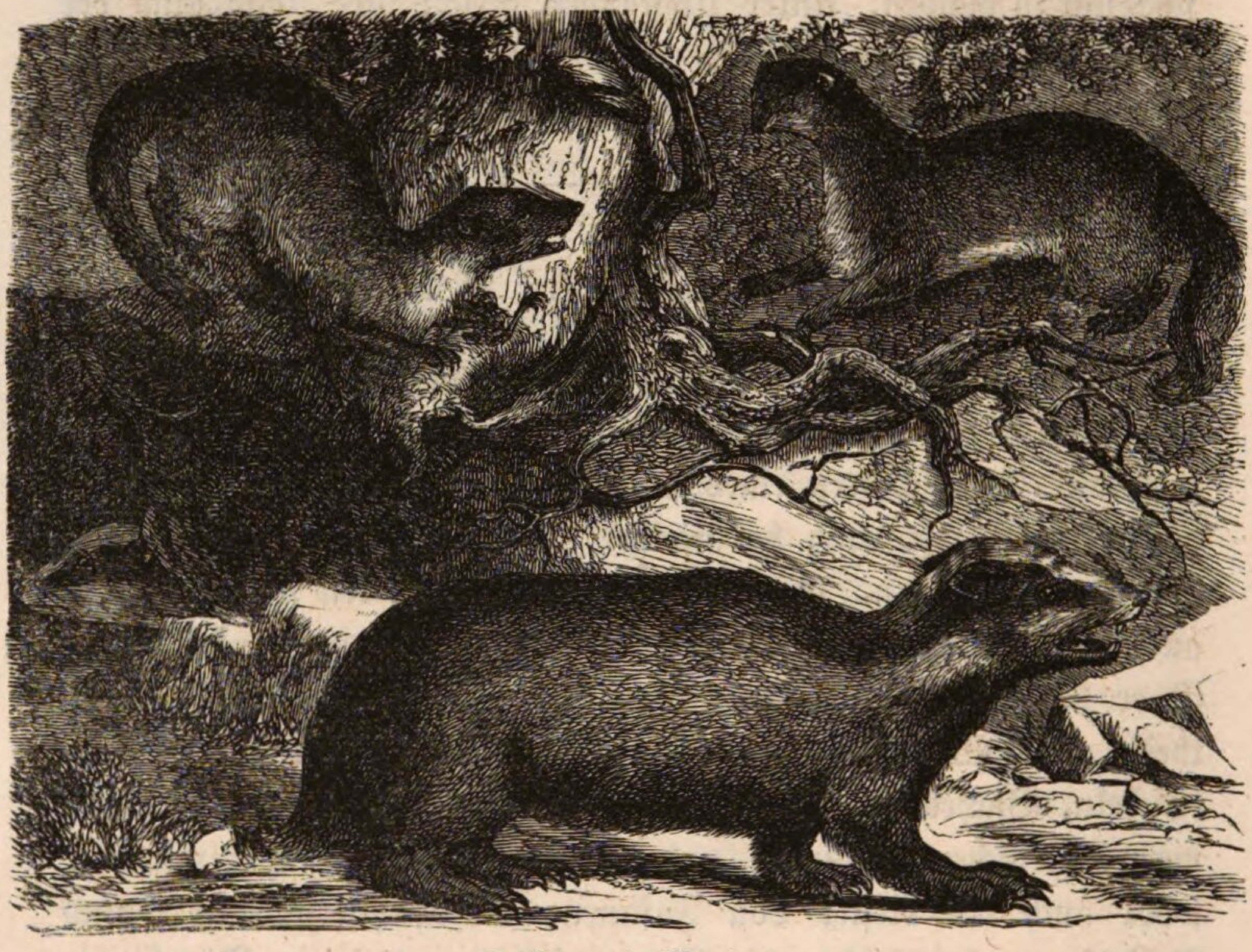
men wird sie oft gefangen, man muß aber Abziehbrocken und Eisen mit der beim Marder anzugebenden, Katzenkraut (Marum verum) enthaltenden Witterung verwittern. Bei Treibjagden hält die wilde Katze, wenn sie ja zum Vorschein kommt, langsam und vorsichtig schleichend, die Fuchspässe; auf dem Anstande kann man sie durch den nachgeahmten Klagelaut eines Vogels, Hasens oder Rehkitzchens, oder in der Ranzzeit durch die nachgeahmte Stimme einer wilden Katze, welche erstere der unserer Hauskatze vollkommen gleichkommt, herbeilocken. Man schießt sie dann aber nur mit Nr. 0, um sie augenblicklich zu tödten und dadurch unschädlich zu machen. Unter Umständen gleicht ihre Jagd auch der des Marders, auch wird sie wohl auch zuweilen wie der Fuchs und der Dachs ausgegraben.

---

3) **Der Dachs** (Ursus meles. *L.* Meles Taxus. *Ok.*).

Der Dachs bringt drei Viertheile seines Lebens unterirdisch in seinem Baue gleich einem mürrischen Einsiedler zu und zeigt auch alle Eigenschaften eines solchen: Mistrauen, Scheue, Trägheit, Furcht, aber auch hartnäckige Nothwehr, wenn er sich nicht anders helfen kann. Er wird zu den Raubthieren gezählt, wozu auch seine scharfen Fänge und Klauen berechtigen, jedenfalls aber ist er das unschuldigste aller Raubthiere, indem er sich größtentheils von Wurzeln, namentlich Rüben und Möhren, Früchten (Eicheln, Buchecken, Weintrauben und Fallobst), Insekten, Würmern, Fröschen, Mäusen und Schnecken nährt, und mitunter wohl auch die Nester von Fasanen, Auerhühnern, Birk- und Rebhühnern beschleicht, die Eier derselben und junge Vögel vertilgt und nach der Versicherung alter Jäger auch manches junge Häschen verzehrt. Letzteres ist aber doch noch kein hinreichender Grund, daß man ihn so leidenschaftlich verfolgt, im Gegentheil sollte man ihm seines entschiedenen Nutzens wegen, den er durch Vertilgung schädlicher Thiere und Insekten gewährt, etwaige kleine Räubereien großmüthig verzeihen und ihm auch schon des-

halb weniger habsüchtig nachstellen, weil derselbe in unseren Waldungen immer seltener wird. Sein Wildpret wird von Manchen gegessen, namentlich werden die sogenannten Dachsschinken als Leckerbissen gerühmt, womit freilich Andere wieder nicht einverstanden sind. Dagegen wird sein Schmalz (Fett) von Allen sowohl als Heil= und Brennmittel in Lampen, sowie zum Seifekochen, als bewährte, Nässe abhaltende Stiefelschmiere, und nicht minder seine Schwarte (Haut) zu Jagdtaschen, Kummeten, Kofferbeschlägen, die Dachshaare aber zu Malerpinseln und Bürsten benutzt und geschätzt.



Dachs und Marder.

Der Dachs, in manchen Gegenden auch Gräving, Greifing oder Dachsbär genannt, hat die Größe eines starken Fuchses, kurze Läufe und einen schweren Hinterkörper. Sein Schwanz (Pürzel, Zain) ist 6 Zoll lang, dick, unten platt, mit sträubigen Haaren bedeckt und reicht bis an die Ferse. Die Füße haben

an allen 5 Zehen breite und lange scharfe Krallen und sind dadurch zum Graben wie geschaffen. Der Kopf des Dachses hat beinah eine dreieckige Figur und gleicht fast einem Fuchskopfe. Die Farbe des Dachses ist in der Regel grau mit schwarz melirt, der Kopf ist weiß und hat auf jeder Seite einen schwarzen Streifen bis zum Halse; Bauch und Kehle sind schwarzbraun. Zuweilen kommen jedoch auch gefleckte und ganz weiße Dachse vor. Dachse mit Schweinsrüsseln, von denen man früher fabelte, giebt es nicht. Der allgemeinen Meinung nach kann sich der Dachs in Folge seiner kurzen Beine und seines schweren, anscheinend auf der Erde aufliegenden Leibes nur langsam fortbewegen; einige Jäger versichern jedoch, daß dies ziemlich schnell geschehe, und daß oft der Hund Noth habe, den Dachs einzuholen und fest zu machen. Damit wäre auch zugleich der bekannte Einwurf gehoben, daß der Dachs vermöge seiner Schwerfälligkeit nicht im Stande sei, einen Vogel auf dem Neste und noch weniger ein Quarthäschen zu fangen. Das Merkwürdigste ist am Dachse das sogenannte Stinkloch (Saugloch, auch Schmalzröhre genannt); eine zwischen dem Bürzel und dem Weidloche befindliche, mit kleinen Drüsen besetzte Oeffnung, unter welcher ein 1 Zoll tiefer, inwendig behaarter Beutel liegt, welcher eine weißliche, widrig riechende, klebrige Fettigkeit enthält, die sich aus dem diese Theile umgebenden Fette absondert und dem Dachse im Winter bei starkem Froste und tiefem Schnee, wo er unbeweglich im Baue liegen bleibt, zur Nahrung dient. Im Spätherbst, wo der Dachs am stärksten ist, wiegt er oft über 30 Pfund. Von Mitte Februar bis Mitte November verläßt der Dachs den Bau in der Regel nicht bei Tage, sondern ruht und schläft darin; erst Abends, wenn es völlig finster ist (gegen 10—12 Uhr), steckt er den Kopf vorsichtig aus der Hauptröhre hinaus, sichert eine Zeitlang aufmerksam und trabt dann eilig ein Stück vom Baue weg; selten entfernt er sich aber im Bewußtsein seiner körperlichen Unbeholfenheit weiter als eine halbe Stunde vom Baue. Er äuget im Allgemeinen schlecht, windet und vernimmt aber dafür desto schärfer. Wenn er bei seinen Ausgängen vom Tage übereilt wird und nicht

mehr Hoffnung hat, unbemerkt in seinen zu weit entfernten Bau schlüpfen zu können, so sucht er sich in einem hohlen Baume oder einem Reis- oder Holzhaufen bis zur wiederkehrenden Nacht zu verbergen. Um zu sehen, ob der Dachs ausgegangen oder im Baue befindlich ist, stecken die Jäger, namentlich wenn der Boden hart und steinigt ist, dünne trockene Grasschmielen vor die Röhren, um, wenn dieselben umgefallen vor dem Baue liegen, darnach beurtheilen zu können, ob überhaupt der Dachs und aus welcher Röhre derselbe ausgefahren ist. Liegen die Schmielen dagegen im Innern des Eingangs der Röhren, so ist dies ein Zeichen, daß der Dachs zwar ausgegangen war, aber auch schon wieder zurückgekehrt ist.

Der Dachs kommt in den meisten Ländern Europa's, bis zum 60. Grade nördlicher Breite, und auch im nördlichen und mittleren Asien, aber nirgends häufig, vor. Doch liebt er mehr ein mildes Klima und Waldungen in kultivirten Gegenden, ganz besonders aber an benachbarte Felder angrenzende Eichen- und Buchenwälder. Hier gräbt er sich entweder an der Sonnenseite eines Abhangs oder in einem vor den Winden geschützten Thale seinen Bau, der in der Regel aus mehreren, oft sogar einem Dutzend neben und über einander gelegenen und mit einander in Verbindung stehenden Röhren besteht, die in einen gemeinschaftlichen, mit Laub und Moos ausgefütterten Kessel führen, der ihm zum Lager und Wochenbette dient, und in der Regel von ihm allein bewohnt, zuweilen aber mit einem Genossen oder auch einem Fuchse (in welchem Falle 2 Kessel vorhanden sind) getheilt wird. Der Dachs liebt die frische Luft auch in seinem Baue und legt, um sich dieselbe zuzuführen, oft senkrecht aufsteigende Röhren (sogenannte Luftröhren) von seinem Kessel aus nach der Oberfläche des Baues an. Er ist dabei ein höchst reinliches Thier und verläßt, wenn der listige Fuchs denselben durch Unflätereien aller Art aus seinem Eigenthum zu verdrängen sucht, lieber den Bau, als daß er das Ungemach seiner verpesteten Wohnung länger erduldete, worauf diese von seinem schlauen Feinde ohne Weiteres in Besitz genommen wird, während der

vertriebene Dulder sich in der nächsten Umgebung einen andern Bau gräbt. Wird der Dachs in seinem Baue durch Hunde oder andere Thiere verfolgt, so sucht er die Röhre hinter sich mit Erde zu verstopfen oder sich zu *verklüften*, wie es die Jäger nennen.

Dachs und Dächsin leben abgesondert in ihren Bauen. Erst im November, wo die Ranzzeit eintritt, nähert sich der Dachs der Dächsin, begleitet sie von ihren Ausgängen bis an den Bau, endlich auch in diesen hinein, wobei oft mehrere Dächse concurriren, und buhlt um die Gunst der Geliebten. Die Dächsin geht 9 Wochen trächtig (dick) und wirft im Januar oder Februar 3—6 Junge, die einige Zeit blind sind und von der Mutter so lange gesäugt und genährt werden, bis sie selbst für ihren Unterhalt zu sorgen im Stande sind. Im nächsten Herbst ranzen die Jungen schon wieder, im 2ten Jahre sind sie völlig ausgewachsen. Jung eingefangene Dachse lassen sich leicht zähmen, haben jedoch einen unangenehmen Geruch und lieben, wie die Katzen, die Feuerstätten, wo sie sich in die glühende Asche legen, die sich leicht in den borstigen Haaren ihrer Schwarte verbirgt, und durch Verschleppung an feuergefährliche Orte Feuersgefahr veranlassen kann.

Der Dachs kann gegen 12 Jahr alt werden und wird im Alter nicht selten blind. In der Noth vertheidigt er sich herzhaft und bringt den Hunden oft so tiefe Bisse bei, daß die Hunde oft nur mit Verlust des von den Zähnen des Dachses ergriffenen Fleisches losgerissen werden können. Der Dachs hat ein sehr zähes Leben; ein Schlag auf die Nase betäubt ihn nur auf kurze Zeit und er beißt, wenn er wieder zu sich kommt, dann fürchterlich um sich. Nur ein kräftiger Schlag auf den Hinterkopf tödtet ihn wirklich.

Die Spur des Dachses läßt sich an den auffallend breiten und großen Ballen, an den Abdrücken der Zehen und langen Klauen (Nägel) der Vorderbranten und an dem kurzen Schritt leicht erkennen. Im Trabe setzt er die Tritte je zwei und zwei schräg neben einander:

● ● ● ● ● ● ● ● ● ●
● ● ● ● ● ● ● ● ● ●

In der Flucht aber bildet die Spur folgende Figur:



Im Herbst, wenn er fett ist, schränkt er im Trabe am stärksten; er geht dann seiner Dicke und Breite wegen, vorn und hinten weit:



Jagdbetrieb.

Unter den verschiedenen Jagdbetrieben sind der *Anstand* und der *Fang mit dem Tellereisen* die allein zu empfehlenden, vorzüglich der letztere, wenn man nicht geradezu darauf ausgeht, das Geschlecht der Dachse in einem bestimmten Reviere auszurotten, was unfehlbar erfolgt, wenn man zur Unzeit, also im Frühjahr, wo die Jungen noch mit der Dächsin im Baue sind, den Bau ausgräbt, blos um die jungen Dachshunde zur Jagd abzurichten und dieselben durch den leichten Angriff auf die noch unbeholfenen jungen Dachse zum spätern ernsten Kampf auf alte Füchse und Dachsbäre zu ermuthigen. Die *Dachshetze* aber, in Verbindung mit dem Fange in den am Eingange des Baues vorgelegten Dachshauben, wovon wir bereits S. 40 beim Dachsfinder gesprochen, ist aus gleichem Grunde und namentlich deshalb verwerflich, weil das Revier durch dieselbe außerordentlich beunruhigt wird, besonders wenn in einer Nacht, sei es zu Fuß oder zu Pferde, mehrere Dachsbaue besucht und mit mehreren Hunden und Jägern bejagt werden. Wo man eine solche Störung jedoch nicht zu befürchten hat, sind die Dachshetzen, abgesehen davon, daß sie in finstern und schon bedeutend kalten Nächten ausgeführt werden müssen, und mancher Jäger dabei in einen Graben stürzt oder in der Jagdhitze mit dem Kopfe an einen Baum rennt, für junge Leute recht angenehm, abhärtend und die Kräfte stählend. Auch ist die Dachshetze unter der angegebenen Bedingung und wenn der Dachsbau seines felsigen Grundes wegen nicht ausgegraben werden kann, sehr oft dem weit unsichern Anstande, niemals aber dem Fange mit dem Tellereisen vorzuziehen.

1) Der Anstand oder richtiger der Ansitz am Baue. Die beste Zeit hierzu ist Ende September oder Anfang October, wo der Dachs am fettesten ist. Später, wenn Frost und Schnee eintreten, geht der Dachs fast gar nicht mehr aus. Nachdem man durch Abspüren oder durch vor die Röhren vorgelegte Grasschmielen ermittelt hat, durch welche Röhren der Dachs am meisten aus- und einfährt,*) errichtet man sich etwa 25—30 Schritte von dem Baue entfernt eine Kanzel auf einem dazu geeigneten Baume und begiebt sich dahin, entweder an einem recht mondhellen Abende, um den ausgehenden, oder vor Sonnenaufgang, um den rückkehrenden Dachs zu erlegen. Im ersten Falle muß der Wind von dem Baue nach dem Jäger, im zweiten vom Walde nach dem Jäger und Baue zu wehen. Daß sich der Jäger durchaus ruhig verhalten müsse, ist hinlänglich bekannt. Der Dachs kommt im October in der Regel erst nach 11 Uhr aus dem Baue und kündigt seine Ankunft am Ausgange der Röhre durch ein Gepolter an, welches dadurch entsteht, daß sich der Dachs am Ausgange der Röhre die Erde vom Pelze abschüttelt. Man muß sich dann sogleich schußfertig machen, aber nicht eher abdrücken, als bis der Dachs eine geeignete Strecke vom Baue entfernt ist, indem er sogleich, selbst tödtlich verwundet, in den Bau zurückfährt und dann meist verloren geht, wenn der Grund felsig oder von starken in einander verschlungenen Baumwurzeln durchschnitten ist, unter oder zwischen denen die Röhren nach dem Kessel führen. Man darf sich daher mit dem Schießen durchaus nicht übereilen, muß den Burschen gut aufs Korn nehmen und des

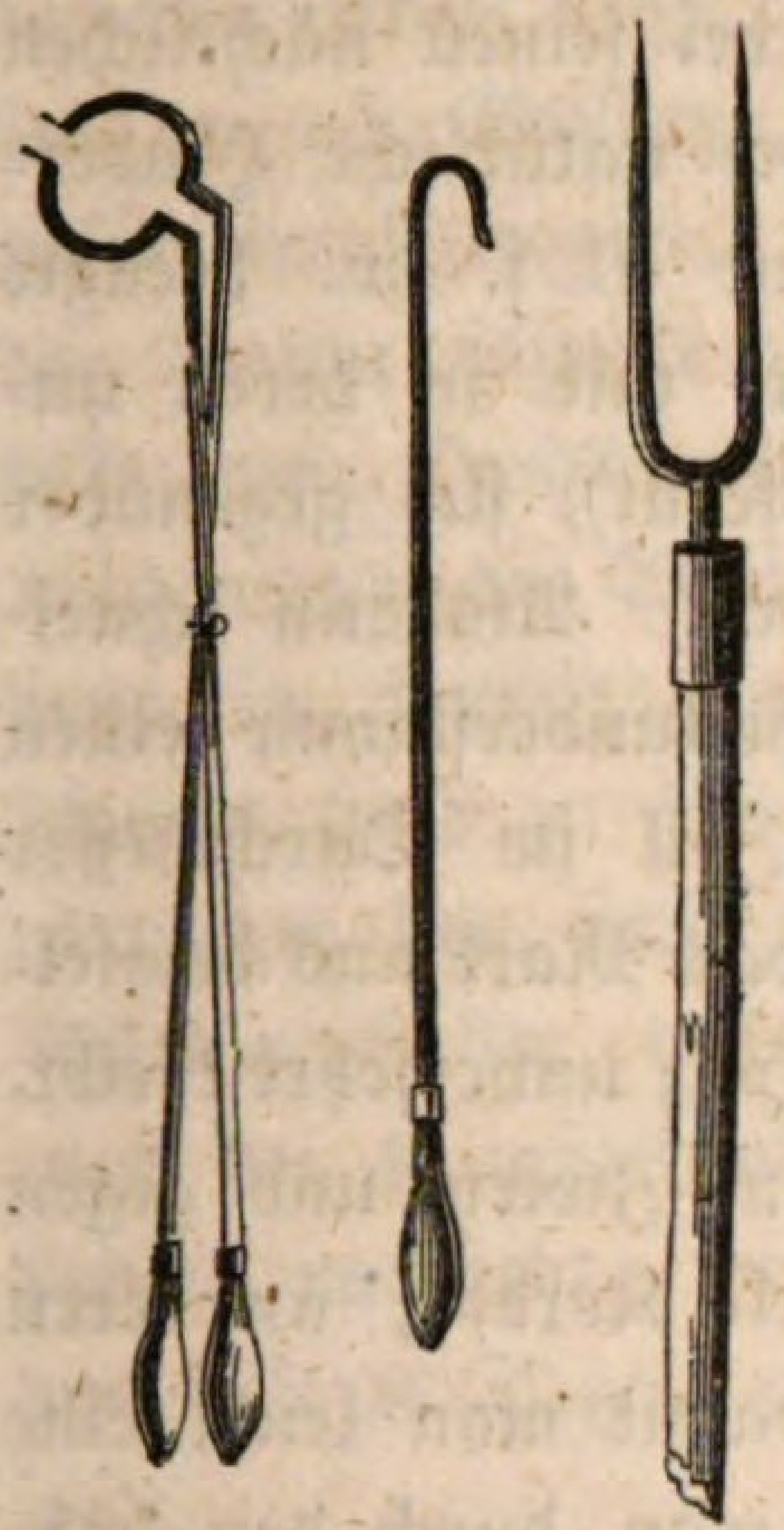
*) Man kann auch, wenn man überzeugt ist, daß der Dachs ausgegangen ist, die Röhre mit Hauben bestecken und die Umgegend entfernt vom Baue mit Hunden absuchen, nicht um den Dachs fangen oder abwürgen zu lassen, sondern ihn nach dem Baue und in die Hauben zu jagen. In diesem Falle aber muß ein Jäger auf dem Baue zurückbleiben, der, wenn der Dachs vor dem Baue ankommt, denselben durch einen blinden Schuß in Schrecken setzt, damit er desto sicherer in den Bau einfährt, um sich zu retten, worauf der Jäger ihn sofort tödtet, ehe er Zeit gewinnt, die Dachshaube durchzubeißen.

sichererern Erfolges wegen das Gewehr mit Nr. 0 oder Nr. 00 laden.

2) Der Fang im Tellereisen. Man verstopft alle Röhren des Baues, mit Ausnahme von 2—3 der gangbarsten, mit Reisbündeln, die man mit durchgetriebenen Pfählen befestigt. Sodann legt man ganz nahe vor jede offen gelassene Röhre ein sauber geputztes mit Fichtennadeln oder Haselaub (im Laubholze) einfach abgeriebenes und nicht weiter verwittertes Tellereisen und befestigt es am Boden mit einer kurzen aber starken Kette, damit der Dachs nicht mit demselben in die Röhre hineinfahren kann. Eisen und Kette müssen etwas in die Erde eingelassen werden, übrigens aber nur mit feinem Moos und Erde bedeckt werden. Eine Kirrung ist dabei nicht nöthig. Dagegen muß die Form der Ausfahrt möglichst unverändert bleiben und beim Legen des Eisens so wenig als möglich Gepolter gemacht werden; denn der argwöhnische Dachs gewahrt schnell jede Veränderung und jedes Geräusch, und nimmt sich dann um so mehr in Acht. Doch fängt er sich im Allgemeinen bei Weitem leichter als der Fuchs, wenn auch erst im Verlauf mehrerer Tage, indem ihn der Hunger doch zuletzt zum Ausgehen zwingt und damit ins Eisen treibt. Er wird dann todtgeschlagen. — Sehr zweckmäßig ist es, wenn man schon im August die Dachs- und Fuchsbaue täglich begeht, Alles entfernt, wodurch der Dachs mißtrauisch werden und das nächtliche Ausfahren unterlassen könnte, und will man später Eisen legen, dafür sorgt, schon jetzt die Erde um die Oeffnungen der Röhren aufzulockern und einzuschneiden.

3) Das Ausgraben des Baues geschieht im Allgemeinen ganz auf dieselbe Weise wie das Ausgraben des Fuchsbaues. Die zweckmäßigste Zeit dazu ist Ende October oder der November. Stößt man im Februar oder März beim Ausgraben oder Aushetzen eines Fuchsbaues zufällig auf einen im Baue befindlichen Dachs oder eine Dächsin, oder wohl gar auf junge Dächslein, so höre man sogleich mit dem Aushetzen oder Ausgraben auf, und störe den Bau nicht weiter, sondern spare sich den Dachs oder die Dachsfamilie für die späteren Herbstmonate auf. Die zum

Dachshetzen und Ausgraben nöthigen Instrumente erklären sich von selbst aus den hier beigegebenen Abbildungen, und wir bemerken blos,



daß die zweizinkige eiserne Dachsgabel 6 Zoll lang und 2 Zoll weit, der eiserne Stab am Dachshaken $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ Zoll von der Spitze zum Haken umgebogen sein, die Dachszange aber aus 2 gegen 3 Fuß langen, mit hölzernen Handhaben versehenen eisernen Stäben bestehen muß, die sich einen Fuß von vorn um einen Dorn drehen. Vorn an diesen Zangenarmen sind rechtwinklich zwei im Durchmesser 4 Zoll haltende eiserne Halbzirkel angebracht, die unten 2 Zoll lange Stifte haben. Will man den Dachs lebendig fangen, so gehört noch ein verhältnißmäßig großer Sack dazu. Auch beim Ausgraben des Dachses sind 2 Hunde vollkommen ausreichend. Man übereile dieselben nicht, sondern lasse ihnen Zeit. Gute Hunde dürfen erst laut werden, wenn sie den Dachs oder Fuchs im Baue vor sich haben, müssen dann auf 2 Fuß Entfernung vor ihm liegen bleiben, ihn verbellen und ihn nur von Zeit zu Zeit anfallen, namentlich wenn er sich vor ihnen zurückzieht, flieht, zu entkommen sucht, oder zu graben anfängt. Hunde dagegen, die sich ernstlich mit ihm in einen Kampf einlassen und ihn zu würgen suchen, werden vom Dachs überrollt oder gefährlich verletzt oder er verklüftet sich vor denselben. Muß man auf dem Fuchsbaue beim Ausgraben oft schon 24 Stunden zubringen, so kostet es bisweilen noch mehr Zeit, Mühe und Geduld beim Ausgraben weitläufiger und tiefer Dachsbaue.

4) Der Fang im Dachsmord. Dieser Jagdbetrieb stammt angeblich von einem Wilddiebe her, und wurde von diesem im hohen Alter als Geheimniß einem vertrauten Freunde mitgetheilt, welcher nach der erhaltenen Anweisung gleich im ersten Herbste 6 Dachse in einem ganz kleinen Bezirke gefangen

haben soll. Er besteht in einer in nachstehender Weise gelegten Schleife. Man sucht, aber mindestens 100 Schritte vom Baue entfernt, auf einem Gange, den der Dachs bei seinen nächtlichen Wanderungen regelmäßig innehält, eine durch natürliche Hindernisse, z. B. große Steine, 2 starke Bäume u. s. w. beengte Stelle auf, die aber nicht bergan liegen darf und in deren unmittelbarer Nähe (höchstens einige Fuß entfernt), sich gegenüber zwei junge, mittelstarke Baumstämmchen stehen. Alsdann schneidet man von einem gerade gewachsenen Hollunderstamm einen 18 Zoll langen und oben und unten 2 Zoll im Durchmesser haltenden Knüppel ab, und stößt oder brennt das Mark aus demselben heraus, während die äußere Rinde am Holz unversehrt bleibt. Hierauf verschafft man sich eine aus reinem Zwirn und gegen den Faden gedrehte, etwa Gänsespuhl starke Kordel, an deren einem Ende ein Oehr befindlich sein muß, damit man leicht eine Schlinge machen kann. Diese Kordel zieht man durch den hohlen Hollunderknüppel, in welchem sie sich leicht hin und her bewegen lassen muß, doch so, daß die Schleife nach unten zu liegen kommt. Nachdem man hierauf die angeführte beengte Stelle durch Bestecken mit hohen grünen Reisern auf beiden Seiten noch enger gemacht hat, schneidet man an dem rechts stehenden Bäumchen alle Aestchen bis auf einen Gabelzweig am oberen Ende ab, an welchem die Kordel die nöthige Haltung findet, ohne hinauf noch herunter rutschen zu können. An das links stehende Baumstämmchen bindet man mit Weidenzweigen einen 2 Ellen langen Stock, welcher an seiner Spitze mit einem mehrere Zoll langen Hakenaste versehen sein muß, dergestalt fest, daß dieser Haken in eine Kimme (Kerbe) des herabgebogenen rechts stehenden Bäumchens an seiner Spitze faßt und dadurch dieses in seiner gebogenen Stellung erhält. Beim Aufstellen befestigt man die Kordel an den Gabelzweig, zieht den Knüppel bis dahin hinauf, hält diesen in dieser Lage mit einem schwachen Zwirnsfaden fest, den man unter dem Knüppel an die Kordel bindet und nach oben an dem Gabelzweig befestigt. Man stellt dann die 8 Zoll im Durchmesser haltende Schlinge, nachdem man sie mit Walderde ver-

wittert, etwas hoch über den Boden, indem man sie mit Reisighaken leicht anklemmt, bestreut sie mit Laub, und legt vor und hinter dieselbe etwas Obst. Legt sich nun das Körpergewicht des Dachses in die Schlinge, so wird diese und mit ihr der Gabelstock tiefer herabgezogen, dadurch springt der Haken aus der Kimme, der Baum schnellt auf, der Faden reißt ab, und der Knüppel fällt dem Dachs auf den Rücken. Der Dachs kann des Knüppels wegen die Schlinge nicht abbeißen, auch sich nicht eingraben, denn er berührt kaum die Erde mit seinen Hinterfüßen; er schwebt halb in der Luft, die Schlinge mag sich um den Hals oder um den Leib eingedrückt haben. Er wird dann von dem Schlingensteller, welcher alle Morgen früh seine Schlingen, deren man bei 4 aufgefundenen Pfaden nur zwei stellen darf, aus der Ferne nachsieht, mit einem Knüppel erschlagen. Es dauert jedoch oft 8 Tage, ehe der mißtrauische Dachs in die Schlinge geht.

Auch in Schlagbäumen fängt man zuweilen Dachse.

---

4) **Der Baummarder** (Mustela Martes *L.*).

Der Baummarder, auch Edel-, Gold- oder Buchmarder genannt, ist von der Größe und Stärke einer halbwüchsigen Katze, läuft nicht sehr schnell, klettert und springt aber desto besser. So springt er z. B. mit Leichtigkeit von einem Baume zum andern. Der Baummarder ist scheu, listig, raubsüchtig und blutgierig. Sein Hauptkenn- und Unterscheidungszeichen besteht in seiner gelb, oft wahrhaft dottergelb gefärbten Kehle, während letztere bei jungen Mardern mehr blaßgelb, und bei seinem nächsten Stammverwandten, dem Hausmarder, weiß ist. Beide, der Hausmarder sowohl als der Baummarder, haben einen runden, oben etwas platten, kurz zugespitzten, dem eines kurzschnauzigen Spitzhundes ähnlichen Kopf, kurze Läufe, eine mit langen Haaren

buschartig bewachsene Ruthe und ein sehr scharfes Gebiß. Die Farbe des Baummarders ist kastanienbraun. Am Rande des Weidloches hat derselbe zwei kleine Drüschen, die eine bisamartig riechende Feuchtigkeit enthalten. Die Sohle der Läufe ist dicht mit Haaren besetzt. Sein Winterbalg wird als Pelzwerk sehr geschätzt und doppelt so theuer als ein Fuchsbalg bezahlt.

Der Baummarder liebt große einsame Waldungen, steckt in der Regel am Tage schlafend in hohlen Bäumen oder in Horsten von Raubvögeln oder andern großen Vogelnestern, vermeidet bewohnte Häuser, geht nur bei Nacht auf Raub aus, und nur großer Hunger treibt ihn auch bei Tage in die Nähe von Walddörfern oder einzelnen Waldhäusern, wo er mitunter auch einmal zahmes Geflügel wegfängt. Dagegen thut er bei Nacht dem wilden Geflügel großen Schaden, raubt Fasanen, Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühner, junge und alte Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, frißt aber auch Mäuse, Schnecken, Käfer, Kirschen, Eberesch- und Heidelbeeren, und holt manchen gefangenen Krammetsvogel aus den Dohnen. Eier und Honig gehören zu seinen Lieblingsgerichten.

Der Baummarder ranzt im Februar, oft schon Ende Januar. Das Weibchen ist 9 Wochen trächtig, und setzt dann 3 bis 4 Junge, die 9 Tage blind sind, in einem hohlen Baume, in einem alten Reisighaufen oder einem großen Vogelneste, die im 2. Jahre ausgewachsen und zur Fortpflanzung tüchtig sind. Bis dieselben halbwüchsig sind, werden sie von der Mutter sorgsam genährt.

Die Spur des Baummarders ist bei einer Neue leicht aufzufinden, es stehen in der Regel zwei Tritte bei einander, der eine aber dem andern um etwas vor, ungefähr so: 

Der Baummarder geht jedoch in langen Nächten sehr weit und macht viel Kreuz- und Quergänge, weshalb es viel Geduld erfordert, um seinen eigentlichen Aufenthalt auszuspüren.

Jagdbetrieb.

Dem Baummarder wird seines schönen Balges wegen häufig nachgestellt. Er wird theils geschossen, theils in Eisen, Garnen, Fallen und Schlagbäumen gefangen. Um ihn zu schießen, muß man denselben, wenn man ihn nicht etwa zufällig beim Begehen einer Waldung ansichtig wird, erst austhun oder ausmachen (auffinden). Die beste Zeit ist hierzu der Winter nach einem frisch gefallenen Schnee. Man begiebt sich in dieser Absicht bei einer Neue früh zeitig in den Wald, wenn es eben erst so hell wird, daß man die Fährten unterscheiden kann. Hier geht man der frischen Marderfährte so lange nach, sie fortwährend austretend, bis man an einen Kreuzgang kommt. Sogleich sucht man zu ermitteln, mit welchem Gange der Marder über den andern fortgegangen ist; dies ist dadurch kenntlich, daß die erste Fährte durch die letzte da, wo er überging, im Schnee etwas zugestrichen ist. Man geht dann der letzten Fährte, sie austretend, nach, bis man findet, daß der Marder zu Baume gegangen ist (gebaumt hat). Nun sucht man zu ermitteln, ob der Marder noch auf dem Baume ist, oder, wenn mehrere Bäume in der Nähe stehen, ob er auf einen andern gesprungen ist (fortgebaumt oder fortgeholzt hat), oder ob er von einem Baume wieder abgesprungen, die Erde berührt und wo anders wieder aufgebaumt hat. Am einzelnen Baume untersucht man in dieser Absicht, ob Horste, Eichhornnester, Spechtlöcher oder andere hohle Stellen an demselben vorhanden sind, oder ob der Marder hinter einem Aste verborgen liegt. Man erkennt dies daran, daß der Schnee an diesen Stellen ab- und heruntergestoßen ist. Wird man des Marders ansichtig, so schießt man ihn, am besten unstreitig mit der Kugel, herunter. Steckt er im Baume, so bringen ihn oft einige Schläge mit einer Axt an den Baum aus seinem Versteck heraus *). Gelingt dies nicht, und darf man den Baum nicht

---

*) Auch wenn man mit Ketten rasselt oder zwei Eisen gegen einander schlägt oder reibt, fährt der Marder augenblicklich aus seinem Versteck heraus und sucht sich auf einen andern Baum zu retten.

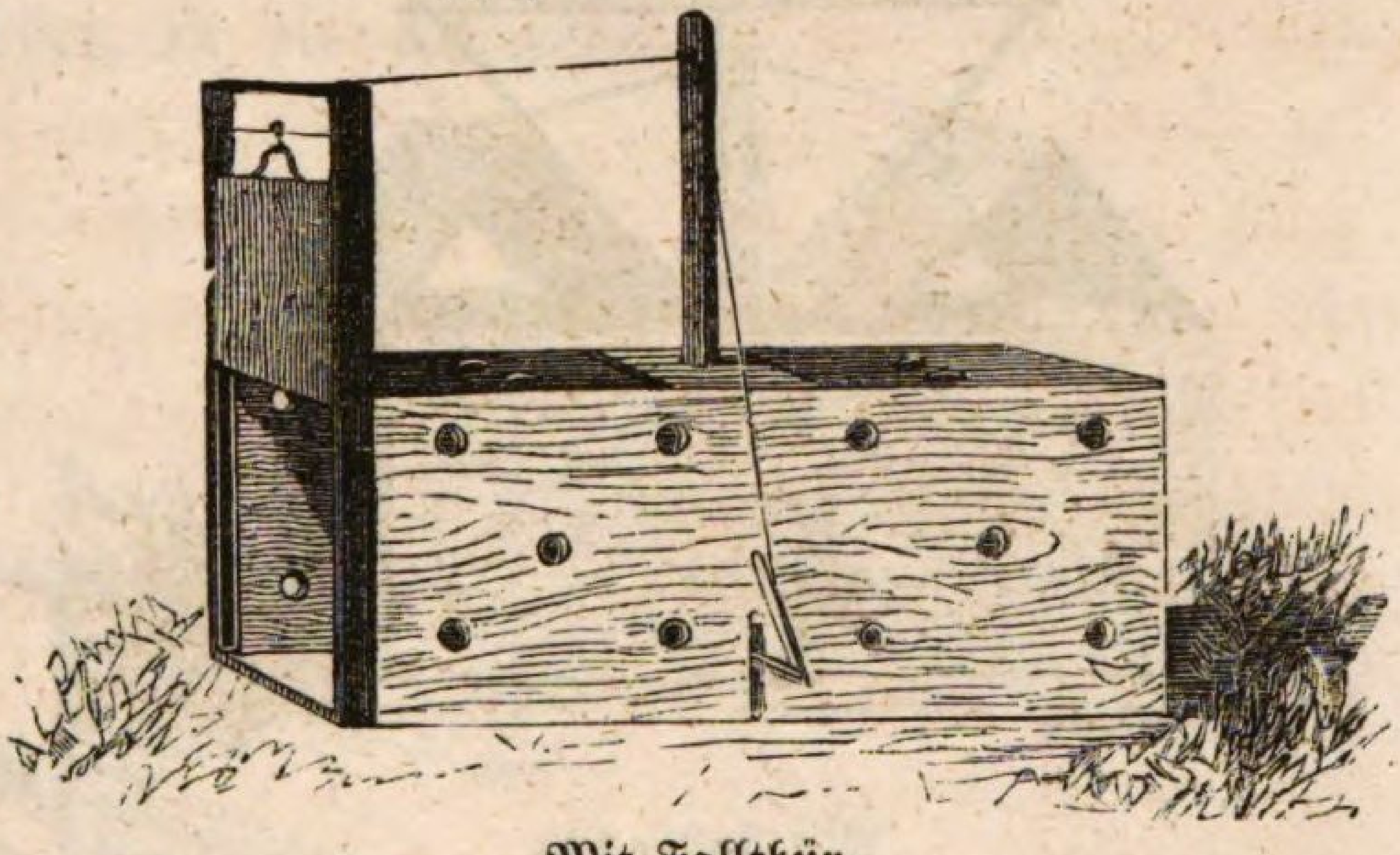
fällen, so muß man den Marder durch Schwefeldampf, den man in die hohle Stelle ziehen läßt, zu verjagen suchen, oder man muß die Stelle mittelst der Axt erweitern und den Marder mit dem Fuchskrätzer herauszuziehen suchen. Stets aber muß ein guter und scharfer Hund zur Stelle und ein zweiter Schütze bereit sein, ihn mit einem Schuß zu empfangen, wenn er unerwartet und plötzlich herausfahren sollte. Hat man Marderneze (dies sind 3 Fuß hohe und 50 Fuß lange, sehr eng und busenreich gestrickte Netze von dünnem Bindfaden) zur Hand, so kann man mit 3 oder 4 derselben schon einen hübschen Kreis von Bäumen umstellen und ist dann des Erfolgs um so sicherer. Als Zeichen, daß der Marder von einem Baume auf den andern fortgeholzt hat, gilt es, wenn in einer gewißen Richtung hin mehr Schneeklumpen als anderswo von den Bäumen gefallen sind. Am besten geht das sogenannte „Ausmachen" von Statten, wenn der Schnee nach Mitternacht oder nur wenige Stunden vor Tage gefallen ist, weil man dann weniger Fährten vor sich hat, als wenn der Schnee schon am Abend gefallen ist. Sieht sich der Marder entdeckt, so bleibt er ruhig auf seiner Stelle und blickt den Jäger mit unverwandten Augen an. Hat dieser zufällig kein Gewehr bei sich, so stellt er ihm ein Gespenst unter den Baum, d. h. er hängt ein Kleidungsstück oder ein Tuch auf einen Stock und kann dann ruhig Hund und Flinte holen. Aber auch ohne diesen Popanz verläßt der Marder seinen Stand selten vor Abend, wenn man ihn nicht beunruhigt. Will man ihn aber auch die Nacht auf einem freistehenden Baume zurückhalten, so kann dies nur durch ein beständig unterhaltenes Feuer geschehen.

Auch im Schwanenhalse (von etwas kleinerer Dimension als für Füchse) und im Tellereisen kann man den Baummarder fangen. Man nimmt dann zum Stellbrocken entweder einen frisch getödteten Vogel oder etwas Hasenwildpret, oder die Keule von einem Eichhörnchen, oder ein Stückchen von einem in Butter gebratenen Häringe. Daß die Eisen gut verwittert und verdeckt sein müssen, versteht sich von selbst. Eine Witterung,

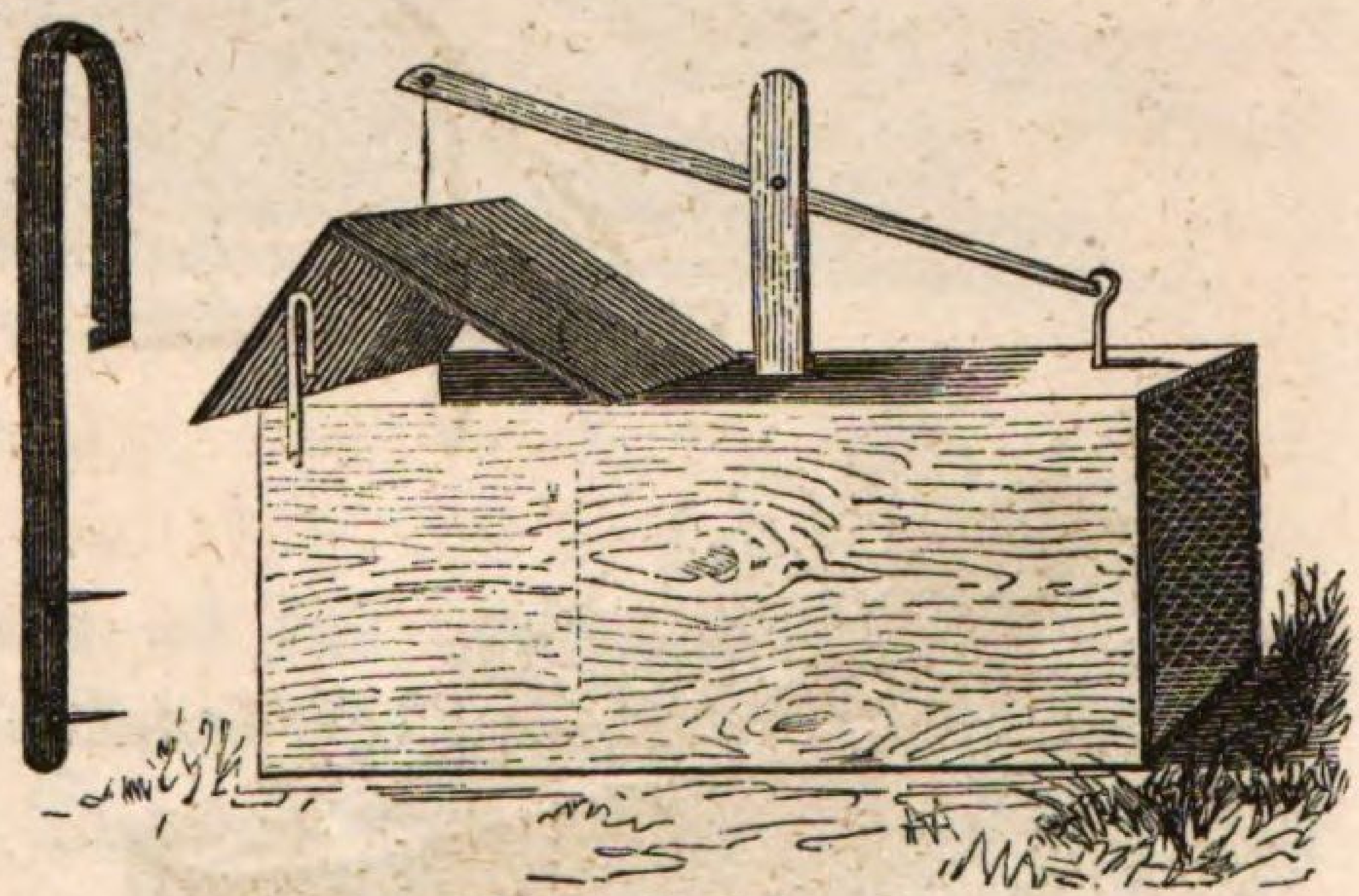
welcher kein Marder widerstehen kann, ist folgende: Ungesalzene Butter, die untere grüne Rinde vom Bittersüß (Dulcamara), Fenchelkraut, Marum verum und Campher. Zum Abreiben des Eisens empfehlen Andere: 3 Gran Moschus, 1½ Quentchen Anisöl, eben so viel Bilsenöl; Alles wohl durcheinander geschüttelt und in einem kleinen Glase aufbewahrt. Davon 1—2 Tropfen auf ein reines Läppchen gebracht und damit das Eisen abgerieben. Im Tellereisen dient ein Ei oder mit Honig abgekochtes trockenes Obst als vortrefflicher Köder.

Der Fang in Fallen. Die hierzu gebräuchlichen Fallen sind entweder Kastenfallen oder Knüppelfallen und sogenannte Schlagbäume. Die Kastenfallen sind aus Bretstückchen zusammengesetzt und gleichen in jeder Beziehung den allgemein bekannten Rattenfallen, werden jedoch verschieden construirt. Wir haben dieselben anstatt aller weitläufigen Beschreibungen, durch Abbildungen möglichst versinnlicht, und nur das mit wenigen Worten beigefügt, was zum genauern Verständniß durchaus unerläßlich ist.

Einklappige Kastenmarderfallen.



Mit Fallthür.



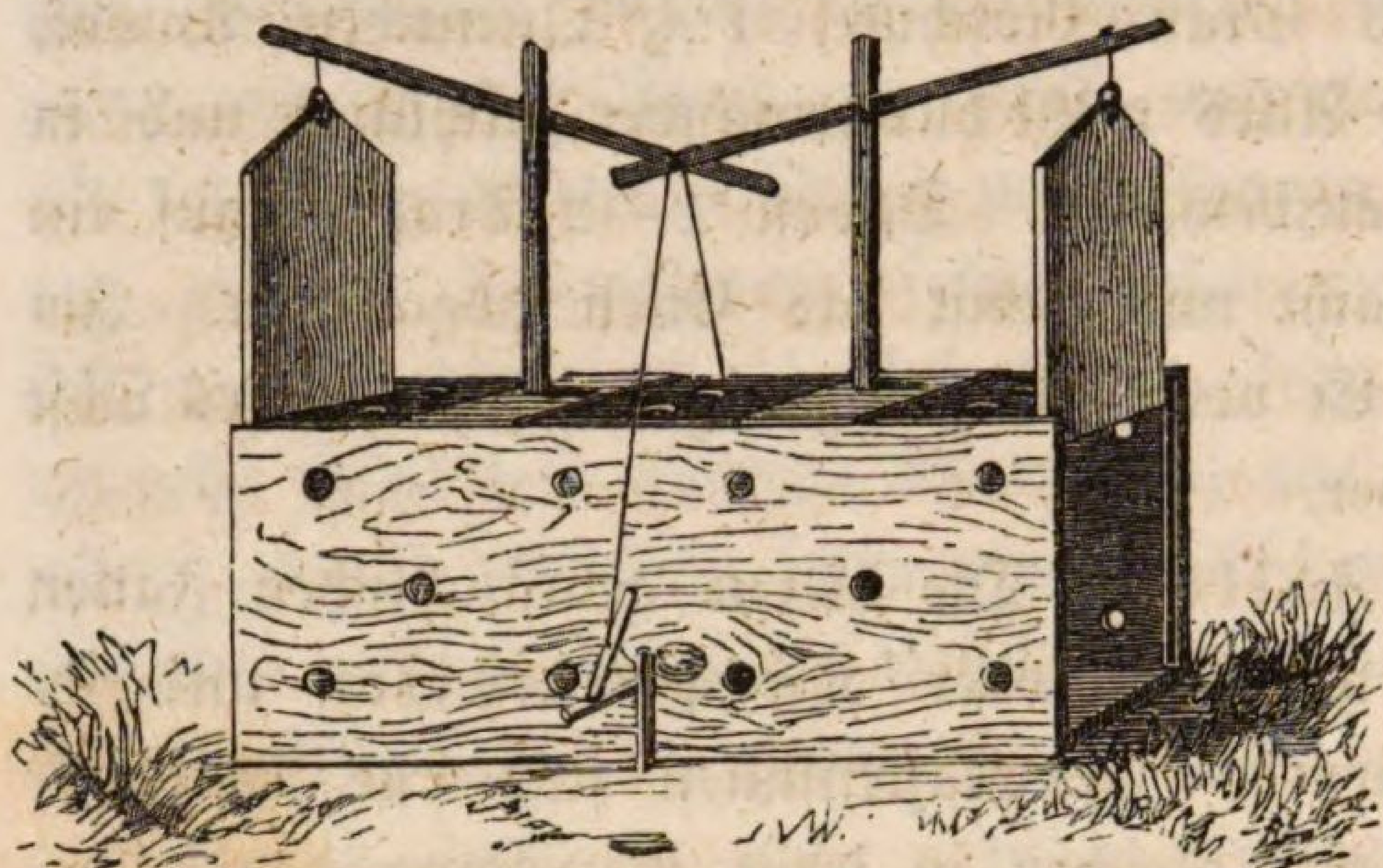
Mit Falldeckel.

Die Stellung bei diesen Fallen ist die gewöhnliche der Rattenfallen. Durch das Hinuntertreten des im Kasten befindlichen Trittbretchens fällt die Falle zu. Ueber dem

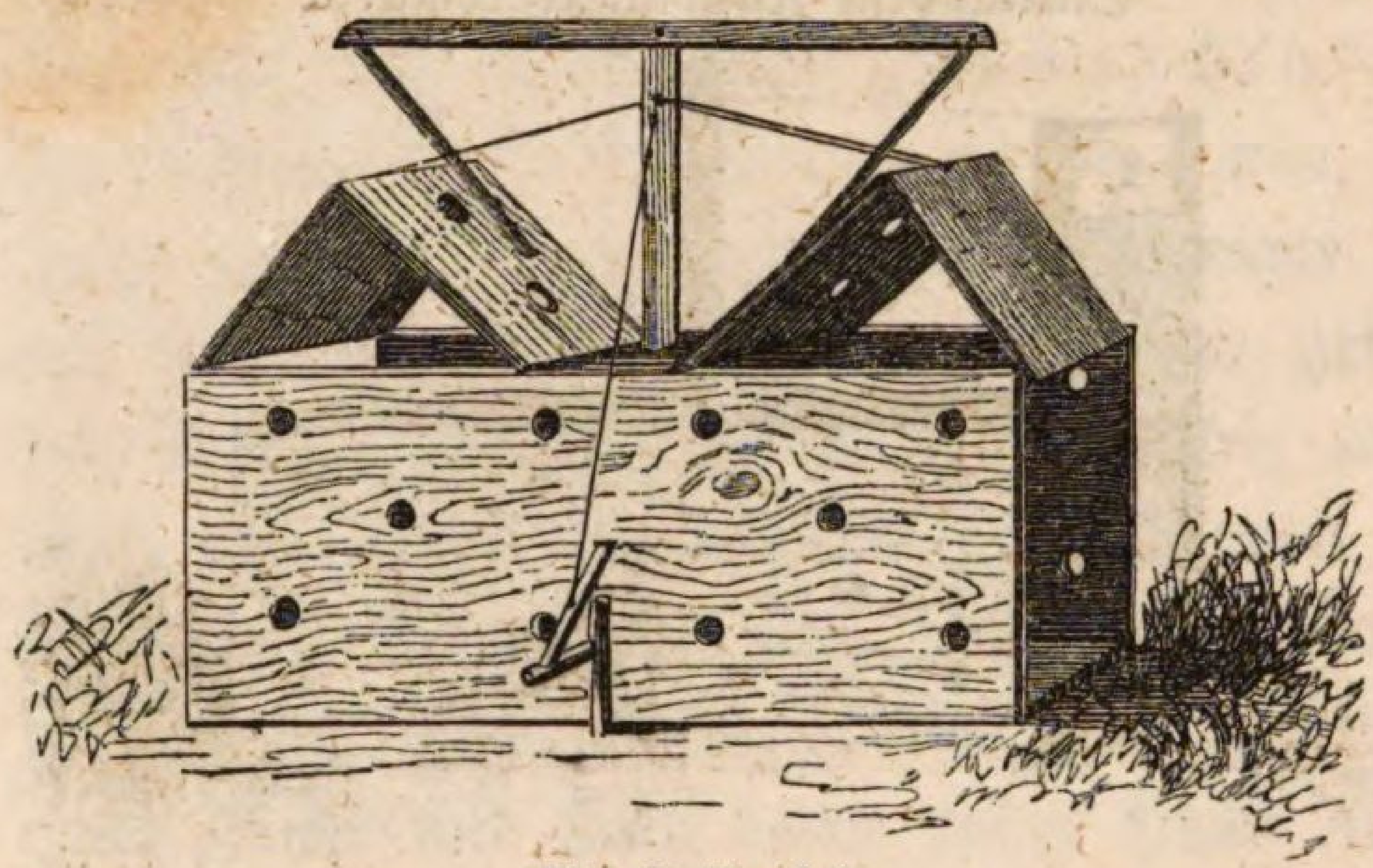
Trittbretchen hängen ein Vogel, Vogelbeeren, ein Ei, Obst u. s. w. als Köder. Am schnellsten sollen sich die Marder fangen, wenn man etwas Ambra in die Falle legt; auch Hanfsamen und Honig lieben sie vorzugsweise.

Die Knüppelfallen unterscheiden sich dadurch wesentlich von einander, daß die Unterlagen oder der Boden entweder gewöhnlicher ebener Boden (meist Rasen) ist oder aus besonders dazu gelegten Holzstücken besteht. Im ersten Falle, wenn man eine Rasenfläche benutzt hat, nennt man die in Rede stehenden Fallen Rasenfallen. Um dieselben anzufertigen, legt man 6 gerade 4—5 Fuß lange und 3 Zoll dicke unbeschälte Stangen, etwa 1 bis 2 Zoll von einander entfernt auf die Erde, verbindet sie durch 3 quer

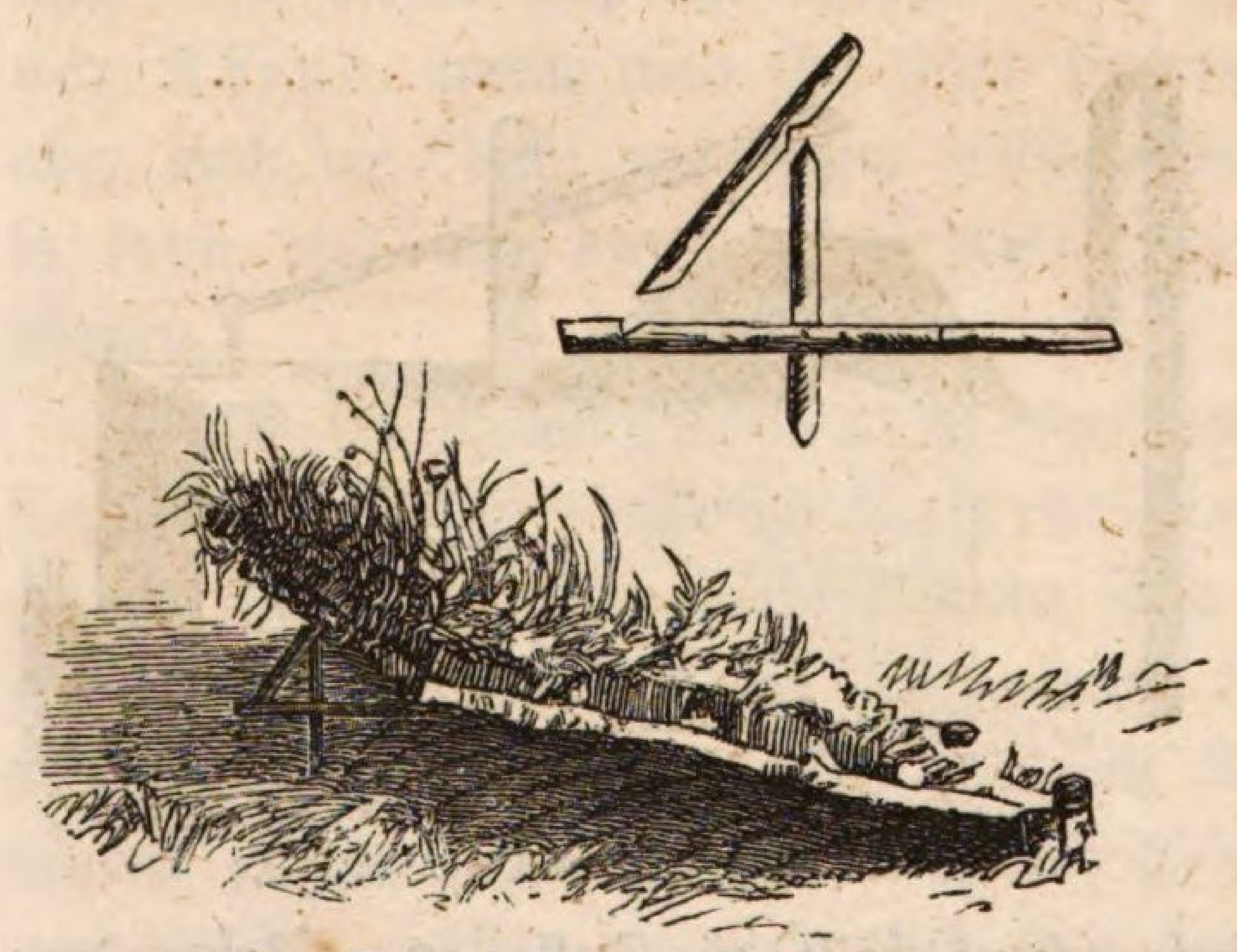
Zweiklappige Kastenmarderfallen.



Mit Fallthüren.



Mit Falldeckeln.

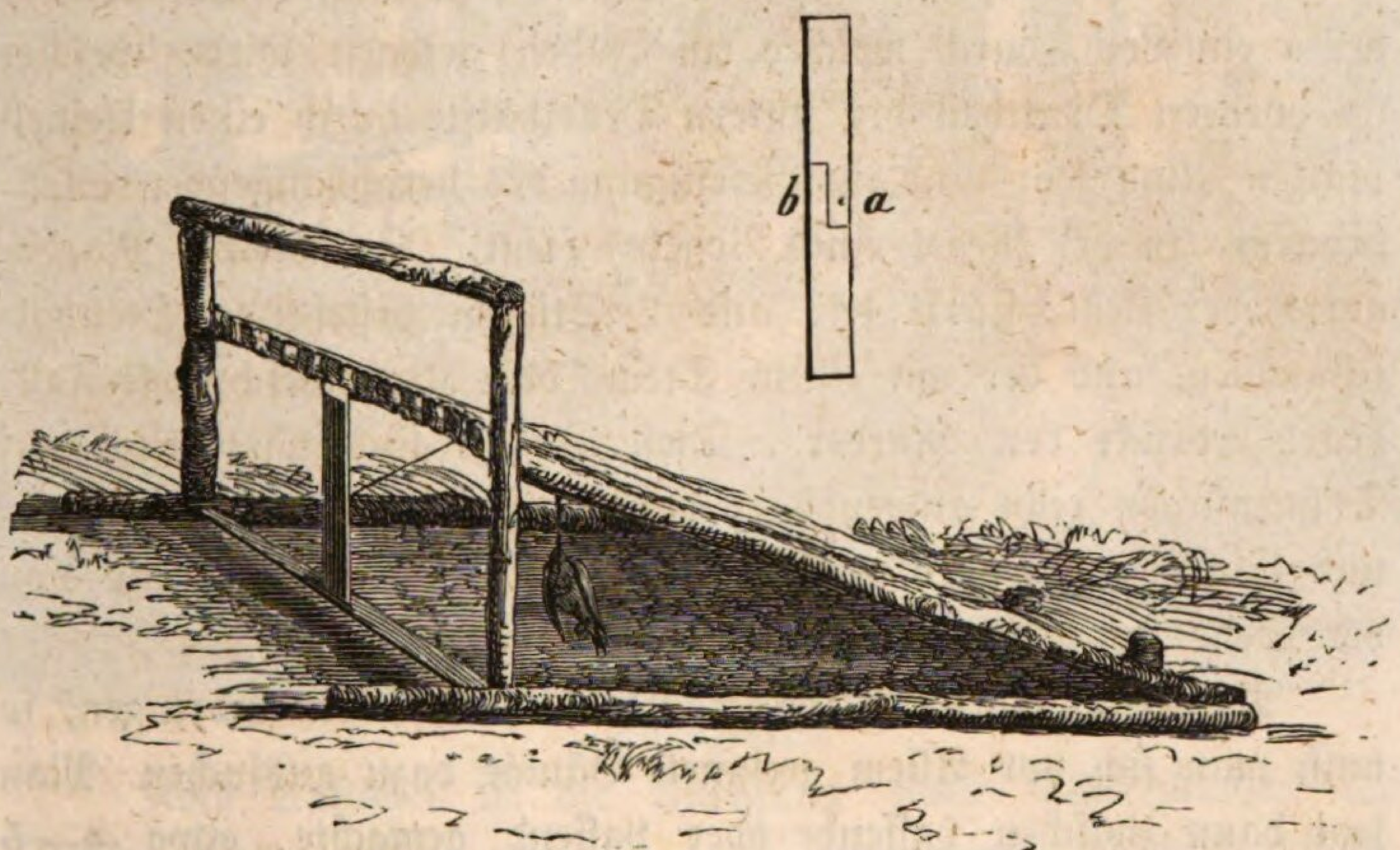


Rasenfalle mit Stellung.

über dieselben genagelte Latten, schlägt am hintern Ende zu beiden Seiten je einen kurzen Pfahl, desgleichen an der breiten Seite des hintern Endes zwei ähnliche Pfähle ein, damit die den Deckel der Falle bildenden Stangen weder links noch rechts, noch rückwärts ausweichen können, belegt dann den Deckel mit Strauchwerk und über diesem so stark mit gut durchwachsenem Rasen, bis der Deckel die gehörige Schwere hat. Fängisch gestellt wird diese Falle mit der gleichfalls abgebildeten Stellung, an deren, unter die Mitte des Deckels zu liegen kommenden Ende der Köder gebunden wird.

Beim Aufstellen der Rasenfalle muß man dieselbe übrigens von vorn und hinten mit Strauchwerk blenden, damit der Marder den Zutritt zum Köder nur von der Seite aus nehmen kann.

Eine andere Falle, die jedoch zum Theil schon in die Klasse der Schlagbäume gehört, ist die Kneipfalle.

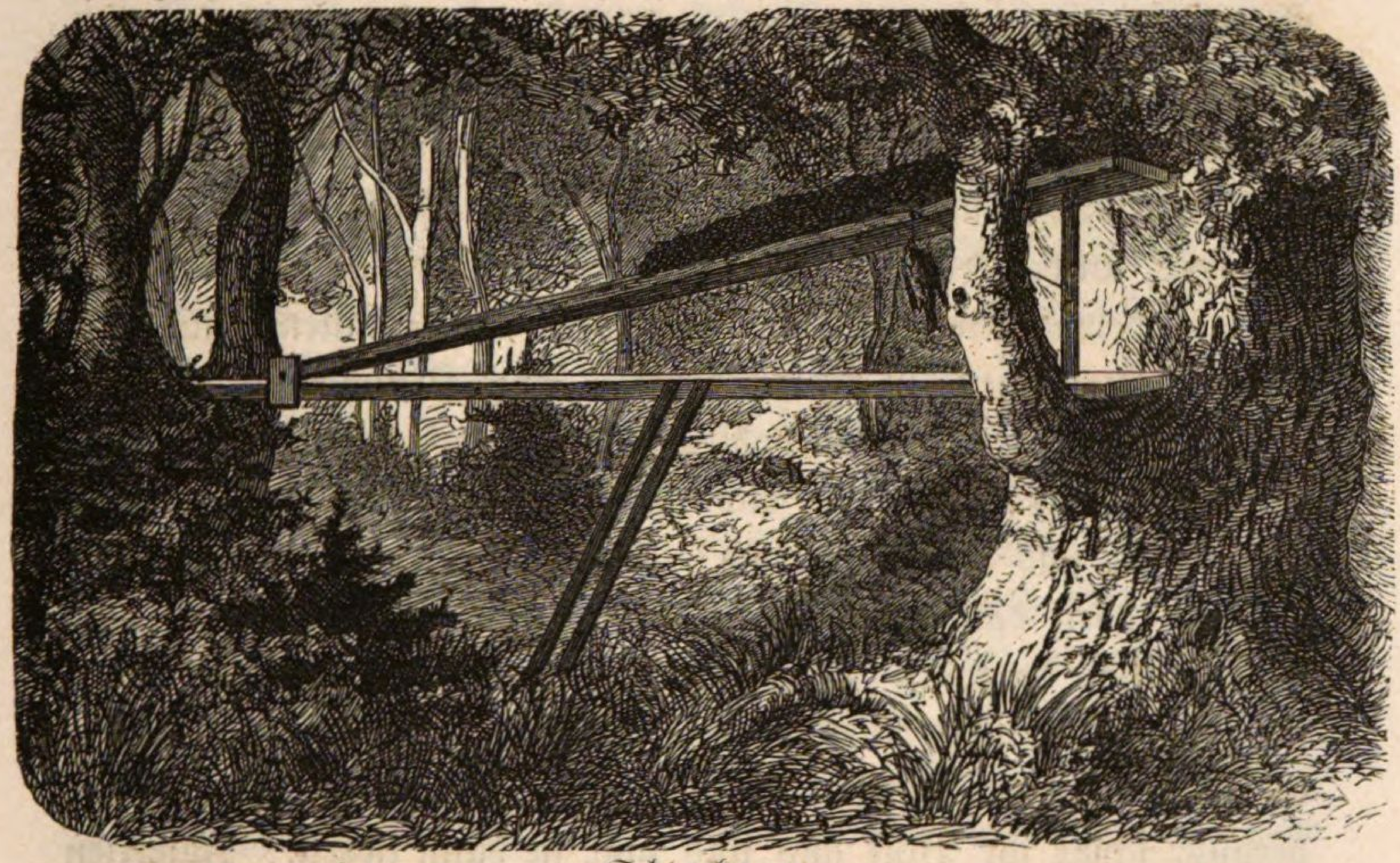


Dieselbe besteht aus zwei 4—5 Fuß langen, vorn 5—6 Zoll im Durchmesser haltenden beschalten Hölzern, welche am Kopfende durch ein 8 Zoll langes Querholz verbunden sind, und an der Stelle dieser Verbindung zwischen 2 starken, 4 Fuß aus der Erde hervorstehenden Pfählen, die oben ebenfalls mit einem Querholze

verbunden sind, fest ruhen und als Unterlage zu $^2/_3$ ihrer Stärke in die Erde versenkt sind. Am hintern Ende dieser Hölzer sind, wie bei der Rasenfalle, um jedes Ausweichen derselben nach hinten und nach den Seiten zu verhindern, Pfähle vorgeschlagen und zu beiden Seiten der Unterlagen sogenannte Knacken festgenagelt, die einen querlaufenden hölzernen Nagel enthalten, in und um welchen sich, nach der Breite der Falle, entweder 3 oder 5, am Kopfende ebenfalls mit einem Querholze verbundene, beschalte Fallhölzer von der Stärke der Unterlagen dergestalt bewegen, daß dieselben beim Niederfallen genau zwischen die Unterlagen passen. Ist dies erreicht, so stellt man die Falle, nachdem man dieselbe verwittert und auch einige Zeit vorher ein Geschleppe in der Gegend herumgeschleift hat, fängisch, was am einfachsten und besten mit dem oben abgebildeten, von Jester empfohlenen eingeschnittenen Stellstäbchen geschieht, das stets von, den Fallbäumen entsprechender, angemessener Stärke sein muß. Dasselbe hat bei a ein Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, welcher im vordern Dritttheil der untern Deckelhälfte durch einen kleinen platten Ring geht, und zur Befestigung des herabhängenden Stellbrockens (in der Regel eines Vogels) dient. So wie der Marder am Köder zieht, stürzt das aus 2 Stücken bestehende Stellholz zusammen, und der mit einem Steine oder Klotze beschwerte Falldeckel erdrückt den Marder. Diese Fallen sind namentlich auf Dohnenstegen recht anwendbar; man muß sie aber ebenfalls vorn und hinten verblenden und dem Marder den Zutritt nur von der Seite gestatten.

Will man einen Schlagbaum auf Bäumen anbringen, so muß man sich vor Allem geeignete Bäume dazu aussuchen. Man legt dann zwischen passende oder passend gemachte, etwa 4—5 Fuß von der Erde entfernte Aeste, eine vorn mindestens 8 Zoll im Durchmesser haltende, 3—4 Ellen lange, beschalte, und nur an ihrer innern, nach der sogleich zu beschreibenden Fallstange zu gerichteten Seite beschlagene Stange, an deren schwächerem Ende sich mittelst der vorhin erwähnten Knackenvorrichtung eine zweite, eben so starke, auf ihrer innern, der Unterlage zugewendeten

Seite beschlagene Balkenstange charnierartig bewegt. Die beiden beschlagenen Seiten müssen genau aufeinander passen und die Fallstange muß durch einen auf dieselbe genagelten Klotz gehörig beschwert sein. Man läßt dann den Apparat einige Zeit an der Luft auswittern und stellt ihn dann in der vorhin angegebenen Weise mit dem Jester'schen Stellholze fängisch auf, nachdem man vorher, vom Köder etwas entfernt, nach hinten zu zwei einfache Laufstangen neben einander in der Erde befestigt und an die Unterlage angelehnt hat, an denen der Marder bequem hinauflaufen kann. Uebrigens müssen die Laufstangen sowohl als die Unterlage und der Fallbalken gut verwittert, d. h. mit Witterung oder Geschleife bestrichen sein.



Schlagbaum.

Noch einfacher ist die Anlegung eines Schlagbaums auf gleicher Erde. Man versenkt 4—5 mittelstarke, durch Pfähle gehörig befestigte Stangen zu zwei Dritttheilen in die Erde als Unterlagen; verbindet dann eben so viele gleich starke Stangen auf der obern Seite durch 3—4 Querlatten, befestigt diese Stangen nach hinten über der Unterlage charnierartig durch die bekannte Knackenvorrichtung, beschwert sie mit einem Klotze oder Steine und stellt den Apparat fängisch mittelst des Jester'schen Stellholzes.

5) Der Haus- oder Steinmarder (Mustela foina *L.*).

Der Hausmarder ist etwas kleiner und schwächer als der Baummarder. Kopf, Hals und Körper desselben sind fast von gleicher Stärke und haben in Folge dessen ein cylindrisches Ansehen. Die Haarfarbe des Hausmarders ist im Winter schwarzbraun, im Sommer mehr röthlich. Kehle, Unterhals und Brust sind weiß, zuweilen mit aschgrau-röthlichen Flecken besetzt. Der Hausmarder bewegt sich leicht, mehr springend, klettert ausgezeichnet, sogar an senkrechten, rauh berappten Mauern hinauf, läuft mit eben der Leichtigkeit und Schnelle wie auf der Erde, auf den Dachfirsten herum, springt sehr hoch herab, schwimmt trefflich und schlüpft durch die engsten Löcher, wenn er nur den Kopf durchzuzwängen vermag. Am Tage hält er sich, meist schlafend, unter Kirchdächern, in verfallenem Gemäuer, alten Schlössern, unbewohnten Häusern, Scheunen und Ställen, in Felsklüften, Steinritzen, in Holz-, Stroh- und Heuschobern und zuweilen, doch selten, auch in hohlen Bäumen auf. Bei Annäherung eines Gewitters wird er sehr unruhig und läuft wie verrückt auf Böden und Ställen herum. Des Nachts, entweder vor Mitternacht oder bald nach Mitternacht, geht er auf Raub aus, schleicht sich dann in Federviehställe ein und würgt mit unersättlichem Blutdurst Alles was lebt ab, bricht mit seinem scharfen Gebiß den armen Thieren die Schädelknochen, frißt das Gehirn heraus, saugt ihr Blut aus und läßt sie dann liegen. Zuweilen schleppt er wohl auch ein Stück mit fort, nachdem er vorher Alles niedergemetzelt hat. Eier, Obst, Weintrauben, Hanfsamen und Honig sind seine Lieblingsgerichte. Im Nothfalle begnügt er sich auch mit Ratten und Mäusen. Im Freien stellt er den Kaninchen, Hasen, sowie Vögeln aller Art nach und stiehlt Krammetsvögel und Ebereschenbeeren aus den Dohnen. Der Hausmarder ranzt im Februar, wobei sich dieselben unter Mauen und Jäckern auf den Dachfirsten und Böden lärmend und polternd

herumjagen. Das Weibchen geht 9 Wochen dick, bringt 3—5 blinde Junge und nährt dieselben bis zur Halbwüchsigkeit. Im zweiten Jahre sind dieselben zur Fortpflanzung tüchtig. Die Spur des Hausmarders ist die des Steinmarders, nur sind Ballen und Zehen deutlicher ausgedrückt, weil die Sohlen weniger behaart sind. Der Winterbalg des Hausmarders wird geringer als der des Steinmarders geschätzt und hat den gleichen Werth des Fuchsbalges.

Jagdbetrieb.

In der Ranzzeit und in mondhellen Nächten kann man den Hausmarder und seine Sippschaft sehr bequem auf dem Anstande mit Schrot Nr. 4 oder 3 von den Dachfirsten herunterschießen, wenn man den Gang seiner Nachtpromenade und die Zeit derselben genau kennt; denn er wechselt nur äußerst selten sowohl seinen Aufenthaltsort und gewohnten Gang, als seinen Absprung und Aufstieg, weshalb man auch seine etwa zurückgelassene, nach Bisam riechende Losung nicht wegnehmen darf, weil er sonst gleich Unrath merkt. Wenn die Alten weggeschossen sind, präsentiren sich die etwaigen Jungen von selbst zum Schuß und zeigen dabei viel Unerfahrenheit oder vielmehr Dummheit. Außerdem kann der Hausmarder auch bei Tage aus Gebäuden und Böden, wenn nur nicht zu viel Stroh, Heu, Holz oder sonstiges Gerülle darin liegt, in welchem er sich verstecken kann, durch Klappern oder Trommeln oder Kettenrasseln herausgejagt und von außerhalb angestellten Schützen geschossen werden. Uebrigens wird er im Winter und namentlich im Februar gerade so ausgemacht und abgespürt, wie der Steinmarder. Man fängt dann mit anbrechendem Tage schon mit dem Abspüren in Dörfern und den anliegenden Hölzern an, muß aber bereits damit fertig sein, wenn die Sonne den Schnee auf Häusern und Mauern zu schmelzen anfängt, was im Februar gegen 10 Uhr Vormittags, im März aber schon um 9 Uhr geschieht. Auch werden in den spätern Vormittagsstunden die Fährten durch Landleute und Hunde zu leicht vertreten. Wichtig ist es auch hier zu ermitteln, ob der

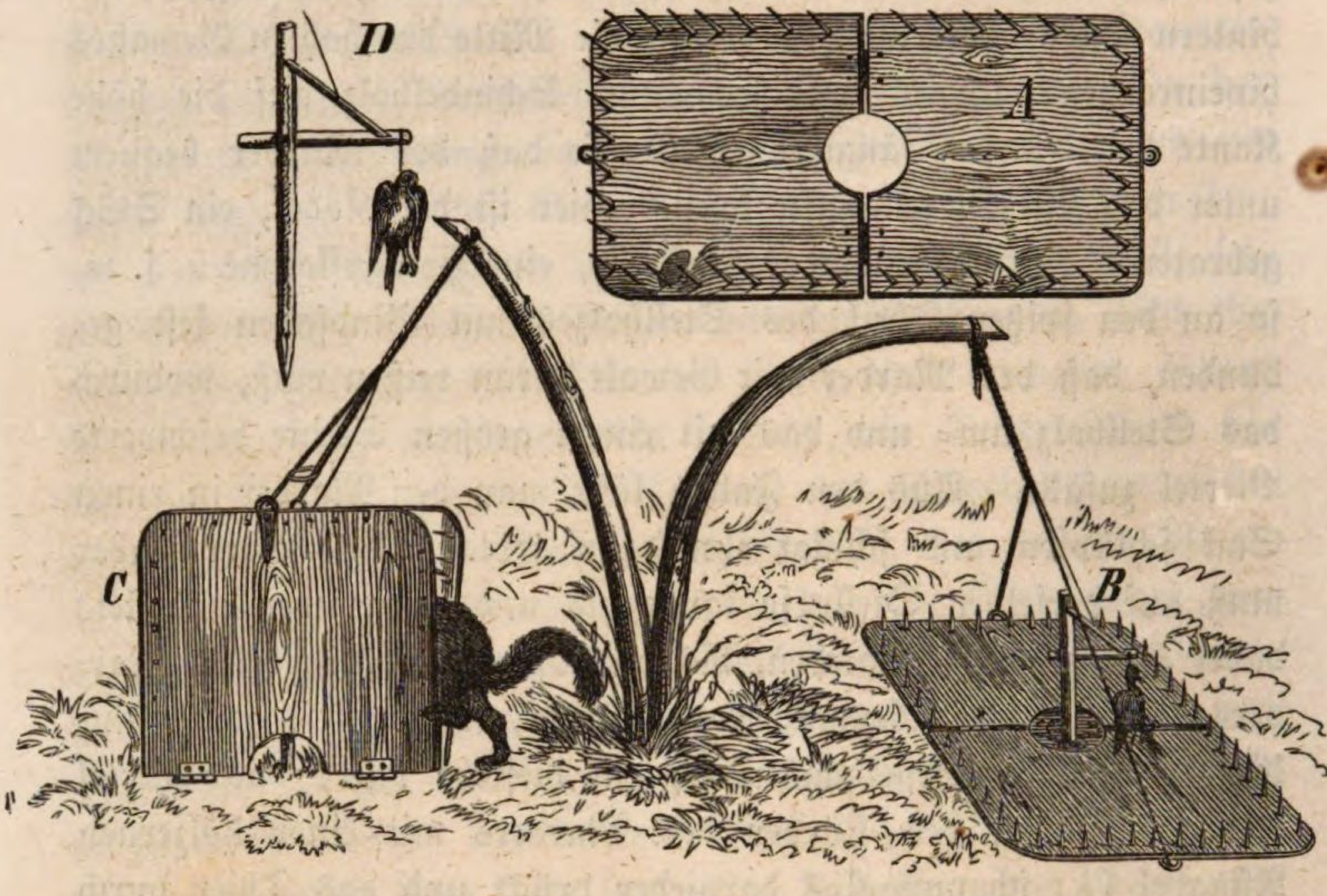
Schnee vor oder nach Mitternacht oder in den Frühstunden gefallen ist, oder ob und wenn der Wind geweht hat, was man am besten mittelst an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ausgelegter kleiner Bretchen ersieht.

Man fängt ferner den Hausmarder auch im Tellereisen und im Schwanenhalse. Ersteres braucht bei ausgespannten Bügeln nur einen Durchmesser von 6 Zoll zu haben. Da der Marder beim Absprunge von einem Gebäude immer auf den zunächst liegenden höchsten Gegenstand springt, so errichtet man ihm, wo ein solcher Gegenstand fehlt, unter der bekannten Stelle seines Absprunges einen mit Rasen belegten Erdhaufen, läßt ihn ruhig eine Zeit lang diese bequeme Gelegenheit benutzen, füttert später da, wo er die Vorderfüße hinsetzt, ein Tellereisen in bekannter Art ein, macht die Deckung der Umgebung möglichst ähnlich und fängt den Burschen höchstens in der dritten Nacht. — Ein anderer Erfahrungssatz ist es, daß der Hausmarder gern auf Gartenmauern, Lehmwänden, Dachsparren unter den Böden, herumspaziert und diesen Paß fast immer inne hält. Man setzt ihm daher ein gut verwittertes Tellereisen auf den Paß, besteckt es zu beiden Seiten mit dünnem Reisig, so daß er demselben nicht ausweichen kann, und legt, 2½ Fuß über das Eisen emporragende, ebenfalls gut verwitterte Reisigbündel quer über den Paß, und zwar das eine 4—6 Zoll vor dem Eisen, das andere aber dicht hinter dem Eisen, so daß er einen Sprung machen und auf den Teller springen muß. Auch kann man in ein Stück starke, weiche Pfoste ein Lager für das Tellereisen oder den Schwanenhals einschneiden, oder noch besser, einen das Eisen gerade aufnehmenden, etwa 4 Zoll hohen Holzkasten mit Lehm ausschlagen, in diesen das Eisen einschneiden und wie gewöhnlich einfüttern und mit Spreu bedecken. Man kann solche Kasten oder Pfosten dann überall hintragen, erst einige Mal blind aufstellen und den Köder wegfressen lassen, ehe man sie wirklich fängisch stellt. Auch in den beim Baummarder beschriebenen Bret- und Knüppelfallen fängt sich der Hausmarder leicht und häufig, besonders wenn man mit einem Ei, einem Vogel oder mit Honig-

obst kirrt. Landleute fangen ihn nicht selten auf eine höchst einfache Art unter einem Viertel (an andern Orten Metze genannt), einem allgemein bekannten Getreidemaße. Das Viertel wird da, wo der Marder seinen Paß hat, mit dem Boden nach oben hingestellt, dann mit dem vordern Rande desselben auf ein breites, am hintern Ende aber, welches bis in die Mitte des hohlen Gemäßes hineinreichen muß, oben spitzes Stück Schindelholz auf die hohe Kante des letzteren fängisch gestellt, so daß der Marder bequem unter das Viertel gelangen kann. Hier ist der Köder, ein Stück gebratener Häring, etwas Katzenfleisch, eine Honigpflaume u. s. w. so an den spitzen Theil des Stellholzes mit Bindfaden fest gebunden, daß der Marder mit Gewalt daran reißen muß, wodurch das Stellholz um= und das mit einem großen Steine beschwerte Viertel zufällt. Aus den Fallen läßt man den Marder in einen Sack schlüpfen und schlägt ihn dann todt. Das Viertel aber muß auf derselben Stelle so lange hin und hergerieben und stets dabei etwas gelüftet werden, bis die Spitze der Ruthe des Marders zum Vorschein kommt, worauf man, wenn diese selbst hinlänglich weit hervorgekommen ist, auf dieselbe tritt, das Viertel behutsam lüftet, den Körper des Marders mit einer hölzernen Astgabel (λ) schonungslos darnieder drückt und das Thier durch einige tüchtige Hiebe mit einem derben Knüppel über Nase und Hinterkopf tödtet.

Außerdem empfiehlt Baron von Ehrenkreuz in seinem 1856 in Weimar bei Voigt erschienenen Werkchen: „der Jagdliebhaber in der Schule des gerechten Waidmanns und Vogelstellers“ noch eine sogenannte Schnellfalle, in welcher sich sowohl Marder, Iltisse, Wiesel u. s. w., als auch Raubvögel mit Leichtigkeit fangen sollen. Diese besteht (vergl. Fig. A) aus zwei, 16 Zoll langen und 12 Zoll breiten, durch leichte eiserne Charniere zum Zuklappen mit einander verbundenen Bretchen. In der Mitte, wo dieselben zusammenstoßen, ist ein 4 Zoll weites Loch ausgeschnitten, in welchem sich ein 2 Fuß langer Pfahl befindet, an welchem die bei D dargestellte Stellung angebracht ist. Die innere Fläche der Bretchen enthält eingeschlagene Spitz=

nägel, um das, was sie erfaßt haben, desto fester zu halten. Aufgestellt ist der Apparat bei B. Man sieht zur Seite an den Bretchen eiserne Krempen befestigt, in denen 2 starke hanfene Leinen befestigt sind, während eine schwächere Schnur am Stell-



holze festgebunden ist, alle aber am obern Theile, womit sie an den Schnellstock befestigt sind, zusammenlaufen und zusammengedreht erscheinen. Die Bretchen werden in der Nähe eines zum Schnellstocke passenden Bäumchens in den Boden eingeschnitten, so daß sie mit diesem gleich liegen und dann mit Laub oder Sand bestreut. Ein über den zwei Schnüren befindlicher, in C sichtbarer Ring, fällt, wenn die Bretchen zusammenklappen, über die beiden Leinen herunter und hält dadurch die Bretchen zusammen. C stellt die zugeklappte Falle mit dem gefangenen Marder dar.

---

6) Der Iltis (Mustela Putorius *L.*).

Der Iltis, auch Ilk, Ratz, Stänker, Stänkmarder genannt, kommt in Deutschland überall, leider nur zu häufig vor. Er ist etwas kleiner als der Marder, auch sein Kopf schmäler und spitziger, weshalb er sich auch durch die kleinsten Ritze hindurchzwängen kann. Ruthe und Läufe sind kürzer als beim Marder. Sein Gebiß ist ebenfalls äußerst scharf. Am After befinden sich



Frettchen. Wiesel. Iltis.

2 Drüsen, welche eine ekelhaft stinkende Flüssigkeit enthalten, von welcher der Balg, der weniger als der des Marders geschätzt wird, einen höchst widerlichen Geruch annimmt und auch nach der Garmachung noch lange behält. Der Balg selbst ist im Winter mehr schwarz, im Sommer mehr braun oder rothgrau, wie fleckig aussehend. Maul, Kinn und der Rand der Ohren sind weißgelb, Unterhals, Brust und Schwanz schwarz. Der Iltis bewegt sich weniger rasch als der Marder und klettert auch nicht so gut. Er ist übrigens eben so raub- und mordsüchtig

als dieser, raubt aber nie mehr als ein Thier oder Ei und entfernt sich mit diesem, weniger aus Schlauheit als aus Furcht ertappt zu werden. Er kehrt jedoch in einer Nacht öfters wieder zurück. Trotz seiner anscheinenden Furchtsamkeit vertheidigt er sich tapfer gegen Hunde oder andere Thiere und spritzt denselben in der Noth seinen häßlich stinkenden Urin in die Augen. Das Wetzen eiserner Instrumente, wie z. B. von Sensen, macht einen so unangenehmen Eindruck auf ihn, daß er im höchsten Grade erzürnt aus seinem Schlupfwinkel hervorbricht und den Wetzenden wüthend und beißend anfällt.

Der Iltis hält sich im Sommer im Walde, auf Wiesen, im Felde und in Gärten auf, macht sich theils eigene Gänge (Röhren) oder bewohnt verlassene Fuchs= und Kaninchenbaue oder Hamsterlöcher, oder verbirgt sich unter Holzhaufen, hohlen Ufern und in hohlen Bäumen. Nur im Winter sucht er einzeln stehende bewohnte Häuser auf und verbirgt sich auf Böden, in Scheunen, Ställen, Holzschuppen, so wie unter Holz=, Reisig= und Steinhaufen.

Seine Nahrung besteht in zahmen und wildem Geflügel, dessen Eier er vorzüglich liebt und die er durch ein kleines hineingenagtes Loch sehr geschickt auszuschlürfen weiß, in Fischen und Honig, jungen Häschen und Kaninchen, die ihn eben so sehr fürchten, als das Frettchen. Er verschmäht aber auch im Nothfalle Hamster (deren erbittertster Feind er ist), Maulwürfe, Ratten, Mäuse, Schnecken, Frösche und Käfer nicht.

In der Ranzzeit läßt er ein eigenes Zischen und Murren hören und kämpft hitzig um das Weibchen, welches nach 9 Wochen 3—6 blinde Junge bringt, welche bis zur Halbwüchsigkeit von der Mutter genährt werden. Nach 9 Monaten sind die Jungen ausgewachsen und sollen sich leicht zähmen lassen.

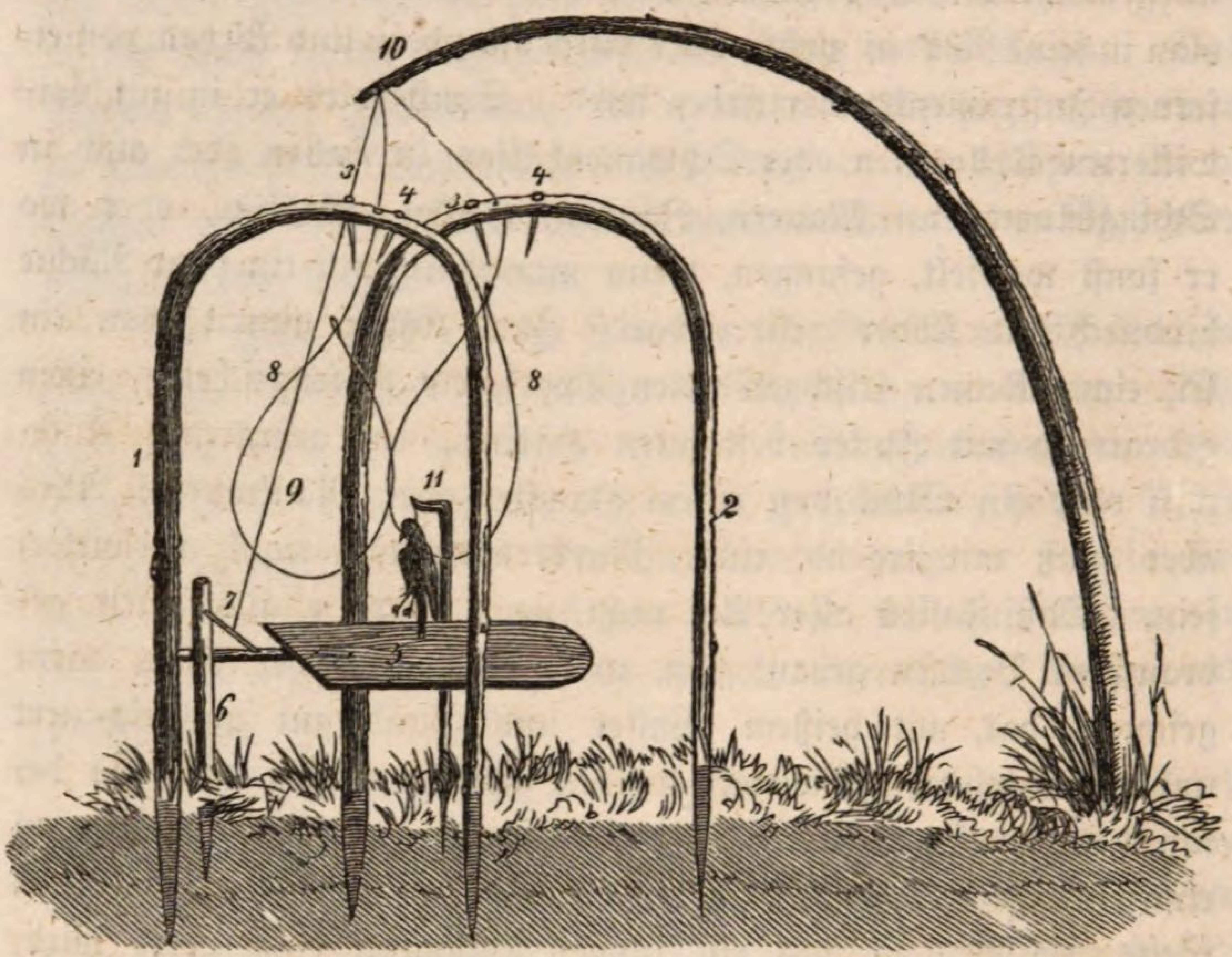
Die Spur des Iltisses ist deutlicher ausgeprägt als die des Marders, weil die Klauen nicht wollig behaart sind. Sie gleicht bald der eines Eichhörnchens, bald der eines nicht sehr flüchtigen Hasens. Doch sieht man letztere nie lange fortgesetzt.

Jagdbetrieb.

Geschossen wird der Iltis gelegentlich beim Holz- oder Reisigaufladen oder absichtlich, wenn er bei einer Neue vom Jäger ausgemacht und aus seinem Schlupfwinkel durch Wasser (welches man in seine Röhren gießt), oder durch Klappern und Wetzen von eisernen Instrumenten vertrieben wird. Sonst wird er in gut verwitterten Tellereisen oder Schwanenhälsen, in Fallen oder auch in Schlagbäumen an Mauern, Zäunen, Hecken, Gräben, oder wo er sonst wechselt, gefangen, wenn man ihm zuvor ein paar Nächte hindurch mit Köder gekirrt hat. Zum Köder nimmt man ein Ei, einen kleinen frischgetödteten Vogel, ein Hasengescheide, einen gebratenen mit Zucker bestreuten Häring, ein gebratenes Fischchen oder ein Stück von einem Hamster oder Maulwurfe; Alles aber muß mit irgend einer Marderwitterung wohl verwittert sein. Daß Fallen aller Art nicht neu, sondern aus alten gebrauchten Bretern gebaut sein, und, wenn sich der Iltis darin gefangen hat, mit heißem Wasser und Sand gut ausgescheuert und dann wieder verwittert werden müssen, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Besonders empfiehlt man zum Iltisfangen eine einfache Klappenfalle mit doppeltem Drahtgitter auf der einen Seite, zwischen welches ein junges Hühnchen eingesperrt wird, welches durch sein Pipen den Iltis unwiderstehlich anlockt. Andere empfehlen ein kleines Tellereisen in einen langen Bienenkorb zu legen, aus dem man erst vor Kurzem den Honig ausgeschnitten hat, der also noch den vollen Honiggeruch besitzt, und dann über dem Eisen ein Vögelchen oder ein Ei als Köder zu befestigen. Außerdem fängt man den Iltis und den Marder auch in Schlingen von feinem geglühten Messingdrath, welche Fangweise durch nachstehende Illustration versinnlicht ist.

1 und 2 sind zwei laubenartig vor einander stehende, krummgebogene über daumensdicke Stöcke, welche bei 3 und 3 je ein Loch haben, durch welches ein feiner Draht geht. Die Bogen stehen 16 Zoll von einander und 15—16 Zoll hoch über der Erde. 4 und 4 sind neben den erwähnten Löchern durchge-

schlagene große Drahtstifte. 5 ist die Stellzunge, welche sich in ein tischförmiges Stellbretchen endigt. 10 ist der Schnellstock, aus einem geeigneten Baumstämmchen bestehend; er steht hinter den Bogen 1 und 2. Am obern Ende des Schnellstockes sind



die Drahtschlingen 8 und 8 und das Schnürchen befestigt, welches zum eigentlichen Stellholze 7 geht. Neben dem Stellbretchen und zwischen den Drahtschleifen befindet sich das Pfählchen 11, an welchem der Köder hängt. Will der Iltis den Vogel langen, so muß er, wenn er auch nach demselben springt, auf das Stellbret treten, dann springt das Stellholz aus den Kerben heraus, der Schnellstock schnellt aufwärts und die Schlingen reißen den Iltis hinauf in die eisernen Stifte. — Uebrigens blendet man den Apparat auf den Seiten mit eingestecktem Reisig, damit nichts, ohne die Schlingen zu berühren, vorbei kommen kann.

7) Das große Wiesel (Mustela Erminea *L.*).

Das große Wiesel, auch Feld= oder Waldwiesel genannt, ist vom Kopfe bis zum Schwanze 1 Fuß 2 Zoll lang und 2½ Zoll hoch. Der buschige Schwanz mißt 6 Zoll und endigt stets mit einer schwarzen Spitze. Der Körper des Wiesels ist schlank und geschmeidig, der Kopf spitz zulaufend, eben so dick als der Leib, der Hals lang und dünner als der Kopf. Das Wiesel schlüpft daher auch mit Leichtigkeit durch alle Klüfte und Ritze, sobald es nur den Kopf durch dieselben durchpressen kann. Man kennt bei uns zwei Arten, das rothbraune und das weiße Wiesel. Letzteres erscheint im Sommer gelblich. Das Wiesel hat ein äußerst scharfes Gebiß, am After zwei Drüsen mit einer bisamartig riechenden Feuchtigkeit, klettert vorzüglich und springt so gut wie das Eichhorn und der Baummarder von einem Baume zum andern, schwimmt sehr gut, macht oft Kegel wie der Hase, wittert und äugt vortrefflich und hält sich meist in Feld und Wald, unter Gesträuchen, Remisen, Stein= und Holzhaufen, in hohlen Bäumen, Maulwurfs=, Mäuse= und Hamsterröhren und unter den Ufern der Flüsse und Bäche auf. Stets hat es mehrere Zu= und Ausgänge zu seinem Schlupfwinkel. Im Winter zieht es sich in abgesondert liegende Gehöfte. Zu seinen Raubzügen benutzt es nur die Nacht. Es beschleicht allerhand zahmes und wildes Federvieh, Hasen, Kaninchen, ja selbst junge Reh= und Wildkälber, denen es in's Genick springt, sich hier fest einbeißt und das Blut so lange aussaugt, bis die Thiere, die sich durch wüthendes Herumrennen zu helfen suchen, todt niederstürzen. Nach Andern soll es denselben die Halsflechsen durchfressen und die Thiere dadurch tödten. Auch den Bienenstöcken soll das Wiesel großen Schaden zufügen. Fische, Eier und Honig gehören zu seinen Leckerbissen. Im März ranzt das Wiesel, 5 Wochen darauf bringt das Weibchen 3—8 Junge zur Welt, die etwa 9 Tage blind sind und von der Mutter über 4 Monate sorgsam genährt werden. In Hühnerställen und Tauben=

schlägen würgt das Wiesel gewöhnlich nur ein Stück, saugt demselben das Blut aus und nimmt ein anderes jüngeres Stück mit fort. Der Balg des rothbraunen Wiesels wird wenig geachtet, der des weißen als Hermelin theuer bezahlt. Die besten Hermelinfelle kommen aus Rußland und Norwegen.

---

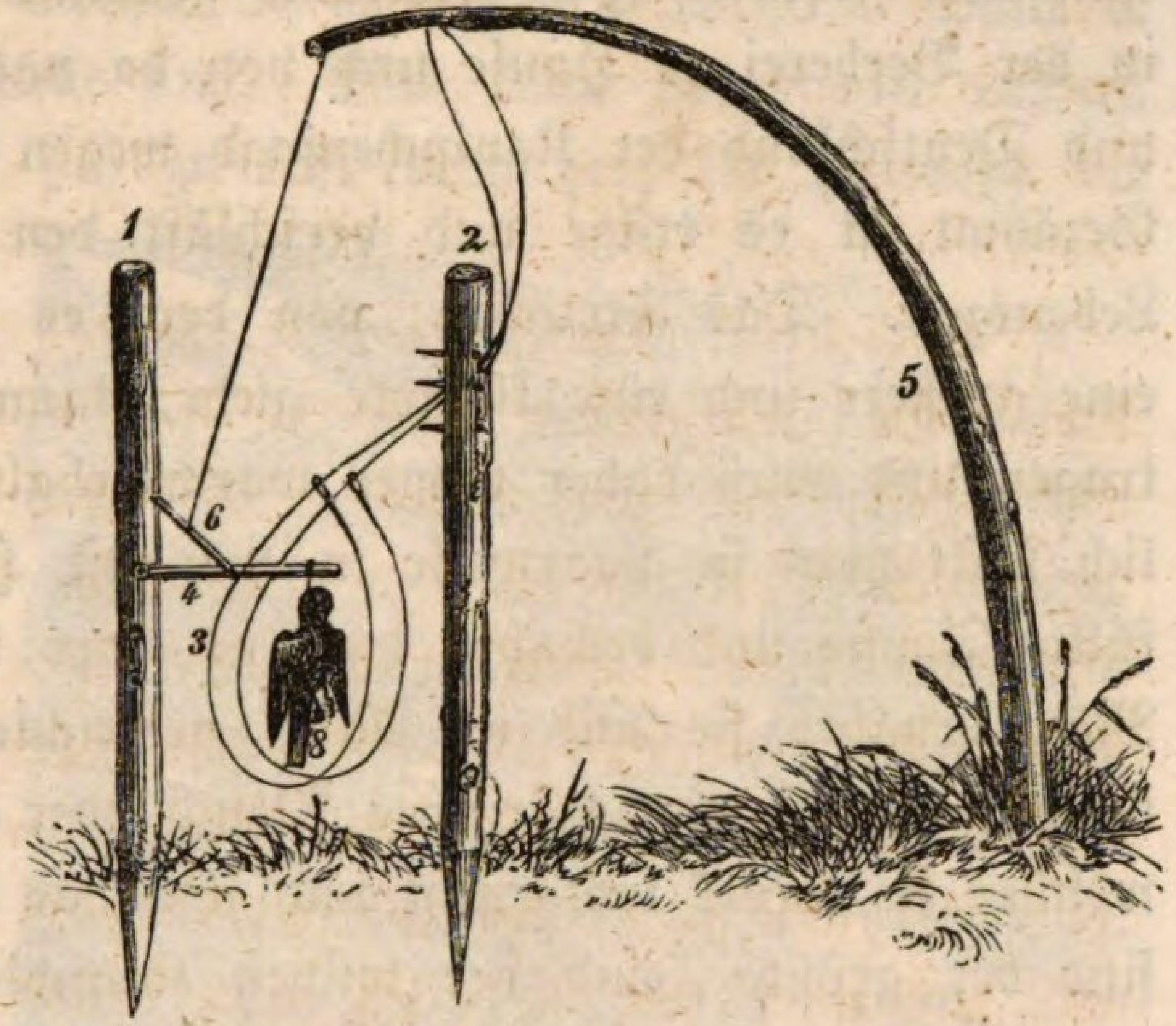
8) Das kleine Wiesel (Mustela vulgaris *L.*).

Das kleine Wiesel (auch Hermännchen, Hauswiesel genannt) kommt in Deutschland noch häufiger vor, als das große und unterscheidet sich von diesem nur in der Größe und Färbung. Seine Länge beträgt nur 6—7 Zoll, die des Schwanzes $1^1/_2$ Zoll und letzterer ist röthlich braun, läuft immer dünner zu und hat nie eine schwarze Spitze. Der Oberleib ist röthlich braun, Kehle, Unterhals, Brust und Bauch sind weiß. Im Norden kommen auch ganz weiße Wiesel vor. Das kleine Wiesel ist noch munterer und schneller, aber auch grausamer und mordsüchtiger als das große. In Bezug auf die Ranzzeit und deren Ergebnisse verhält es sich wie bei dem großen Wiesel. Das kleine Wiesel hält sich, namentlich im Winter, nur in Gebäuden und in deren Nähe unter Holzstößen, in Steinhaufen, Steinbrüchen, in Gärten und Maulwurfsfahrten, faulen Baumstämmen u. s. w. auf und tödtet alle warmblütigen Thiere, die es bewältigen kann, thut der Federviehzucht großen Schaden, delektirt sich an Eiern und mordet aus bloßer Mordgier, auch wenn es keinen Hunger hat, vertilgt aber auch Ratten, Mäuse, Hamster, Maulwürfe und Frösche. Seine erbittertsten Feinde sind der Dachs- und Spitzhund und der sonst so gutmüthige Storch. Die Spur des Wiesels ist die des Iltis, nur im verjüngten Maßstabe.

Jagdbetrieb.

Man fängt die Wiesel entweder in kleinen Tellereisen, in Fallen oder in Schleifen (Schlingen). Als Köder nimmt man

einen kleinen Vogel, ein Ei, eine mit Honig bestrichene trockene oder gekochte Pflaume oder ein paar in Gänsefett gebratene Maikäfer. Das Tellereisen kann eines von der kleinsten Art sein. Nachfolgende Fangweise in Drahtschlingen wird als sehr praktisch gerühmt.



1 und 2 sind zwei, etwa 10 Zoll von einander stehende, 18 Zoll lange, 12 Zoll über der Erde erhöhte Pfähle. In dem Pfahle 1 ist ein Kerb für das Stellholz 6 befindlich, in dem Pfahle 2 ein Loch, durch welches die Drahtschlingen, die aus ausgeglühtem feinen Messingdrath bestehen, laufen. Der Schnellstock 5 steht hinter den Pfählen und in gerader Linie mit diesen. So wie das Wiesel den Köder 8 erfaßt, der sich innerhalb der zwei Drahtschlingen 3 und 3 befindet, springt das Stellholz 6 aus der Kerbe und der Schnellstock schnellt hinauf.

Auch zu schießen ist das kleine Wiesel leicht, trotz seiner Kleinheit und Schnelligkeit. Man darf sich nur, wenn das Thierchen in seinen Schlupfwinkel gefahren ist, in der Nähe desselben ruhig aufstellen, worauf es in kurzer Zeit entweder aus demselben Loche, oder doch nicht weit davon aus Maulwurfsfahrten oder Mäuselöchern zum Vorschein kommen wird. Um sicher zu treffen, darf man aber nicht weiter als auf 25 Schritte schießen.

9) Das Frettchen (Mustela Furo *L.*).

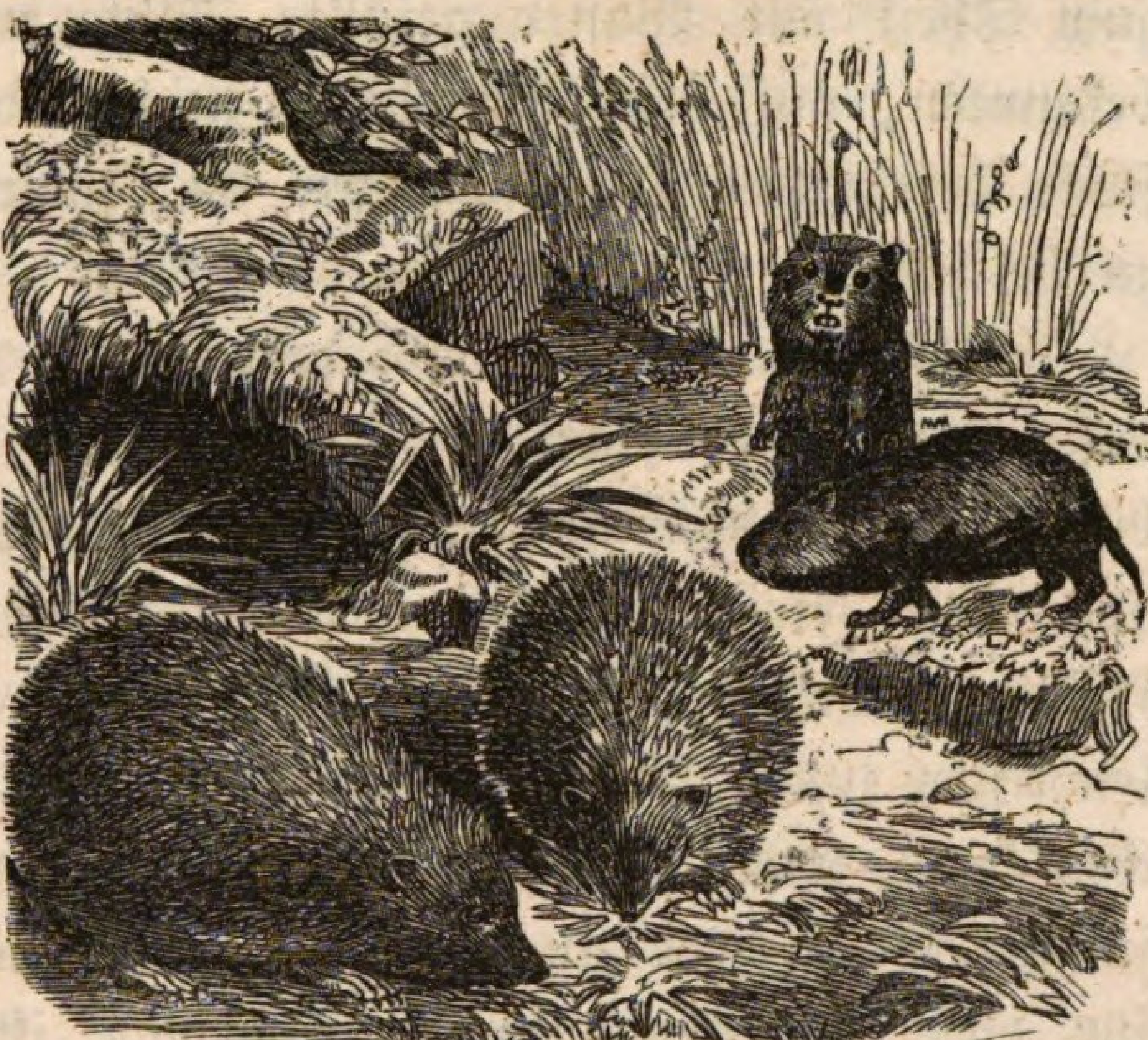
Das Frettchen gleicht an Größe dem Iltis, ist aber schlanker und gestreckter, auch sind Kopf und Schnauze spitziger. Die Farbe desselben ist stets gelblich weiß, doch giebt es auch braune, und diese werden Iltis-Frettchen genannt. Das Frettchen soll in der Berberei zu Hause und von da nach Spanien, Frankreich und Deutschland der Kaninchenjagd wegen gebracht worden sein. Gezähmt ist es träge und verschläft den größten Theil seiner Lebenszeit. Das Frettchen, von dem es angeblich zwei Arten, eine größere und eine kleinere giebt, kann die Kälte nicht vertragen und muß daher immer warm gehalten werden. Gewöhnlich steckt man sie paarweise in eine mit Heu oder Moos angefüllte Tonne und bewahrt diese in einer warmen Kammer auf. Man ernährt sie mit in Milch geweichter Semmel und giebt ihnen zuweilen etwas frisches Fleisch oder ein lebendes Kaninchen, welches sie sofort todtbeißen und ihm das Blut aussaugen. Sie sind der größte Feind der wilden Kaninchen und scheinen dazu geschaffen zu sein, der übergroßen Vermehrung derselben Schranken zu setzen. Sie ranzen 3 Mal im Jahr, werfen nach 6 Wochen 4—6 Junge, die über 14 Tage blind sind, nach 3 Monaten aber schon zur Jagd gebraucht werden können. Obwohl die Frettchen bei reinlicher Pflege selten erkranken, so kommen sie doch schon im Ankauf theuer zu stehen, und müssen zur Kaninchenjagd in der Jagdtasche oder in einem Körbchen, warm verwahrt, hin und her getragen werden. Man vergl. übrigens das beim Kaninchen hierüber Gesagte.

---

10) Der Hamster, der Maulwurf und der Igel.

In der neuern Zeit hat man auch den Hamster (Cricetus frumentarius *L.*), den Maulwurf (Talpa europaea *L.*) und den Igel (Erinaceus europaeus *L.*) zu den, den Jagdrevieren schädlichen Raubthieren gezählt. Alle drei leben allerdings auch von Fleisch und fressen, wenn sie dazu kommen können, kleinere

Thiere, Vögel und deren Eier. Nach unserer Ansicht dürfte das gefährlichste dieses Kleeblattes der Hamster sein, weil er überaus muthig, zornig und bissig ist, beim Ausgraben selbst den Menschen anspringt und beißt, und, was die Hauptsache ist, in manchen Jahren in ungeheurer Anzahl vorkommt, wie z. B. 1817 in der Umgegend von Gotha, wo man gegen 130,000 Stück in der nachbeschriebenen Falle fing. Man kann daher nur rathen, den Hamster, falls er sich zu sehr vermehrt, im Interesse der Jagd und der Landwirthschaft wegzufangen, da in letzterer Beziehung ein einziger Hamster fast einen Centner gutes reines Getreide in seine Vorrathskammern einträgt. Man fängt ihn am besten mit einem, etwas über eine Spanne langen und breiten Bretchen, in dessen Mitte sich ein rundes, im Durchmesser etwa 4 Finger breites Loch befindet. Durch die Umgebung dieses Loches gehen 3 mittelstarke, etwa 2 Zoll von einander abstehende eiserne Stifte, deren scharfe Spitzen unten nach oben und oben nach unten gekrümmt sind. An beiden Enden des Bretchens befinden sich Schleifen, durch welche Pflöcke geschlagen werden, womit die mit Erde überstreute Falle über der Hamsterhöhle befestigt wird. Der Hamster, er komme woher er wolle, kann ungehindert in die Falle eintreten, stößt sich aber sofort an die ihm entgegenstehenden oberen oder unteren Spitzen, prallt zurück und spießt sich nun in die andern, ihm früher unschädlichen Spitzen. Außerdem wird der Hamster auch vom Iltis und Wiesel wüthend verfolgt und sofort erwürgt.



Den Maulwurf würden wir für unschädlich, ja für nützlich erklären, da er bekanntlich eine Unzahl von Engerlingen verzehrt,

wenn nicht Heink in seiner kleinen Jagd in einer Anmerkung (S. 9) nachgewiesen hätte, daß in seinem eigenen Hause ein Maulwurf sich durch den Boden einer Parterrestube durchgewühlt und in Gegenwart seines Sohnes drei junge Rebhühner von der Bruthenne weggenommen und todtgebissen habe. Der Verbrecher wurde zwei Stunden später in einem kleinen Ratteneisen, worauf ein todtes Rebhuhn gebunden war, gefangen. Man wird daher die übergroße Vermehrung dieser Thiere durch eingegrabene, zum Theil mit Wasser gefüllte Töpfe und durch die allgemein bekannten, auf fast jeder Wiese zu sehenden, an einem Springstocke befestigten Drahtschlingen im Interesse der Jagd möglichst zu beschränken suchen müssen.

Dasselbe gilt auch von dem Igel. Für denselben spricht, daß er mehr in Gärten als in Feldern und Gehölzen lebt und bisher für unschädlich gehalten wurde; gegen ihn aber spricht, daß er im Freien auch kleinere Thiere, wie Mäuse, Frösche u. s. w. frißt und namentlich des Nachts auf den Beinen ist, wo er am leichtesten junge Häschen und Feldhühner auf dem Neste beschleichen kann, wobei, wenn ihm letztere ja entfliehen, er sich an der jungen Brut oder an den Eiern schadlos hält. Gewährsmann für diese erfahrungsgemäße Thatsache ist abermals unser verdienter Heink, indem er Seite 49 seiner oben angeführten Schrift erzählt, daß er einmal zufällig einen solchen Eierdieb bei Tagesanbruche belauscht habe. Man wird daher auch den Igel künftig mehr beachten und nöthigenfalls seiner zu großen Vermehrung Schranken setzen.

---

11) **Die Fischotter** (Mustela Lutra *L.*; Lutra vulgaris *Ok.*).

Die Fischotter hat die Größe eines geringen Fuchses; wenn sie stark ist, mit dem Schwanze, der halb so lang als der Körper ist, eine Länge von 4 Fuß, eine Höhe von 1 Fuß 2 Zoll und ein Gewicht von 30—40 Pfund. Der Kopf, den die Otter immer gesenkt trägt, ist dick und geht in eine breite, mit dicken

Lippen und einem scharfen und gefährlichen Gebiß versehene Schnauze über. Sie hat kleine Augen, kurze runde Ohren, kurze, dicke, mit Schwimmhäuten versehene, mit scharfen Klauen bewaffnete Läufe und einen kurzen Hals, welcher mit dem Leibe fast gleich dick ist. An der Schnauze hat sie zu beiden Seiten einen Knebelbart von 3 Zoll langen, silbergrauen steifen Borsten. Ihr Balg ist auf dem Rücken dunkelbraun, an Kehle, Brust und Bauch graulich, in der Sonne überall silberglänzend; er zeigt eine außerordentliche Elektricität, und wird bekanntlich sehr geschätzt, im Winter theuer bezahlt und zu Müffen, Hüten, Strümpfen, Schuhen, Jagdtaschen, und die einzelnen Haare zu Malerpinseln verarbeitet. Die canadischen, sogenannten Spiegelottern werden am meisten geschätzt. Das Männchen hat am Weidloche 2 Drüsen, das schlankere Weibchen aber am Geburtsgliede (der sogenannten Nuß) eine sackartige Falte, die alle drei eine bisamartig riechende Feuchtigkeit enthalten.

Die Otter schwimmt mit großer Leichtigkeit und zwar unter dem Wasser, muß aber von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche desselben, um Luft zu schöpfen, wenn sie auch nur die Nase aus dem Wasser reckt. Sie äuget, vernimmt und windet außerordentlich scharf. Im Allgemeinen ist sie sehr scheu, vertheidigt sich aber im Nothfall gegen Hunde z. B. sehr tapfer und nimmt wohl auch, wenn sie verwundet ist und Junge hat, den Jäger an. Sie ist dabei äußerst gefräßig und so mordsüchtig wie der Iltis. Die Fischotter hält sich in der Regel in großen Flüssen und Landseen auf, schwimmt aber auch in kleine Nebenbäche und Teiche, wo sie dem Fischbestande übel mitspielt. Sie macht sich keine eigentlichen Baue, sondern richtet sich wohnlich in hohlen Ufern und Wehren, in hohlen Bäumen, unter hohlen Baumwurzeln und sonstigen Löchern an Ufern, stets aber über dem Wasserstande, ein. Der Zugang zu ihrem Aufenthaltsorte geht aber immer aus dem Wasser hinauf. Im Nothfalle hält sie sich auch in benachbarten Fuchs- oder Dachsbauen auf. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Krebsen, Wasserratten, Mäusen, Fröschen und Wasservögeln. Sie schwimmt gewöhnlich stroman und verzehrt kleine

Fische gleich im Schwimmen, größere aber trägt sie der Gräten wegen ans Ufer, auf einen hervorragenden Stein oder auf eine Sandbank. Dabei geht sie nur des Nachts auf Raub aus; am Tage liegt sie still im Baue. Das Laufen fällt ihr schwer, sie sucht daher immer bald wieder ins offene Wasser zu kommen. Zuweilen lauert sie auch auf hervorragenden Steinen oder Baumstöcken den vorbeischwimmenden Fischen, unter denen die Forelle ihr Lieblingsgericht ist, auf und stürzt sich pfeilschnell auf dieselben. Im Winter geht sie, meist bei Mondschein, durch die in



das Eis gemachten Oeffnungen (auch Wuhnen genannt) ins Wasser, um zu fischen, und weiß auch wieder den Ausgang zurück durch dasselbe Loch zu finden. Wenn sie bei Fluthwasser in Bäche oder Teiche geht, hält sie sich in der Regel nicht lange darin auf.

Die Otter ranzt im Januar und Februar, wobei sie das Weibchen durch ein lautes Pfeifen lockt. Das letztere wirft nach 9 Wochen in einer Uferhöhle 2—4 Junge, die 9 Tage blind, im zweiten Jahre aber schon fortpflanzungsfähig sind. Sie sehen jung sehr häßlich und mißgestaltet aus, lassen sich aber leicht

zähmen und zum Fischfang abrichten. Junge und Alte sonnen sich gern auf Steinen und Baumstöcken, gehen oft, und zwar meist aus tiefem Wasser, aufs Land (ihre sogenannten Ausstiege) und lassen in der Regel auf dem Lande ihre Losung zurück. Wenn sie den Fluß eine Strecke hinaufgegangen sind, kehren sie in der dritten oder vierten Nacht wieder in ihre Wohnung zurück. In katholischen Ländern gehören die Ottern zu den Fastenspeisen; ihr Fleisch schmeckt aber widrig und thranig. Die Spur der Fischotter gleicht der des Marders, ist aber an der deutlich ausgedrückten Schwimmhaut leicht erkennbar.

Jagdbetrieb.

1) Der Anstand oder Ansitz. Hat man die Spur der Otter entdeckt und den Ort, wo sie des Nachts eine Sandbank, ein Wehr oder eine seichte Stelle passirt, oder aus tiefem Wasser ihren Ausstieg nimmt, um ihre Losung aufs Land, meist aber hinter einen weißen Stein zu legen, so stellt man sich in mondhellen Nächten mit gutem Winde nicht weit von diesen Päßen möglichst verborgen an, und sucht die Otter so zu treffen, daß sie auf der Stelle bleibt, weil sie sonst in der Regel verloren ist, indem sie schwer verwundet untertaucht und sich an Baumwurzeln festbeißt. In der Regel verräth sie ihr Ankommen durch das Geplätscher, welches sie im Wasser macht, oder durch ihr schnaufendes Athemholen oder durch ihr Lockpfeifen. Je seichter die Stelle ist, die sie passiren muß, desto besser ist der Schuß anzubringen, nur überlege man nicht lange, da die Gelegenheit schnell vorübergeht und schieße nicht, wenn die Otter im tiefen Wasser ist. Wenn man helle Sommernächte zum Anstand wählt, leidet auch die Gesundheit des Jägers nicht dabei. Außerdem kann man die Otter auch beschleichen und schießen, wenn sie sich auf Steinen oder Baumstöcken sonnt, was jedoch bei ihren scharfen Sinnen und ihrer Menschenscheue selten gelingt.

2) Das Treibjagen. Hat man Ottern an einem kleinen Flusse oder Bache im Sande oder Schnee gespürt, so besetzt man am Tage alle seichten Stellen mit Schützen und sucht mit Wasser-

hunden, Dächseln oder Hatzhunden sowohl Wasser als Ufer sorgfältig ab, indem man gleichzeitig von mehreren Menschen die hohlen Ufer mit langen Stangen beunruhigen läßt. Die Ottern gehen dann aus ihrem Versteck heraus, suchen sich stromauf- oder abwärts zu retten und werden dabei leicht geschossen.

3) Der Fang in Netzen. Ein früher sehr gebräuchlicher, von den sogenannten Otternfängern ausgeübter Jagdbetrieb, welcher in der neuern Zeit sehr mit Unrecht fast ganz vernachlässigt ist. Man legt in einem Bache oben und unten ein sogenanntes Otternnetz vor (dasselbe besteht aus zwei 6 Fuß hohen Flügelwänden, zwischen welchen ein 6 Fuß weiter und 16 Fuß langer Netzsack angebracht ist, der in der Mitte mittelst einer langen Schnur, die der Jäger in der Hand hält, von Außen zugezogen werden kann), zieht mittelst eines am oberen Garne befindlichen Heftels den Sack gegen den Strom an, stellt bei jedem Netze einen Jäger mit einem Gehilfen an, und beunruhigt dann den Bach durch Menschen und Hunde, wie beim Treibjagen. Die Otter geht alsdann unfehlbar in einen der Säcke, der, sowie dies der Jäger fühlt, zugezogen und ans Land geworfen und in demselben die Otter todt geschlagen wird. Diese Fangweise ist im Allgemeinen sicher, leicht, angenehm und nicht kostbar, nur darf das Wasser nicht zu breit sein.

4) Der Fang im Eisen. Man kann hierzu entweder das Tellereisen oder den Schwanenhals gebrauchen, doch müssen beide mit nachstehender Witterung gut verwittert sein. 8 Loth frisches Schweine- oder Gänsefett zerlasse man in einem neuen irdenen Tiegel über gelindem Kohlenfeuer, thue alsdann $1/2$ Quentchen zerstoßene Baldrianwurzel, 4 Gran Biebergeil, 3 Gran Campher und $1/2$ Gran Moschus, letztere beide beim Wegnehmen vom Feuer hinzu, rühre Alles wohl durch einander, seihe es durch und verwahre es in einem gläsernen oder irdenen, mit einer Blase zugebundenen Gefäße an einem kühlen Orte auf. Beim Gebrauch verwittert man sowohl Eisen, als Abzugsbrocken und Hände mit dieser Witterung und beachtet überhaupt alle beim Fuchsfange in Bezug auf das Eisen angegebenen Reinlichkeits-

und sonstigen Vorsichtsmaßregeln. Zum Stellbrocken nimmt man entweder einen frisch getödteten Krebs, einen kleinen Fisch, namentlich eine kleine Forelle, oder auch einen kleinen Vogel. Man legt dann das Eisen, welches die hinlängliche Stärke und Federkraft haben muß, bei einem sogenannten Ausstiege, in die Nähe einer frischen Otter-Losung, welche man sehr leicht an den darin enthaltenen Gräten und Krebsschalen erkennt, und zwar so nahe als möglich am Wasser, und befestigt das Eisen jedenfalls an einer gehörig verwitterten und mit Erde oder Sand bedeckten Kette, die so lang sein muß, daß sich die gefangene Otter mit dem Eisen in's Wasser stürzen kann, wo sie unfehlbar ersäuft, wogegen dieselbe, wenn sie wegen der Kürze der Kette nicht ins Wasser springen kann, sich losarbeitet oder sich wohl gar das Bein abbeißt. Daß man das Eisen übrigens beim Legen wie gewöhnlich in den Sand oder Rasen einschneidet; dafür sorgt, daß der Abzug unbehindert bleibt; das Eisen mit Erde oder Gras, überhaupt der Umgebung möglichst ähnlich bedeckt und auf den Teller oder Abzug einen Fingerhut voll Witterung auftröpfelt, versteht sich von selbst. Liegt der Ausstieg an einer seichten Stelle, so ist es am zweckmäßigsten, das Eisen vor dem Ausstiege ins Wasser zu legen, so daß es etwa 3—4 Zoll von letzterem überdeckt ist. Befindet sich die Losung zu weit vom Wasser enfernt, oder an einer Stelle, wo das Eisen gar nicht angebracht werden kann, so hebt man die Losung nebst dem Rasen mit einer Schaufel ab und bringt sie an eine passendere Stelle; darf aber dann das Eisen erst legen, wenn die Otter diese Stelle ein oder zwei Mal betreten hat. Man kann die Otter übrigens auch ködern. Es ist nämlich Erfahrungssache, daß dieselbe, sowie auch Hasen und Kaninchen, ihre Losung gern an einem weißen Stein zurückläßt. Man legt daher an einer passenden Stelle auf den Sand oder Rasen einen weißen Stein, macht daneben eine kleine Anhöhe von 2 Fuß im Durchmesser und etwa 5 Zoll Höhe und legt auf diese so lange stets einen frisch gefangenen Fisch, bis ihn die Otter weggenommen und dafür ihre frische Losung zurückgelassen hat. Nun legt man das Eisen und ist des Erfolges

sicher. Eben so kann man das Eisen in einen engen Canal oder seichten Verbindungsgraben legen, durch welchen die Otter aus dem Flusse in einen Teich oder in eine Lache schwimmt. Nöthigenfalls kann man hier das Eisen auch auf einen künstlichen Rasenhügel, 3—4 Zoll unter das Wasser, bedeckt mit Wassermoos legen und hängt darüber ein mit Witterung bestrichenes Schilfstengelchen. Der Fang ist um so gewisser, wenn man gleichzeitig die Passage noch mit Gesträuch verengen kann. Uebrigens muß man das Eisen alle Morgen nachsehen, indem oft Wasserratten dasselbe unterwühlen.

Außer der Fisch- oder Flußotter giebt es auch noch eine Sumpfotter, auch Krebsotter, Steinhund, Nörz, Wasserwiesel u. s. w., systematisch aber Mustela lutreola oder Lutra minor genannt. Dieselbe ist kleiner als die Fischotter, hat eine weiße Schnauze und weiße Schwimmhäute, gleicht aber sonst mehr dem Iltis. Sie gehört dem Norden von Europa an und kommt in Deutschland, außer zuweilen in Schlesien und in den Ostseeländern, höchst selten vor. Ihr Balg ist von geringerem Werthe als der der Fischotter, der Jagdbetrieb aber in Allem dem bei der letzteren angegebenen gleich.

Dritte Abtheilung.

Jagdbare Vögel.

A. Jagdbare Nutzvögel.

a) Hühner= und taubenartige Vögel.

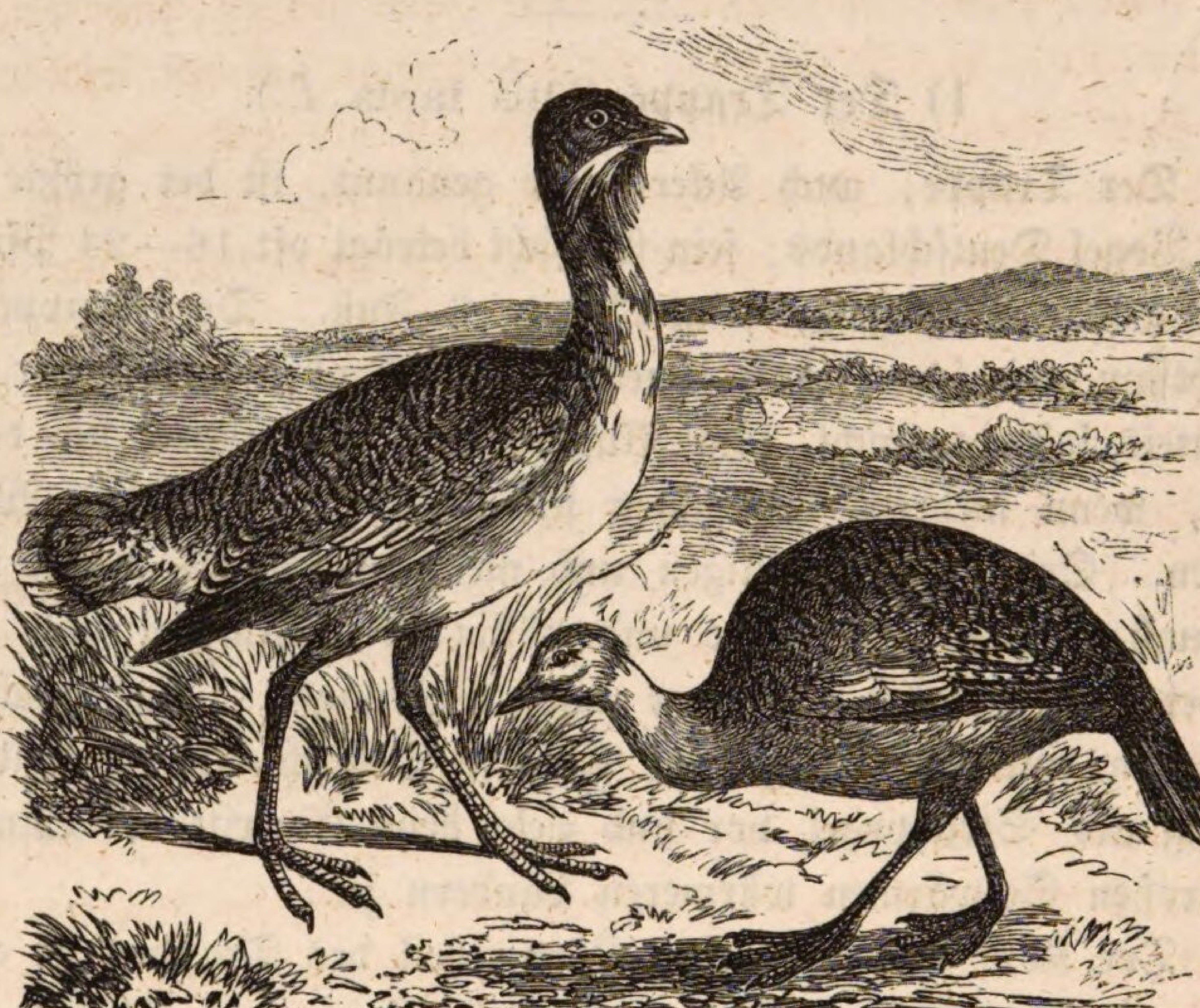
---

1) Der Trappe (Otis tarda *L.*).

Der Trappe, auch Ackertrappe genannt, ist der größte eßbare Vogel Deutschlands; sein Gewicht beträgt oft 16—24 Pfund, seine Länge $3^1/_2$ Fuß, seine Breite 6 Fuß. Der Trappe ist furchtsam und scheu, läuft schnell, kann sich aber nur schwer, bei Glatteis fast gar nicht, zum Flug erheben, und sichert sich daher stets, wenn mehrere beisammen sind, durch ausgestellte Wachposten. Seines schwerfälligen und niedrigen Fluges wegen liebt er auch vorzugsweise weite und völlig ebene Flächen und vermeidet, wo möglich, Gebirge und Waldungen. In Sachsen, Schlesien und andern großen Ebenen Deutschlands kommt er häufig als Strichvogel vor und zieht beim Eintritt des Winters in großen Schwärmen wärmeren Ländern zu.

Der Kopf und der obere Körpertheil des Trappen ist aschgrau mit braunen und schwarzen Wellenlinien und Flecken; der Hals fast kahl, Brust, Bauch, Schenkel und die unteren und vordern Deckfedern der Flügel weiß. Zur Seite der Wangen und hinter dem Gehör hat der Trapphahn weißgraue buschige Federn, und an beiden Seiten des Unterkiefers hängen 8 Zoll lange, schmale, weißliche Bartfedern fächerförmig herab. Der Henne, welche kleiner als der Hahn ist, fehlt dieser Bart, auch ist ihr Gefieder weniger lebhaft. Der Schnabel des Trappen ist fast 3 Zoll lang, gerade, vorn etwas übergebogen, stark, graubraun; der Augenstern rothgelb. Unter der Zunge befindet sich ein weiter Wassersack, der angeblich gegen 6 Pfund Wasser fassen

soll, welches ihn nach Einigen gegen den Durst schützen, nach Andern aber ihm, von einem Raubvogel verfolgt, zu seiner Vertheidigung dienen soll, indem er es seinem Gegner in's Gesicht spritzt. Andere halten diesen Sack jedoch mehr für einen Luft-, als für einen Wasserbehälter. Die Füße des Trappen sind hoch, stark, schwarzschuppig, mit 3 Vorderzehen versehen; anstatt der Hinterzehen ist eine Art von Sohle an den Füßen vorhanden. Nägel an den Zehen stumpf, wenig gebogen, hornfarbig.



Der Trappe geht seiner Nahrung, welche in Getreidesamen, Saatblättern, Kohl, Mohrrüben, Kräutern, Insekten, Würmern u. s. w. besteht, nur bei Tage nach. Zur Beförderung der Verdauung verschluckt er auch häufig kleine Kieselsteine. Seine Ausdünstung hat einen eigenthümlichen starken Geruch. Junge Trappen geben einen zarten und wohlschmeckenden Braten, die alten sind dagegen hart, fast ungenießbar. Die Federn des Trappen werden wie die Gänsefedern benutzt.

Der Trappe begattet sich im März und April und kämpft dabei hitzig um das Weibchen, wobei er die Schwanzfedern aus-

breitet und sich gleich dem Truthahn aufbläßt. Die Henne macht, gewöhnlich in jungen Roggenfeldern, ein kunstloses Nest, legt in dasselbe 2—4 olivengrüne, braungefleckte, sehr hartschalige Eier von der Größe der Gänseeier und brütet dieselben binnen 30 Tagen aus. Während dieser Zeit paart sich der Herr Gemahl einem andern Weibchen an, weßhalb man den Trappen im Allgemeinen der Polygamie bezüchtigt. Die Jungen laufen sogleich mit der Mutter davon, welche sehr zärtlich für sie sorgt und dieselben im hohen Getreide möglichst verbirgt. Sie bleiben auch bei der Mutter bis zum Spätherbst, wo die Henne sich erst wieder an den Hahn anschließt. Erst im andern Jahre sind die Jungen ganz ausgewachsen, und die Hähne bekommen auch dann erst ihren Federbart. Die Feinde der Hasen und Rebhühner sind auch die der Trappen und ihrer Brut.

Jagdbetrieb.

Den Alten ist schwer nahe zu kommen, wenn man nicht durch eine Hecke, einen Hohlweg oder durch einen Nebel begünstigt wird. Sie werden deshalb auch meistens mit der Büchse geschossen. Das Anschleichen gelingt noch am Besten, wenn sich der Jäger in eine Bauerfrau mit einem Korbe auf dem Rücken verkleidet und das Gewehr dabei wie einen Spazierstock handhabt, oder wenn man den scheuen Trappen mit dem Schießpferde, mit einem Wagen oder Schubkarren nahe zu kommen versucht. Bei Glatteis soll man sie oft mit den Händen ergreifen und fangen können; dies ist jedoch natürlich nur in südlichen Gegenden der Fall, wo sie wie z. B. am Rhein und im Elsaß, sich auch im Winter aufhalten. Auch will man sie schon mit Windhunden gefangen haben; dies scheint jedoch unsrer Ansicht zu Folge nur möglich zu sein, wenn sie noch sehr jung sind, oder auch da, wo man ihnen große, inwendig mit Vogelleim ausgeschmierte Düten, in denen sich einige Getreidekörner oder auch sogenannte Kohlherzchen befinden, auf ihre Weideplätze legt, worin sie mit dem Kopfe stecken bleiben und dann allerdings den Hunden nicht gut entfliehen können. Auch Schwanenhälse und Schlingen legt man denselben; doch ist

diese Fangart sehr unsicher. Im Elsaß soll man im Winter Schlaggarne für sie stellen, mit einem Zugseile von der Länge eines Ackers, und dieselben durch ausgestopfte Trappenbälge und dazwischen gesteckte Kohlköpfe in das Netz zu locken suchen. Das Anfahren mit einer sogenannten Karrenbüchse, welche aus mehreren übereinander liegenden, durch ein gemeinschaftliches Schloß abzufeuernden, durch Buschwerk verblendeten Gewehrläufen besteht, ist kostbar und ebenfalls oft vergeblich. Am Besten überlistet man die Trappen, wenn man sich im September, wo sie am fettesten sind, und überhaupt im Spätherbst auf ihren Weideplätzen und namentlich in Rappsfeldern Schießlöcher in die Erde gräbt und diese oben mit Erde oder strohigem Dünger dachförmig verblendet, oder auch das Dach einer schon lange vorher angelegten Erdhütte geradezu mit Rapps besäet, und dann daraus den Trappen beim Weiden oder im Vorüberziehen einen Schuß beizubringen sucht. Bedient man sich hierzu starker Schrote, so muß man den Schuß immer zwischen die Federn, also von rückwärts anzubringen suchen.

Die jungen Trappen sucht man in den Kornfeldern, wo dieselben ausgebrütet wurden, noch ehe sie vollkommen ausgewachsen und flügge sind, mit Hühnerhunden auf und schießt sie beim Herauslaufen aus den Getreidefeldern oder läßt sie auch von Hunden fangen, wobei, da sie noch nicht fliegen können, Windhunde gut zu gebrauchen sind.

---

2) Das Feld- oder Rebhuhn.

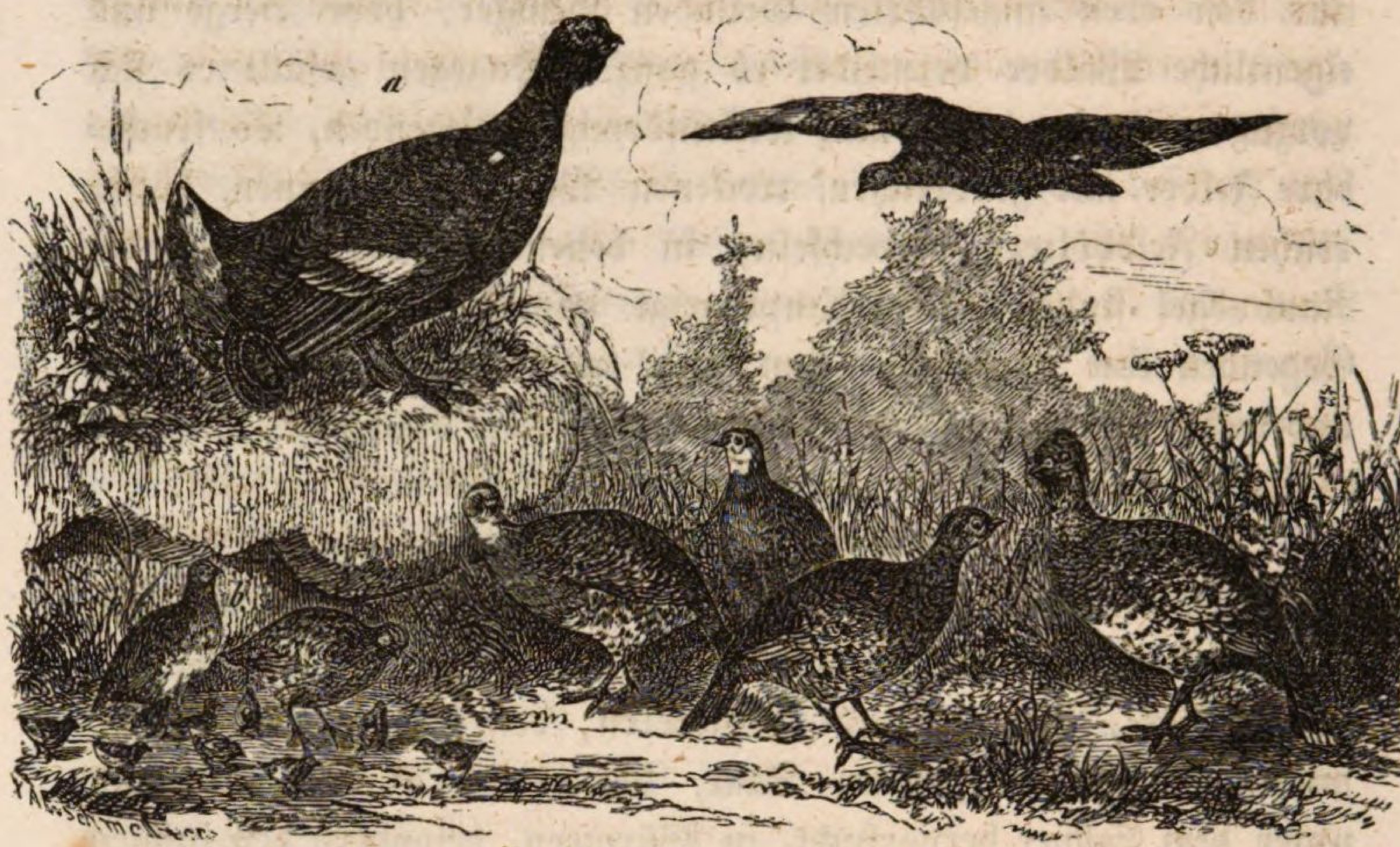
(Tetrao perdix *L.* — Perdix cinerea *Lam.*)

Das Rebhuhn ist ein Standvogel, d. h. es liebt vorzugsweise den Distrikt, wo es jung geworden und verläßt denselben nur ungern für immer oder auf Zeit der Aesung wegen oder je nachdem es mehr oder weniger beunruhigt wird. Am liebsten hält es sich in warmen, fruchtbaren Feldern mit starkem und schützenden Getreidewuchs, besonders im Sand- oder sandigem Lehmboden auf, wo es unbehindert scharren kann. Auch verzieht

sich in solchem Boden bei starkem Regen das Wasser schneller und es klebt derselbe beim Aufsuchen der Aesung nicht an die zarten Ständer (Füße) an. Schweren Boden liebt das Rebhuhn aus den eben angeführten Gründen weniger, hohe Berge und eigentliche Wälder vermeidet es ganz. Dagegen gefällt es sich vorzugsweise in, wenn auch wellenförmigen Gegenden, wo fruchtbare Felder mit grasreichen, trockenen Wiesen und kleinen, buschreichen Feldhölzern abwechseln, in denen es Schutz gegen die Raubvögel findet. Ueberhaupt zeigt das Rebhuhn für gewisse Gegenden eine natürliche, zum Theil noch unerklärte Sympathie und mehrt sich auch in denselben ohne besondere Nachhilfe, während es in andern trotz aller angewandten Sorgfalt nicht gedeiht.

Die Nahrung des Rebhuhns besteht in Getreidekörnern (Weizen, Gerste, Erbsen, Buchweizen, Hirse u. s. w.), grünen Gras- und jungen Kräuterspitzen, Kohlblättern, verschiedenen Grassamen, Wachholder-, Brom-, und Weinbeeren, den teigen Früchten der wilden Rosen, in grüner Saat, die es im Winter scharrend unter dem Schnee hervorsucht, in Würmern, besonders den jungen schwarzen Ackerschnecken, und Käfern. Zur Beförderung der Verdauung nimmt es auch Sandkörner und feinen Kies zu sich. So lange die Jungen noch nicht ausgewachsen sind, halten sich die Rebhühner aus Furcht vor Raubvögeln in der Nähe von Gebüschen und Waldungen auf, im Herbst streichen sie in die Weinberge oder weit ins offene Feld hinein, im Winter aber ziehen sie sich der Aesung wegen in die Nähe der Dörfer und Gärten, und lassen sich in letztern oder auch im offenen Felde bei Schneegestöber, in einem Haufen dicht zusammengedrängt, um sich gegenseitig zu erwärmen, völlig verschneien, und kommen erst dann wieder zum Vorschein, wenn das ungestüme Wetter vorüber ist. Die Jungen bilden mit den Eltern eine Familie — gewöhnlich „Volk oder Schaar" genannt — deren Führer der alte Hahn ist, und bleiben mit diesen so lange zusammen, bis die Paarungszeit eintritt, wo sich die Gesellschaft paarweise trennt oder wie der Jäger sagt, in Paaren auseinanderfällt. Dies geschieht bei milder Witterung oft schon im Februar; wenn aber

bald darauf wieder strenge Kälte eintritt, vereinigen sich wohl auch die gepaarten Hühner wieder zu Völkern, um sich vereint besser gegen die Einwirkung des Frostes schützen zu können.



a Birkhuhn. b Wachtel. c Rebhuhn. d Haselhuhn.

Auch bei den Rebhühnern findet sich, wie bei den Hasen, die Eigenthümlichkeit vor, daß das männliche Geschlecht in überwiegender Mehrzahl vorhanden ist. Man räth daher fast allgemein, im Anfange der Paarungszeit einen Theil der Hähne wegzuschießen, da der Hahn um diese Zeit noch ziemlich weit von den Hennen entfernt liegt, später aber, wenn er näher an diese heranrückt, nicht mehr ohne Gefahr für letztere im Sitzen geschossen werden kann. Um nun im Stande zu sein, die Hennen möglichst zu schonen, muß man sich die größtentheils vom Gefieder entnommenen, sichtbaren Unterscheidungszeichen zwischen Hahn und Henne genau einprägen.

Das Rebhuhn hat im Allgemeinen am Oberleib und an den Seiten ein aschgraues Gefieder; in manchen Gegenden aber spielt dasselbe ins Weißliche über, ohne dadurch gerade eine besondere Abart zu charakterisiren. Die Brust sieht fast bläulich aus; Schläfe, Stirn, Kehle und der Schwanz sind braunroth, eben so

die Schwungfedern. Der Hahn hat einen stumpfen Sporn an jedem Fuß, welcher der Henne ganz fehlt, ferner einen hufeisenförmigen kastanienbraunen Fleck (Schild) auf der untern Brust, der bei der Henne zwar auch, aber weniger deutlich vorhanden und mit eingesprengten weißen Federn untermischt ist, und eine röthere Färbung der Federn auf Kopf, Rücken, Schwanz und an den Schwungfedern, als die Henne. Diese ist am Unterleibe heller, als der Hahn und hat einen helleren warzigen Fleck am Auge. Wenn die Jungen vollkommen ausgewachsen sind, sind sie von den Alten fast nur allein an der Form der äußersten letzten Schwungfedern zu unterscheiden, welche nach der ersten Mauserung spitzig, im folgenden Jahre aber abgerundet erscheint. Die Füße (Ständer) sind bei den Jungen anfangs gelb behäutet, dann weißlich, ausgewachsen bräunlich, fleischfarben, nach einigen Jahren fast schwarz. Das beste Mittel Hahn und Henne bald unterscheiden zu lernen, ist das öftere Umgehen, Aufjagen und scharfe ins Auge Fassen der gepaarten Hühner im Frühjahre und das sorgfältige Untersuchen der geschossenen Hühner im Herbst, wobei das Vor- oder Nichtvorhandensein des Spornes den sichersten Beweis abgiebt, ob man sich im Erkennen des Geschlechtes getäuscht hat oder nicht. Darauf, ob in der Paarzeit der Hahn oder die Henne zuerst aufsteht, ist kein Werth zu legen, indem dies reiner Zufall zu sein scheint; dagegen steht allerdings, wenn das ganze Volk beisammen ist, also im September, der Hahn, als Führer desselben, in der Regel zuerst auf.

So lange die Hühner vor dem Jäger liegen, nicht aber im Laufen oder gar im Fluge, bleibt der röthere Kopf des Hahnes das einzige Unterscheidungszeichen desselben; beim Laufen oder im niedrigen Ausstreichen die hellere und röthere Färbung der Flügeldeckfedern und des Rückens; beim Aufstieben, je nach der Richtung, welche die Hühner nehmen, entweder das Brustschild oder der röthere Rücken und Schwanz. Auch breitet die Henne im Fluge den Schwanz fast immer mehr aus, als der Hahn, woran letzterer ebenfalls zu erkennen ist.

Von Mitte März an darf kein Hahn mehr geschossen werden;

denn sobald die Hühner fest gepaart sind, soll man sie nicht mehr trennen. Andere rathen, das Wegschießen der Hähne im Frühjahre ganz zu unterlassen, oder doch wenigstens nur mit der größten Vorsicht vorzunehmen, weil das Mißverhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht ohne Folgen zu sein scheint und die Natur schon selbst die große Zahl der Männchen durch Raubvögel lichtet, und zwar nicht weil diese den Hahn besser an seinen Farben erkennen, sondern weil sich der Hahn durch seine größere Unruhe und Wachsamkeit mehr der Gefahr aussetzt und fast immer auf Vorposten steht. Diejenigen, welche sich für das unbedingte Wegschießen der Hähne im Frühjahr erklären, behaupten dagegen, daß ungleich mehr Hennen durch Raubzeug aller Art, so wie durch Sense und Sichel auf dem Neste zu Grunde gehen, als Hähne; daß vorgefundene Nester größtentheils Hennen angehören und letztere der steten Verfolgung überzähliger Hähne ausgesetzt sind, so daß sie nicht nur am regelmäßigen Legen behindert werden, sondern auch häufig Nest und Brut, um nur den lästigen Zudringlichkeiten der Hähne zu entgehen, verlassen müssen. Eine Ausgleichung findet dieser Streit in dem vernünftigen Rathe unseres braven Heink, das Schießen der Hähne im Frühjahre nur auf ein Minimum zu beschränken, dagegen aber im Spätherbst die Rebhühner einzufangen, die Hähne sofort zu tödten, die unbeschädigten Hennen aber, wobei namentlich die älteren zu berücksichtigen sind, da diese mehr Eier legen, sofort wieder auszusetzen, womit sich auch der treffliche Diezel einverstanden erklärt, indem, wie er hinzusetzt, dies Verfahren jede andere Verminderung der Hähne im Frühjahr überflüssig macht und eine vermehrte Zuzucht der Hühner im Reviere sichert.

Die Henne fängt gewöhnlich erst Anfang oder Mitte Mai an, in ein kunstlos auf gleicher Erde angelegtes Nest 9—17 Eier zu legen und brütet dieselben in 21 Tagen aus. Der Hahn bleibt immer in der Nähe des Nestes, unterstützt die Henne durch seine Wachsamkeit und Sorgfalt und begleitet sie, wenn sie aufsteht, um Nahrung zu suchen. Bei weniger als 9 Eiern in

einem Neste ist das erste Gelege durch einen Zufall verunglückt, bei mehr als 17 Eiern haben in der Regel zwei Hennen in dasselbe Nest gelegt. Die Jungen laufen, sowie sie ausgebrütet sind, zum Theil noch mit der Eierschale auf dem Rücken, ihren Eltern nach. Ihre erste Nahrung besteht in zartem Gewürm, später in gröberer Weide. Sie werden in der ersten Zeit von der Mutter mit den Flügeln bedeckt, bei annähernder Gefahr von der Alten sorgfältig gewarnt, wobei sie sich verkriechen, während der Hahn durch Geschrei, ängstliches Flattern und wiederholtes kurzes Einfallen den Feind von dem Ort, wo sich die Jungen befinden, wegzulocken sucht. Gelingt dies, so lockt die Mutter die Jungen wieder zusammen und auch der alte Hahn findet sich wieder bei ihnen ein. Nach 14 Tagen fangen die Jungen schon an zu flattern; zu wachsen und stark zu werden aber erst, wenn sich das Schild ausbildet. Um diese Zeit und noch vorher erkennt man den jungen Hahn an dem etwas mehr bläulich gefärbten Halse, besonders aber an den vordersten Deckfedern der Flügel, welche meist röther sind, als bei den Hennen. Findet man in einem Neste in der Mitte zerbrochene Eierschalen, so sind die Jungen ausgeschlüpft; ist es anders, so haben entweder Raubthiere oder Menschenhände das Nest vernichtet. Im letzteren Falle macht die Henne ein zweites Gelege von 6—8 Eiern; die Jungen bleiben jedoch schwach und werden leicht den Raubvögeln, ja selbst Krähen und Elstern zur Beute. Unzuverlässige Hunde muß man während der Brütezeit von den Nestern entfernt halten, sie erfassen sonst die Hennen auf dem Neste und die Eier sind verloren.

Schon a. d. Winckell klagt über Abnahme der Hühner; in der Neuzeit werden diese Klagen noch häufiger gehört. Als Ursachen bezeichnet man: 1) Den Verfall der Jägerei überhaupt und das gesunkene Ansehen des Jägers beim Landmanne insbesondere. 2) Die unverantwortliche Schonung der revierenden Hunde und Katzen des Landmanns und die Nachlässigkeit in der Vernichtung des Raubzeuges aller Art. 3) Die Zügellosigkeit der Bauerjungen im Aufsuchen von Vogelnestern und im Durch-

streifen von Wald und Feld, während der Satzzeit, angeblich um Blumen zu suchen. 4) Die überhand genommene Wilddieberei und namentlich das Stellen von Dohnen und Schlingen, und den unbefugten Nachtfang mit dem Netze. 5) Das Ausrotten von Hecken und Remisen im Felde. 6) Die strengen Winter, in welchen die Hühner mehr aus Hunger als aus Kälte zu Grunde gehen. 7) Die schlechte Witterung im Frühjahr und Sommer. 8) Den stärkeren Anbau der Klee- und Oelsaat. 9) Das Dezimiren der einzelnen Völker bis zu einem Bruchtheile, wodurch dieser nicht mehr im Stande ist, sich sowohl genügend gegen die Kälte als gegen das Raubzeug zu schützen, und endlich 10) das tägliche Begehen des Revieres mit zu vielen Hunden, um letzteren die Felddressur zu geben.

Den Punkten 1—5 läßt sich durch ein kluges und gemessenes Benehmen des Jägers und durch eine stete, unausgesetzte Fürsorge für das Gehege abhelfen. Strenge Winter gehören seit Jahren zu den Seltenheiten. Gegen starke Gewitter mit heftigen Regengüssen oder gar Schloßen im Frühjahr und Sommer, oder gegen übergroße Nässe im Sommer giebt es leider keine Abhilfe. Anhaltende Nässe namentlich während der Brütezeit und unmittelbar nach dem Ausschlüpfen der Jungen, ist höchst verderblich; die arme Henne kann das Nest nicht mehr trocken erhalten, die Eier erkalten und verderben, und die bereits ausgeschlüpften Jungen erstarren vor Nässe und Kälte. Durch den stärkern Anbau der Klee- und Oelsaat werden die Hennen verleitet, ihre Nester in dem sich rasch entwickelnden und anlockenden Grün anzulegen, und werden dadurch bei der ungleich früheren Ernte des Klees und der Oelsaat unrettbare Opfer der Sense und Sichel, oder doch jedenfalls ihre Brut. Um dies möglichst zu verhindern, darf man kleine Geldopfer nicht scheuen, und muß sich mit diesen die Erlaubniß erwirken, die Paarhühner in den Klee- und Oelsaatfeldern aufzusuchen, zu beunruhigen und zu verscheuchen, damit sie nicht in denselben nisten. Freilich stehen dem oft die Bestimmungen der Feldpolizei entgegen. Jedenfalls ist dies Verfahren sicherer zum Zweck führend, als Heink's Rath, um die

Geniste herum etwas Frucht stehen zu lassen. Handelt es sich hierbei aber nur um die Frage: Soll man die bei solcher Gelegenheit gefundenen Eier einsammeln und durch Truten oder Haushühner vollends ausbrüten oder dieselben liegen lassen, wo sie gefunden worden sind? so ist das letztere nach Heink unbedingt zu empfehlen, und dann mag man das Nest einigermaßen dadurch schützen, daß man etwas Frucht rings um dasselbe herum stehen läßt; da nach Heink von 400 aufgefundenen und eingesammelten Eiern kaum 80—90 ausgebrütet werden und davon kaum 20 Junge ein Alter von 14 Tagen erreichen und auch diese wahrscheinlich später im freien Felde durch Regen und Raubthiere gänzlich zu Grunde gehen. Nur in dem einzigen Falle empfiehlt sich das Einsammeln der Rebhühnereier, wenn man im Besitz eines sogenannten Brüte-Gartens für Rebhühner ist, wovon später.

Das Dezimiren der Völker bis auf Bruchtheile ist ganz verwerflich. Ungleich zweckmäßiger ist es, $^7/_{10}$ Theile der vorhandenen Völker bis auf das letzte Individuum mittelst der Flinte zu vernichten oder mit Garnen wegzufangen, nachdem man vorher den Bedarf zur Nachzucht berechnet, lasse dann aber die übrigen $^3/_{10}$ Theile des ganzen Hühnerbestandes, und zwar ebenfalls in ganzen Völkern, ganz und gar unbeschossen. Denn ein ganzes zahlreiches Volk erwärmt sich nicht nur leichter bei Schnee und Frost und gelangt auch eher durch gemeinschaftliches Scharren durch eine starke Schneedecke zur grünen Saat, sondern findet auch in seinem Führer, dem alten Hahne, einen steten Wächter und Warner bei Gefahren. Kann man von den vernichteten Völkern einige alte Hennen retten, so schenke man ihnen sofort die Freiheit, sie vereinigen sich dann in der Regel, von Mann und Kind entblößt, mit den zur Nachzucht erhaltenen Völkern. Die besten Aufenthaltsorte für die letzteren sind Remisen oder Waldparzellen in der Mitte des Revieres oder geschlossene Weinberge. — Durch das, durchaus nicht zu gestattende, Begehen der Felder mit mehreren Lern-Hunden aber wird jede Quadrat-Elle Land mehrmals durchsucht, und das ganze Revier so beunruhigt,

daß in kurzer Zeit sowohl Hase als Rebhuhn so gut wie ausgestorben sind.

Die sich fortwährend steigernde Cultur der Landwirthschaft geizt bekanntlich nach jeder Quadrat-Elle Land, wäre es auch noch so unfruchtbar. In Folge dieses unersättlichen, das eigene Interesse oft schmählig verläugnenden Geizes ist in den Feldmarken fast jedes schützende Gesträuch, jeder einsame Wachholder- und Brombeerbusch, selbst auf ausgedörrten oder sandigen Rainen, verschwunden. Hase und Feldhuhn sind, wenn die neue Saat emporsprießt und nach der Ernte völlig schutzlos und jedem Feinde Preis gegeben, und nur gut angelegte Remisen vermögen ihnen Schutz zu gewähren und gleichzeitig das eigene Interesse des Jagdbesitzers zu wahren. Hasen, Hühner und Rehe aber sind diejenigen Wildgattungen, die bei einer gut bewirthschafteten Jagd für den Besitzer zur reichsten Quelle von Nutzen und Vergnügen werden, ohne merklichen Schaden zu verursachen und deshalb auch wohl kleiner Opfer werth. Zu Remisen genügen, je nach der Größe des Revieres, einige Ruthen oder höchstens ein halber bis ganzer Morgen Land, und zwar fast unfruchtbares oder wenig ergiebiges Land. Und dennoch läßt sich selbst noch ein beträchtlicher Nutzen davon erzielen, wenn man das Innere der Anpflanzung, anstatt dieselbe ganz aus niedrigem Gehölz bestehen zu lassen, nach dem Vorschlage des Oberforstmeisters v. Pannewitz zu Breslau mit Topinamburs oder Erdbirnen (Helianthus tuberosus *L.*) besteckt. Man legt die Knollen dieser perennirenden Pflanze $1\frac{1}{2}$—3 Fuß von einander entfernt, wie die Kartoffeln in die Erde, wo sie bald 4—6 Fuß hohe Stengel treiben. Kann man sie anfangs etwas naß halten, oder ist Wasser in der Nähe, desto besser. Die Feldhühner ziehen sich, im Sommer der Kühle, im Herbst des Schutzes wegen, gern dahin. Im nächsten Frühjahr räumt man die Stengel, welche während des Winters durch Schnee und Wind geknickt und umgebrochen werden, und sich auf und übereinander lehnen und dadurch den Boden hinreichend schützen, zeitig ab, nimmt einen Theil der Knollen (oft $\frac{4}{5}$ Theile derselben) aus der Erde, erhält dadurch

ein für Rindvieh und Schweine vortreffliches Futter, welches jetzt um so willkommener ist, als in der Regel alle anderen Vorräthe aufgezehrt sind, und überläßt die Remise, die sonach weder kostspielig noch mühsam zu unterhalten ist, sich selbst ohne weitere Pflege. Die in der Erde zurückgelassenen Knollen geben hinreichenden Nachwuchs. Je nachdem diese innere Anpflanzung klein oder groß ist, faßt man dieselbe ringsum mit einem 6—12 Fuß breiten natürlichen Zaune ein, zu dessen Außenseite man Wachholderbüsche wählt, hinter welche man Schwarzdorn, Ebereschen, als Strauch gezogen, Brombeeren, wilde Rosen, Pfaffenhütchen Cornelkirschen, junge Fichten und Rothtannen und in dritter Reihe Bocksdorn (Lycium barbarum), Reinweide (Ligustrum vulgare), Akazien, Thuja, Jasmin, Besenpfriemen und Goldregen (Cytisus Laburnum), letztere drei der Hasen wegen, anpflanzt. Hierdurch erhält man auch dann einen Zufluchtsort für die Hühner, wenn die Erdbirnen noch nicht schützen, was erst nach 4 Monaten der Fall ist. Bei kleineren Remisen beschränkt man sich auf die Erdbirnen allein. Einen Graben um das Ganze zu ziehen, halten wir für unnöthig, wenn man nur das Vieh von der Pflanzung abhält. Dagegen ist es gut, wenn man an der Mittagsseite einige Grassamen von Canarien- und Mannagras, Buchweizen, Hirse und etwas Mohn- und Hanfkörner ausstreut. Die Sträuche im Zaune dürfen jedoch nicht höher als 3—4 Fuß wachsen und müssen daher scharf unter der Scheere gehalten, auch darf kein Baum darin gelitten werden, auf welchem Raubvögel aufhaken könnten. Außerdem bepflanze man jeden nur irgend entbehrlichen Rain und jede noch so kleine Oedung mit Brombeer- und Wachholdersträuchen, und lege für den Winter in der Nähe der Remise Futterplätze an. Man reinigt zu diesem Zwecke eine entsprechende, etwa eine Ruthe im Quadrat große Stelle vom Schnee, streut Getreide darüber aus, entweder schon gereinigt oder noch im Halme, füge auch einige Kohlköpfe, etwas Brunnenkresse, Runkeln, Rüben, besonders Mohrrüben und einige Kartoffeln hinzu und bedecke das Ganze 2—4 Fuß hoch dicht mit Schwarzdornreisern, um die Raubvögel und Krähen davon ab-

zuhalten. Bei anhaltendem Schneegestöber deckt man wohl auch noch einige alte Mistbeetdecken darüber. Der geschmeidige Körper des Rebhuhns findet bald die kleinste Lücke auf, durch welche dasselbe zum Futter gelangen kann, und man bringt durch diese wenig kostspielige Anlage den größten Theil der Rebhühner glücklich durch den härtesten Winter hindurch.

Das Einfangen und Ueberwintern der Hühner ist in keiner Beziehung zu empfehlen. Die Hennen werden in den Hühnerkammern in der Regel zu fett, bleiben, ausgesetzt, gelte oder brüten schlecht oder gar nicht und werden leichter als sonst eine Beute des Raubzeuges. Jedenfalls bringt die Winterfütterung im Freien höhere Zinsen. Dagegen ist die Anlage eines eigenen Brüte-Gartens, wenn man Gelegenheit dazu hat, sehr zu empfehlen und verinteressirt sich ungleich höher als eine Fasanerie. Man umblankt nämlich einen Theil seines Parkes oder Gartens von 10—20 und mehr Quadratruthen mit Bretern, baut einen Brüteschoppen darin, läßt tüchtig Sand in diesen Garten fahren, bepflanzt denselben mit den oben bei der Remise angegebenen Gesträuchen, läßt eine große Zahl Rebhühnereier durch Truten oder Hühner im Brüteschoppen ausbrüten und füttert die Jungen anfangs reichlich mit Ameiseneiern. Im Herbst verfliegen sich dieselben allerdings, stellen sich aber im Winter zur Fütterung wieder ein, bringen auch fremde Hühner mit, und die Mehrzahl nistet sogar in ihrem freundlichen Geburtsorte. Auch kann man einigen Paaren die Flügel lähmen, sie dadurch zwingen, sich in der Gefangenschaft zu paaren und Junge aufzubringen. Bedingung aber ist, daß man Raubthiere und fremde Personen möglichst entfernt hält; daß nur ein und dieselbe Person die Fütterung übernimmt, und daß man in der Nähe dieser Anlage nicht jagt, da das Rebhuhn stets ein schwer zu zähmender und ungestümer Vogel bleibt.

Daß sich die aus irgend einer Ursache zerstreuten Individuen eines Volkes durch Zusammenlocken schnell wieder vereinigen, haben wir schon oben angeführt, hier müssen wir noch erwähnen, daß dies als eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Feldhühner

regelmäßig des Morgens und Abends geschieht. So bald die Nacht hereinbricht, fangen die Alten an, die vereinzelten Glieder ihres Volkes zusammenzulocken, und wenn dies geschehen, fliegt das ganze Volk auf, fällt aber bald wieder ein, fängt wieder an zu locken und wiederholt Locken, Auffliegen und Einfallen drei Mal. Da wo die Hühner zum dritten Mal eingefallen sind, bleiben sie gewöhnlich die Nacht über und kratzen sich eine kleine Höhlung aus, in der sie, mit Ausnahme des Wachpostens, Kopf gegen Kopf gerichtet, beisammen liegen, bis der Morgen graut. So bald dies geschieht, läuft das ganze Volk aus dem Lager, das Locken beginnt wieder, ihm folgt das Auffliegen und Einfallen wie am Abend, und nach dem dritten Einfallen bleiben die Hühner mit aufgerichteten Köpfen so lange zusammen, bis die Sonne aufgeht, worauf sie auf die Weide gehen, sich wohl auch im Sande oder in trockener Erde baden (stäuben) und bei sehr heißem Wetter noch einmal aufstehen und einfallen, und dann daselbst, wenn sie nicht anderweit gestört werden, den Tag über fest liegen bleiben. Wenn man nun am Abend oder früh Morgens dieses Zusammenlocken beobachtet und Acht giebt, wo die Hühner zum dritten Male einfallen, um sie des Nachts oder am Tage daselbst oder in der Nähe bestimmt wiederzufinden, so nennt man diese Beobachtung: das Verhören der Hühner.

Was endlich die noch nicht erledigte Frage betrifft, ob es wirklich sogenannte Zug- oder Wanderhühner giebt, was viele Beobachtungen unzweifelhaft darzuthun scheinen, und wie diese merkwürdige Erscheinung zu erklären ist? so hält a. d. Winckell diese Hühner für eine eigene und zwar kleinere, in der Länge und Breite beinahe 2″ weniger als die gewöhnlichen Rebhühner messende Species derselben und glaubt, daß dieselbe in Gebirgsgegenden niste, während ein ungenannter Freund Diezel's die Hypothese aufstellt, daß der Instinkt die Rebhühner eine in einer andern Gegend zufällig im Ueberfluß vorhandene Lieblingsäsung, wozu er namentlich Insekten und Würmer, insbesondere die jungen schwarzen Ackerschnecken und die in Weinbergen zahllos vorhandenen kleinen fetten Schneckchen und andere Würmer rechnet,

wittern lasse und ganze Völker Rebhühner veranlasse, dieser Lieblingsäsung wegen, ihre Gewohnheit als Standvögel aufzugeben und in die betreffenden Gegenden zu ziehen, mit dem Beginn des Winters aber und mit dem dadurch bedingten Verschwinden der Schnecken und Würmer, nach und nach in einzelnen Völkern wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Ob übrigens mit dieser Ansicht das schwere Räthsel gelöst sei, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Jagdbetrieb.

1) Das Schießen. Mit dem Aufgange der Niederjagd, also in den meisten Ländern mit dem 1. September, beginnt auch die Jagd der Rebhühner. Jäger und Dilettanten beeilen sich sofort mit ihren, ihrer unmaßgeblichen Meinung nach, über alle Erwartung fermen Hunden ins Feld und hinter die Rebhühner zu kommen, und schießen nach Herzenslust Alles nieder, was ihnen vor die Flinte kommt, so daß nach 4—6 Wochen kein Huhn mehr hält und das weitere Schießen als eine fruchtlose und undankbare Mühe von nun an gänzlich aufgegeben wird. War das Frühjahr ein zeitiges und die Witterung gut, so sind allerdings Ende August schon starke und schießbare Feldhühner in Menge vorhanden, im Gegentheile aber, wie so oft, sind sie schwach und dürftig, zum Genusse noch nicht gehörig reif, also von geringem Geldwerth, und die zweite Brut, die schon im ersteren Falle der Natur der Sache nach schwach und dürftig ist, noch geringer und werthloser, weil noch nicht ausgewachsen. Schon hieraus erhellt zur Genüge, daß es jedenfalls vernünftiger und praktischer sein dürfte, die Jagd der Rebhühner 3—4 Wochen später, als das Gesetz es erlaubt, zu beginnen, wozu noch kommt, daß durch das leichte und massenhafte Erlegen der gewöhnlich in der Mehrzahl noch schwachen Hühner im September, die Verkaufsplätze mit diesem Federwilde überfüllt und der Preis desselben, zum Nachtheil des Jagdinhabers, immer mehr herabgedrückt wird. Indessen läßt sich gegen einmal eingewurzelte Vorurtheile schwer predigen.

Das günstigste Wetter für die Hühnerjagd ist ein warmer

Tag ohne Sonnenschein, wie ihn die Damen lieben, d. h. ein leicht bedeckter Himmel, wo möglich mit feuchtem Westwinde, bei welchem die Hunde erfahrungsgemäß eine ausgezeichnet gute Nase haben. Die besten Stunden sind von 8—11 Uhr früh und von 3 Uhr Nachmittags bis 5 Uhr etwa. Die Hühner liegen Morgens, so lange es noch thaut, in den Stoppelfeldern und streichen erst später, wenn der Thau der Sonne gewichen, in Wiesen, Gebüsche, Kraut- und Kartoffelfelder. Von 11—3 Uhr muß man sich und den Hunden die nöthige Ruhe gönnen. Man jagt entweder allein oder mit ein paar Freunden, die jedenfalls gute Schützen sein müssen. Gut ist es, wenn je zwei und zwei zusammengehen, und vorher festgestellt wird, daß jeder das Huhn schießt, welches nach seiner Seite herausfliegt, und daß ihm dasselbe auch mit beiden Rohren gehört. Einzelne Hühner werden abwechselnd, oder noch besser von denjenigen geschossen, welche denselben am nächsten sind. Sind die Hühner gesprengt, so lasse man jeden Schützen allein suchen. Jagt man mit Mehreren in Gesellschaft und geht dabei in gerader Linie, so darf man, namentlich in Gebüschen und auch sonst, nicht seitwärts in die Linie schießen. In der Regel greift man die Hühner von der Seite an, wo der Hund vorsteht; denn es ist unstreitig leichter, ein vor dem Jäger aufstehendes und in gerader Richtung von ihm abstreichendes Huhn zu erlegen, als ein breit vorbeistreichendes oder gar ein über den Kopf des Schützen fliegendes. Auch läßt sich dabei nicht nur eben so gut das Geschlecht des Huhnes erkennen, als auch die Gelegenheit benutzen, im günstigsten Falle 2 Hühner mit einem Rohre zu erlegen, wenn der Schütze anders besonnen ist. Der Einwurf, daß man dabei leicht den etwa nachprellenden Hund verletzen könne, wenn die Hühner niedrig abstreichen, ist wenigstens bei einem gut dressirten Hunde nicht stichhaltig, sowie überhaupt der Rath, noch nicht gesprengte Hühner von der dem Hunde entgegengesetzten Seite anzugreifen. Man glaubt dadurch den Hund mehr im Respekt halten zu können und die Hühner fester liegen zu machen, wenn sie sich von zwei Seiten her eingeengt sehen; wir halten diesen Rath

aber nur in dem einzigen Falle für gut und praktisch, wenn man bei der erstern Stellung so von der Sonne geblendet wird, daß man gar nichts sieht; einen nicht fermen Hund aber muß man entweder stets an der Leine haben oder bei der Hühnersuche gar nicht führen. Ein guter und besonnener Schütze muß mit einem Doppelgewehr, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, wenigstens 3 Hühner herabschießen; zwei mit dem einen Rohr auf einen Schuß, und eins mit dem zweiten als Doublette. Der Jagdeigenthümer, wenn er anders sein Terrain und die Anzahl der Völker auf demselben kennt, muß wissen, wo er am Jagdtage Hühner zu suchen und zu finden hat. Ist er seiner Sache nicht gewiß, oder hat er einen vornehmen Jagdbesuch, den er durch fruchtloses Umhersuchen zu langweilen Anstand zu nehmen hat, so muß er seine Hühner Abends und Morgens verhören, und nach dem dritten Einfallen am Morgen durch Jemanden, wo möglich auf einer Anhöhe, sorgfältig beobachten lassen, damit, wenn dieselben durch irgend einen Umstand veranlaßt werden, später nochmals aufzustehen und weiter oder näher wieder einzufallen, er wisse, wo er sie zu suchen hat. Fehlt hierzu die Zeit, so läßt er das Terrain durch einen zuverlässigen Gehilfen mit ein paar guten Hunden abrevieren, die, wenn sie Hühner markiren, sogleich abgerufen und nach einem andern Wirkungskreise abgeführt werden, während man sich die Stellen, wo sie vorgestanden, gut merkt, um später die Hühner in der Nähe derselben aufzusuchen.

Beim Aufstehen eines Volkes vor dem Hunde schießt man vor Allem den alten Hahn weg, weil dieser sonst sein Volk weit hinwegführt, und sodann die alte Henne. Ist dies gelungen, so sind in der Regel auch die Hühner gesprengt und fallen dann vereinzelt und von einander getrennt ein, so daß sie leicht aufzufinden und zu erlegen sind. Wenn die Hühner vor dem Hunde laufen, muß er ihnen zwar anhaltend aber nur langsam nachziehen, so daß man eben langsam neben ihm hergehen kann. Sucht er sie dabei zu umkreisen und fest zu machen, was eine seltene, aber vortreffliche Raçe-Eigenschaft ist, so ist es um so

besser. Fallen die Hühner in zusammenhängende Gebüsche oder in den Saum eines Waldes ein, so läßt man sie am besten ungestört, und wartet, bis sie sich wieder zusammenrufen und ins Feld zurücklaufen, was oft nach kurzer Zeit geschieht. Man kann auch versuchen, sie mit der Lockpfeife herauszulocken. In beiden Fällen sucht man, wenn sie herauskommen, mit dem Hunde hinter sie zu kommen, und dieselben vom Walde ins freie Feld zu drängen. Ein einmal beschossenes Volk muß auch, aus den früher entwickelten Gründen, bis auf das letzte Individuum vernichtet werden. Man muß daher das aufstehende Volk möglichst überzählen, und beim wiederholten Aufstehen, was gefallen, davon in Abzug bringen und den Rest immer wieder aufsuchen, um seine Aufgabe vollkommen zu lösen, wobei den angeschossenen Hühnern eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist. Ein flügellahm geschossenes Huhn läuft nach dem Herabfallen schnell fort, man muß ihm daher den Hund sofort nachschicken, letzterem aber volle Freiheit in Bezug auf die einzuschlagende Richtung lassen. Ein am Hintertheil des Rückens verletztes Huhn läßt beide Ständer herabsinken, hebt sie auch nicht wieder, fliegt bogenweise taumelnd, steigt noch ziemlich hoch in die Luft und stürzt dann herab. Hat der Schuß den Unterleib verletzt, so senken sich die Ständer auch herab, erheben sich aber sogleich wieder, die Flügelbewegung ist matt und steif, das kranke Huhn bleibt zurück und sondert sich ab. Die Verletzung eines Ständers beachtet das Rebhuhn fast gar nicht. Ist aber der Schenkel verletzt, so liegt das kranke Huhn sehr fest und geht bald darauf ein. Auf Streifschüsse erfolgt nur ein Zusammenrucken in der Luft und ein Stieben der Federn, aber keine Veränderung im Fluge. Leicht am Kopf gestreift, stürzt es scheinbar todt nieder, erholt sich aber schnell und streicht fort. Ist aber der Kopfschuß tödtlich, so bleibt das Huhn da, wo es herabfiel, todt liegen, oder macht vorher noch einige fruchtlose Versuche, durch Flattern in die Höhe zu steigen. Bringt der Hund das angeschossene Huhn lebend herbei, so drückt man letzterem entweder den Kopf ein, oder tödtet es durch Einstechen einer Schwungfeder hinter dem Genicke in den Kopf.

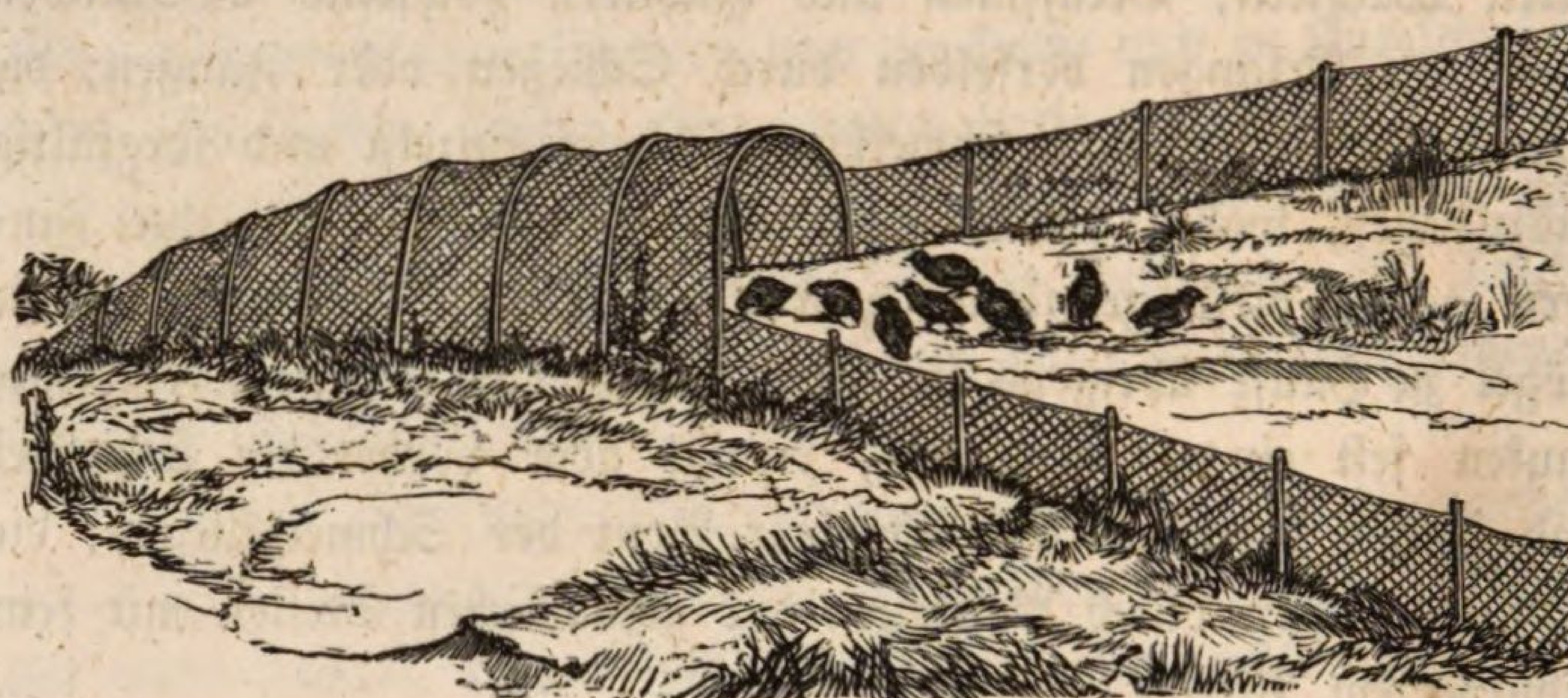
Außerdem schießt man die Hühner im Spätherbst auch auf den Ruf; indem man sich vor Einbruch der Nacht verborgen anstellt, und wenn sie zu locken anfangen, sie ebenfalls künstlich anlockt und dieselben, wenn sie bis auf Schußweite herankommen, schießt. Im Winter werden sie bei Schnee auch im Kessel liegend geschossen. Man sieht schon von Ferne im Schnee einen schwarzen runden Fleck (die zusammenliegenden Hühner), den man stillschweigend umkreist, stets im Auge behält und, wenn man schußgerecht nahe kommt, beschießt, wobei oft 5—8 Stück fallen; doch muß man sich vor dem zu Hoch- und zu Kurzschießen hüten. In beiden Fällen aber werden leicht mehrere Hühner zu Holze geschossen, weshalb auch im Spätherbst und Winter das Fangen stets den Vorzug vor dem Schießen verdient. Bei Treibjagden auf Hasen sollte es stets erlaubt sein, etwa vorkommende Hühner herabzuschießen.

Daß um die Mitte October und namentlich im November die Hühner, wenn sie schon im September beschossen wurden, nicht mehr halten, kommt daher, weil sie dann vollkommen ausgewachsen und kräftig, also mehr auf ihrer Hut sind, ferner weil sie sich des kahlen Feldes wegen nicht mehr so gut verbergen können, durch die Herbstbestellung fortwährend beunruhigt werden, und durch das vorhergegangene Beschießen unruhig und wild gemacht worden sind. Sind sie aber vorher nicht beschossen worden, so halten sie jetzt eben so gut wie im September, besonders wenn sie nur erst gesprengt sind, was übrigens mit Beharrlichkeit immer gelingt. Es gehört jedoch zu dieser späten Jagd ein flüchtiger weit hinaussuchender Hund, der stets unter dem Winde und mit hoher Nase sucht und die Hühner möglichst umkreist und fest macht. Fehlt ihm die letztere Eigenschaft, so muß der Jäger das Umkreisen selbst übernehmen, und er kommt dann gewöhnlich beim dritten Umkreisen zum Schuß, weil die Hühner, wenn sie sich von zwei Feinden umgeben sehen, in der Regel fest liegen. Noch besser halten sie, wenn sie sich verborgen glauben, wie in Gräben, Gebüschen, Stoppelrüben u. s. w., oder wenn man sie mit einem abgerichteten Falken schrecken kann.

Zur besseren Erhaltung der geschossenen Hühner trägt das Hängen an die Riemen der Jagdtasche und das Tragen in einem offenen Wildkorbe wesentlich bei. Schon nach einigen Minuten legen sich die vorhin in Unordnung gerathenen Federn glatt an den Körper und der Vogel gewinnt ein gutes und reinliches Ansehen. Einige rathen noch, dem Vogel sofort mit einem kleinen Häkchen die Eingeweide durch den After auszuziehen, wodurch er sich besser halten soll, und Heink empfiehlt außerdem noch, fetten Wachteln, Becassinen und Hühnern höchstens 2 Stunden nach dem Erlangen derselben durch Schießen oder Fangen, die schmutzigen, nassen und schweißigen Federn einzeln und sorgfältig auszuziehen, wobei, um die Haut nicht zu verletzen, mit zwei Fingern gegen diese gehalten (gedrückt) wird. Man bewahrt die Vögel zu Hause übrigens in einem Keller, oder in einem Getreidehaufen fest eingegraben, auf, reinigt aber vorher die Schnäbel und Augen derselben von etwaiger Brut der Schmeißfliegen, die man am besten durch Bestreuen der gefährlichen Stellen mit fein gepulvertem Pfeffer abhält.

2) Das Fangen. Das Fangen hat vor dem Schießen den großen Vorzug, daß es weit wohlfeiler ist, und daß man die alten Hühner wieder freilassen kann. Im letztern Falle muß der Fangapparat so eingerichtet sein, daß die Hühner nicht beschädigt werden. Dieser Forderung entsprechend nimmt a) der Fang mit dem Treibzeuge, als die älteste, aber auch künstlichste und schwierigste Fangart, den ersten Platz ein. Das Treibzeug besteht aus einem von feinem Bindfaden in die Runde gestrickten, vorn weiten und hinten spitzig zulaufenden Sackgarn, das einem gewöhnlichen Fischhamen nicht unähnlich sieht, und aus dem Hamen, dem Himmel und dem Geleiter besteht. Der 10—15 Ellen lange Hamen ist ein nach unten stumpfspitzig zulaufender Netzsack, der oben fast eine Elle im Durchmesser hat und durch runde oder viereckige Holzreifen auseinander gehalten wird. Unten an der Spitze hat der Hamen eine 1 Fuß lange Leine mit einem Heftel, um den Hamen nicht nur beim Vorlegen gehörig befestigen zu können, sondern auch aus der Spitze des Hamens, wo die

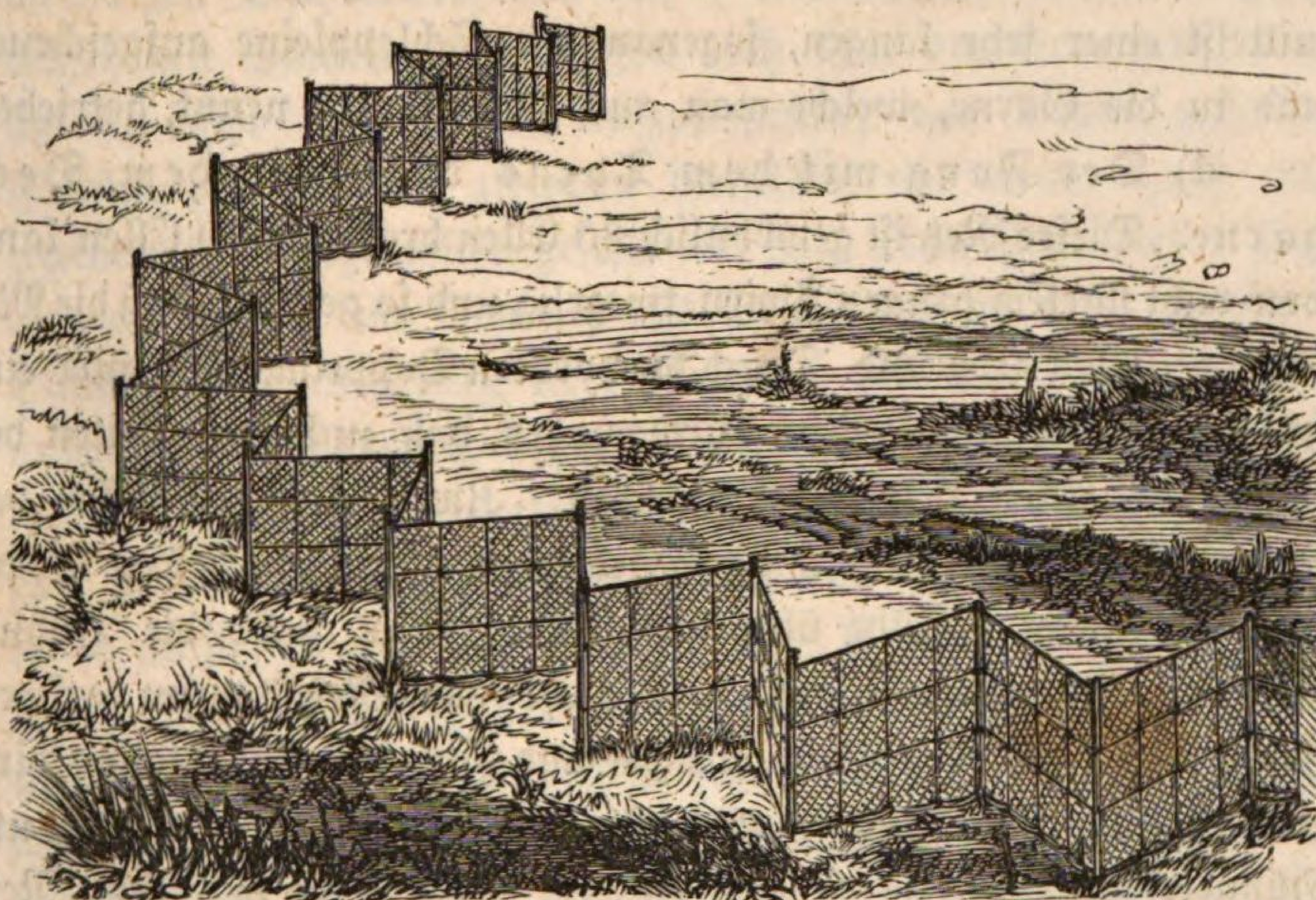
Maschen durch die Leine zusammengefaßt sind, die gefangenen Hühner herausnehmen zu können. Der Himmel ist ein rundes oder auch abgestumpftes gleichseitiges Dreiecknetz, welches vorn gegen 6 Ellen breit, in seinen Seiten aber gegen 8 Ellen lang und an seinem untern Ende so weit wie die Oeffnung des Hamens ist. Das damit verbundene, $^3/_4$—1 Elle hohe Geleiter besteht aus zwei 15—20 Ellen langen Netzwänden, die sich zu beiden Seiten schützend ausbreiten, mit Stellstäbchen senkrecht befestigt sind und



gleichsam den Hühnern den Weg in das Netz zeigen, indem sie eine lange Gasse dahin bilden. Hat man im Herbst mittelst eines guten Vorstehhundes den Ort ausfindig gemacht, wo im Stoppelfelde ein noch nicht, oder doch nicht oft beschossenes Volk Hühner liegt, so legt man das Treibzeug gegen den Wind und den Furchen entlang so vor, daß der Hamen in eine Furche zu liegen kommt, und zwar näher oder entfernter, z. B. wenn die Hühner in einem Frucht= oder Gemüseacker liegen, sogar bis 150 Schritte von ihnen entfernt, und nimmt dabei Rücksicht darauf, daß die Hühner gern geradeaus oder bergan oder nach dem Holze, und nur Abends aus dem Holze gern aufs Feld laufen, befestigt den Hamen mit dem Heftel und breitet die Geleiter aus, wie dies die Abbildung zeigt. Man nimmt nun den Vorstehhund hinter das Schild (s. dieses S. 54), tritt ebenfalls dahinter und sucht nun die Hühner mittelst des Schildes durch Räuspern, Pfeifen und Blöken wie ein Schaf zum Laufen zu bringen, hört aber so=

gleich mit dem Treiben auf und bleibt stehen, wenn die Hühner lange Hälse machen und mit dem Steiße schnippen. So sucht man sie nach und nach in den, wo möglich mit Reisig leicht verblendeten Hamen zu bringen, was allerdings Geduld und Geschick erfordert. Sind sie endlich darin, so unterbindet man den Hamen, bedeckt die Hühner mit dem Rocke, um sie ruhig zu machen, nimmt sie heraus und steckt sie in den sogenannten Hühnersack, einen $1\frac{1}{2}$ Elle langen und 1 Elle im Durchmesser haltenden, wie ein Tabaksbeutel zum Ziehen mit rundem Deckelboden gestalteten und mit mehreren Luftlöchern versehenen Sack von grober Leinwand. Die Hühner werden so am wenigsten verletzt und können nach Wunsch aufbewahrt werden.

b) Der Fang mit dem Steckgarne. Das Steckgarn, welches gewöhnlich 20—30 Ellen lang ist, besteht aus drei dicht hinter einander stehenden Garnen, 2 Spiegelwänden von feinem Bindfaden und 4 Zoll im Quadrat großen Maschen, und einem Inngarne aus starkem grauen Zwirn, das um die Hälfte länger



als eine Spiegelwand ist, daher bei nur $1\frac{1}{2}$ Zoll großen Maschen sehr busenreich stellt und sich um das Huhn wie ein Beutel zusammenzieht, es komme von welcher Seite es wolle. Das

Garn wird mittelst von 5 zu 5 Fuß eingebundener, $^3/_4$ Ellen langer Stellstäbchen von hartem Holze senkrecht und im Zickzack zwischen das hohe Gesträuch gestellt, so daß sich die Hühner, welche, gesprengt, sich aus dem Felde in das Gesträuch flüchten, oder im Walde eingefallen, wieder in's Feld zurückkehren wollen, darin fangen müssen. Im hohen Getreide kann man diese Garne, von denen man stets 8—12 Stück vorräthig haben muß, nicht anwenden, weil sonst zu viel Getreide beschädigt wird, auch die Hühner im hohen Getreide nicht gut laufen. Letztere werden jedoch in diesen Netzen, namentlich durch Flattern im Inngarne, wenn sie nicht bald herausgenommen werden, oft stark beschädigt, auch gelingt es nur selten, das ganze Volk in diesem Garne zu fangen.

c) Der Fang im Hochgarne. Kommt jetzt als zu kostspielig nur noch selten in Anwendung. Es gehören dazu mehrere 40—50 Ellen lange, bis 16 Ellen hohe Netzwände, die mittelst großer Stellstangen in Zwischenräumen hinter einander senkrecht gestellt werden und mehrere Personen zur Handhabung und Stellung derselben nöthig machen. Die vorliegenden Hühner werden dann mittelst einer sehr langen, sogenannten Schleppleine aufgescheucht und in die Garne, welche man auch „Klebgarne" nennt, getrieben.

d) Der Fang mit dem Tyras oder mit dem Deckgarne. Dieses Netz ist gewöhnlich 30 Ellen breit und 20 Ellen lang, von recht starkem grauen Zwirn spiegelig und so gestrickt, daß die Maschen $1^1/_2$ Zoll groß sind. Durch die vordern Doppelmaschen wird eine so lange Federspuldicke Leine durchgezogen, daß zu beiden Seiten des Garnes 5 Ellen Leine übrig bleiben. Zwei Menschen fassen das ausgebreitete Netz an der übrig gebliebenen Leine zu beiden Seiten an und tragen dasselbe über das Feld. Man sucht die Hühner mit dem Hühnerhunde auf, und zieht das Netz, wenn ersterer steht, indem es vorn hoch getragen und hinten nachgeschleppt wird, und nachdem der Hund tout beau gemacht hat, über Hund und Hühner, wirft den Rock über letztere, sobald sie mit dem Netze bedeckt sind, damit sie sich nicht durch Flattern beschädigen und nimmt dann die gefangenen Hühner heraus. Einige Jäger bedienen sich auch dabei eines ausgestopften Falken oder Habichts

in fliegender Stellung, damit die Hühner besser halten und sich drücken. Derselbe wird auf einer langen Stange, an einer gebogenen Eisenstange überhängend, über dem Netze getragen. Auch eines abgetragenen lebenden Falken kann man sich zu demselben Zwecke bedienen. Die beste Zeit für diese Fangart ist gleich nach der Ernte auf frisch abgemähten Stoppeln. Doch auch auf Wiesen, in spätem Sommergetreide, einzelnen Futterfeldern, wie Wickfutter z. B. ist der Tyras anwendbar. Benutzt man denselben im Winter zum Ueberziehen der bei Schnee im Kessel liegenden Hühner entweder früh Morgens oder spät Abends, so wird derselbe Apparat Schneenetz oder Schneegarn genannt. Es darf jedoch bei dessen Anwendung überhaupt weder sehr windig sein, noch der Schnee eine starke Kruste haben, weil die Hühner sich sonst nicht ankommen lassen.

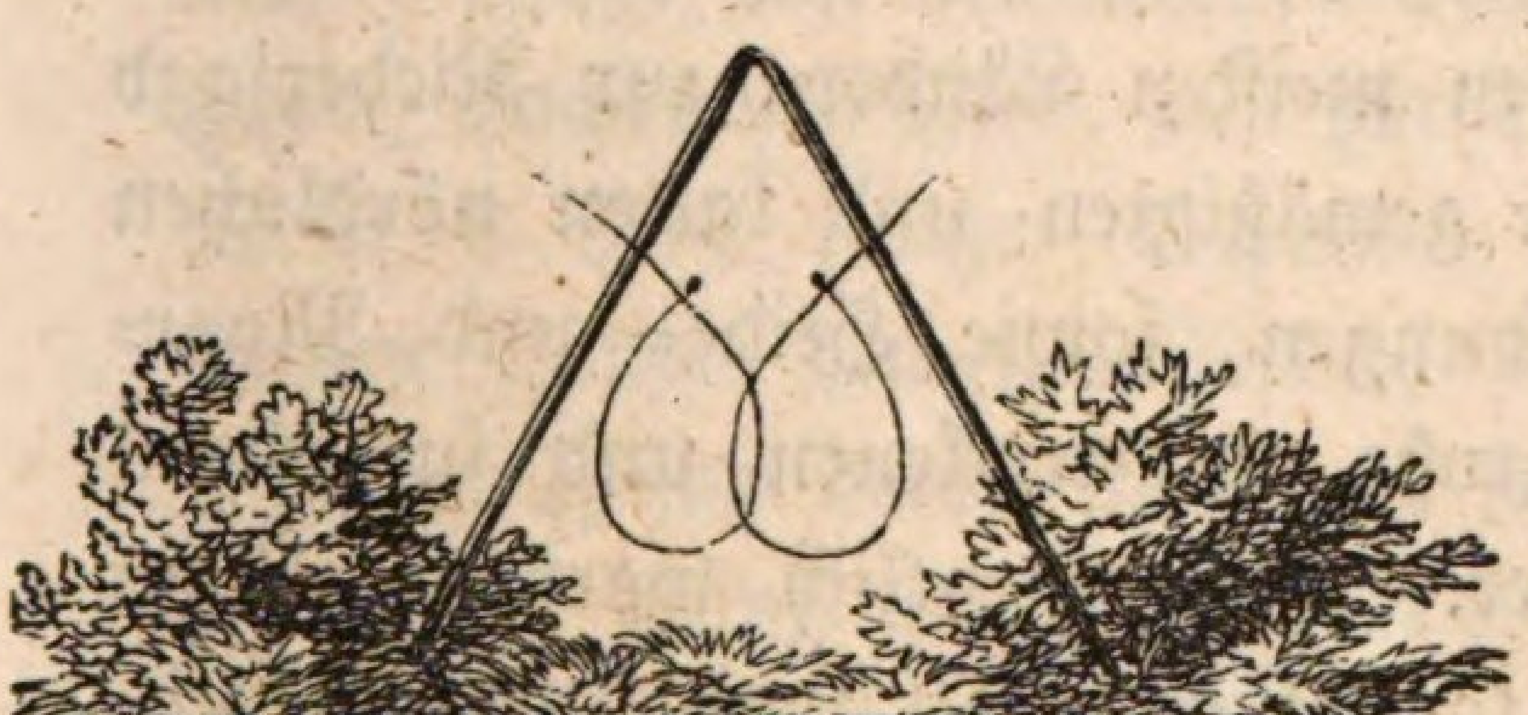
e) Der Fang in der Steige und in der Schneehaube. Die Steige ist ein, je nach der Jahreszeit, erdgrau oder grün angestrichenes Bret von der Größe eines mittelmäßigen viereckigen Tischblattes, das auf 4 kleinen, mit eisernen Spitzen versehenen Säulen etwa 9 Zoll hoch über der Erde steht, rings- um 6, leicht nach Innen aufzustoßende, von Draht geflochtene Fallthürchen hat und zwischen denselben mit einem straff angezogenen Spiegelgemäsche geschlossen ist. Man stellt diesen Fangapparat sowohl im Sommer als im Winter da auf, wo sich die Hühner gern aufhalten, kirrt dieselben mit aus- und inwendig ausgestreuten Körnern, bindet die Fallthürchen anfangs auf und läßt die Hühner frei verkehren. Wenn sie die Kirrung wiederholt genommen, läßt man die Fallthüren herab, welche sie nun selbst aufstoßen und sich fangen. Ein Vortheil dieses Apparates ist es, daß sich die Hühner darin fast gar nicht beschädigen und gefangen auch vor Raubvögeln sicher sind; sie gewöhnen sich aber erst nach langer Zeit an diese Vorrichtung, weshalb man denselben Zweck auch durch die Schneehaube zu erreichen sucht, welche aber nur im Winter anwendbar und ein aus vier, 1½ Fuß hohen Seitenwänden und einer Decke (Himmel) darüber bestehendes Garn ist, das etwa 4 Fuß im Quadrat einnimmt, und

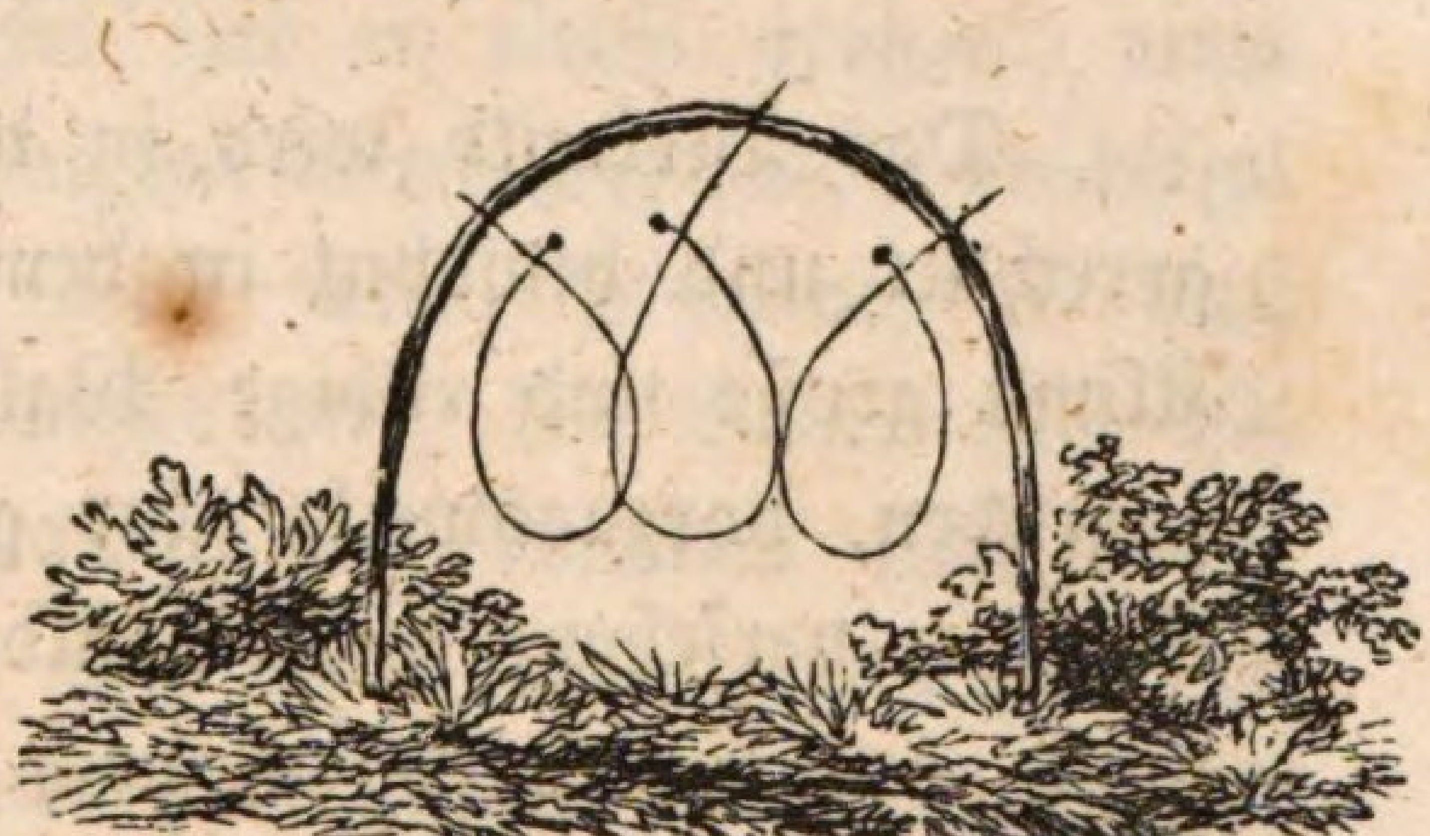
ebenfalls wie die Steige mehrere nach Innen leicht aufzustoßende Fallthürchen hat. Gekirrt wird wie bei der Steige. Bei Wind und Schneegestöber ist jedoch dieses Garn nicht anwendbar.

Außerdem fängt man die Hühner auch noch in einem sogenannten Glockengarne, in einem Nachtgarne und in Dohnen; Fangmethoden, bei denen jedoch die Hühner jedenfalls mehr beschädigt werden, wie bei den obigen, so daß sie nur noch für die Küche brauchbar sind. Das Glockengarn besteht aus einem viereckigen Netze, welches an allen 4 Ecken angepflockt und in der Mitte über mannshoch, und zwar über einen fast 3 Ellen hohen Stellstab in die Höhe gezogen wird, so daß es einer Glocke ähnlich sieht. In der Mitte hat dieses Netz einen Ring, welcher an dem Stellstab in der Höhe befestigt wird. Hierdurch entstehen am Boden des Netzes Oeffnungen, durch welche die Hühner bequem unter dasselbe und zum ausgestreuten Futter gelangen können. Man stellt dasselbe zu jeder Jahreszeit da auf, wo sich Hühner gern aufhalten. Will man es fängisch stellen, so bindet man den Ring nicht fest, sondern legt ihn blos locker auf den Kopf des Stellstabes. Man legt dann etwa eine Hand voll unausgedroschene Weizenähren unter das Netz, bindet an diese einen Faden, der mit dem Ringe in Verbindung gebracht wird, und wenn die Hühner an den Aehren picken, fällt Ring und Netz herab und die Hühner sind bedeckt und gefangen. — Des Nachtgarnes bedienen sich in der Regel nur Wilddiebe. Sie nehmen dazu ein altes Hochgarn oder auch nur einen Theil desselben, oder auch einen alten noch brauchbaren Tyras. Abends verhören sie an einem Feldrande die Hühner, suchen dabei möglichst genau den Ort zu ermitteln, wo die Hühner übernachten, bezeichnen das dahin führende Ackerbeet mit einem Stück weißem Papier, auf welches sie einen Stein legen, damit es der Wind nicht wegführt, kommen dann bei finsterer Nacht auf diesen Platz zurück, breiten ihr Netz über das Papier aus, so daß letzteres in der Mitte liegt, und schleichen ganz wie mit dem Tyras dem Orte zu, wo die Hühner liegen, welche, wenn sie erschreckt aufzufliegen versuchen, mit dem Netz bedeckt und sofort durch Er=

drücken mit den Händen getödtet werden. In einer halben Nacht sind 2—3 solcher Vagabunden, nachdem sie vorher mehrere Völker verhört haben, im Stande, die Hühner eines ziemlich großen Reviers einzufangen. Zu berücksichtigen ist nur dabei, daß vor diesem Einfangen die Lerchen bereits abgestrichen sein müssen, sonst fliegen diese beim geringsten Geräusche auf, und die Hühner, aufmerksam gemacht, folgen ihnen nach, und daß es ganz finster sein muß. Diese Wilddieberei ist nur dadurch möglichst unschädlich zu machen, daß man sein Revier auch vor Einbruch der Nacht, und der Hasendiebe wegen, auch bei Mondschein, öfters durchgeht, und alle Unbekannte, die sich spät Abends noch in der Feldflur betreffen lassen, ernstlich darüber zur Rede stellt, was sie hier zu suchen haben, und durch den S. 55 erwähnten Wildträger unausgesetzt auf diese Leute spioniren läßt, die übrigens bei ihren Gängen nichts Verdächtiges oder höchstens ein kleines Päckchen unter dem Arme bei sich führen, worin sich das Netz befindet.

Dohnen, wenn dieselben vom Jagdeigenthümer gestellt werden, haben die Gestalt der gewöhnlichen Laufdohnen, wie beifolgende Abbildung zeigt, und werden in der Regel 3—4 Zoll hoch





von der Erde gestellt. Dohnen aber, die von Unberechtigten den Hühnern gelegt werden, werden den Ackerfurchen entlang gestellt, und entweder in einzelne fingersdicke Stöcke befestigt, die abwechselnd sich schräg gegenüber zu stehen kommen, so daß die Schleifen hintereinander stehend so gestellt sind, daß sich die Hühner mit den Hälsen fangen, wenn sie das ausgestreute Futtergetreide auflesen wollen, oder sie werden auch in starken, oft

50 Ellen langen Bindfaden von $^1/_4$ zu $^1/_4$ Elle eingeflochten, so daß sich die Hühner mit den Ständern fangen müssen. Im Winter sind Bindfaden und Dohnen (Schlingen) weiß, sonst erstere erdfarbig und die Haare zu den Dohnen von braunen oder Fuchspferden genommen. Ebenso färbt man die Garne mit einem Absud von Wallnußschalen entweder grün oder mit Erlenrinde erdgrau. Außerdem legen Wilddiebe und Bauern im Winter oft mit Vogelleim inwendig ausgestrichene Papierdütchen aus, in welchem Weizenkörner stecken, oder quellen letztere vor dem Ausstreuen im Freien mit starkem Branntwein aus, wodurch die Hühner so betäubt werden, daß sie mit der Hand gefangen werden können.

Schließlich bemerken wir noch im Interesse unserer geehrten Leser, daß alle vorstehend und früher genannten Garne und Netze sehr sorgsam gefertigt bei dem Herrn Seilermeister Stülpner in Tharand käuflich zu haben sind, welcher auch früher die Hauptmessen zu Leipzig mit einem ausgesuchten Lager vorräthiger Jagdgeräthe aller Art besucht hat.

---

3) Das Birkhuhn (Tetrao tetrix *L.*).

Das Birkwild wird in den meisten Ländern zur Niederjagd gerechnet und bewohnt in dem gemäßigten und kalten nördlichen Klima große und ruhige Waldungen, sowie Heide- und Moorgegenden, vorzugsweise aber große, mit trockenen und sumpfigen Mooren versehene Birkenwälder. Im eigentlich warmen Klima wird es nie angetroffen, doch kommt es selbst noch in den Apenninen vor. In Deutschland ist es fast in allen Ländern bekannt, kommt aber da, wo es sich vorfindet, minder zahlreich vor. Außer Böhmen und einigen andern österreichischen Ländern trifft man es auch in Baiern, häufiger aber im Hannöverschen, besonders in der Lüneburger Heide, in der Gegend des Steinhudersees, in Holstein, der Mark Brandenburg, Pommern, Preußen, Polen und Rußland an. Besonders zahlreich aber kommt das Birkhuhn, so wie alle anderen Waldhühner, in Schweden vor,

wo jährlich über 100,000 Waldhühner aller Art nach Stockholm zu Markte gebracht werden.

Die Nahrung des Birkhuhns besteht in allerlei Holzknospen und Blüthenkätzchen, namentlich die der Birke, von welcher es auch die zarte Rinde der jungen Zweigspitzen sehr geschickt abzuschälen versteht, in Sämereien und Beeren aller Art, wozu insbesondere Wachholder- und Heidelbeeren, so wie als Lieblingsgerichte Krons- oder Preißelbeeren (Vaccinium Vitis Idaea *L.*), Sumpf- oder Trunkelbeeren (Vacc. uliginosum) und Moosbeeren (Vacc. Oxycoccos *L.*) gehören und in Insekten und Würmern. Vorzüglich liebt es Ameiseneier. So lange es sich in Vorhölzern aufhält, besucht es auch die benachbarten Getreidefelder und äset sich an Weizen, Buchweizen- und Haferkörnern. Zur Beförderung der Verdauung verschluckt es, wie alle Hühner, auch zuweilen kleinere und größere Sandkörner, badet sich auch, wie jene, oft im Sand und Staub.

Die Länge des Birkhuhns beträgt selten über 2 Fuß, von einer Flügelspitze zur andern fast 3 Fuß, sein Gewicht selten über 4 Pfund. Die Birkhenne ist um ein Drittel kleiner. Der Schnabel des Birkhahns ist 1 Zoll lang, dick, gekrümmt, schwärzlich. Ueber den bräunlichen Augen hat er einen großen, warzigen, hochrothen Fleck, der zur Balzzeit vorzüglich feurig erscheint. Sein 6 Zoll langer Schwanz (auch Spiel genannt) ist nach beiden Seiten hin sichelförmig ausgebogen; die Beine sind bis auf die Zehen herab stark mit grauen und braunen Federn bewachsen. Kopf, Hals und Brust sind schön schwarzblau glänzend gefärbt, der Rücken ist schwarz und fein braun und grau punktirt. Die schwarzen Schwanz- und braunen Schwungfedern sind zum Theil weiß eingefaßt, wodurch auf den Flügeln weiße Binden erscheinen, und auf dem Flügelgelenke (Schulter) befindet sich ein charakteristischer weißer Fleck, Spiegel genannt. Die Henne ist braunroth mit schwarzen, weißen und grauen Wellen und Punkten. Der Schwanz ist weniger auswärts gebogen, als beim Hahn, und der warzige Fleck am Auge weniger stark und nicht so feurig.

Die Begattung oder Balzzeit des Birkwildes beginnt im

April und Mai und dauert fast 7 Wochen. Das Wild versammelt sich dazu in der Regel auf einer gegen Morgen im Walde hoch gelegenen, mit Sümpfen umgebenen Blöße, die zum Theil nur mit niedrigem Buschwerke und Heide, oder mit einzelnen Gruppen hoher Birken besetzt ist. So wie der Tag anbricht, fangen die Hühner an zu balzen, wobei sie den Schwanz fächern, wie der Truthahn, die Federn sträuben, possirliche Sprünge machen, und gurgelnde, zuletzt kollernde Töne ausstoßen. Damit beginnt zugleich der Kampf untereinander, worauf die Sieger, wenn die schwächern Hähne aus dem Felde geschlagen sind, auf die Bäume fliegen, die Hennen durch ihr Balzen herbeilocken und dieselben mit triumphirenden Geberden treten, dann sich aber zerstreuen, um zu äsen. Dieser Vorgang wiederholt sich alle Morgen früh während der Balzzeit und zwar stets an demselben, nur selten an andern Balzplätzen. Die befruchteten Hennen zerstreuen sich ebenfalls, und bauen sich an einsamen und sicheren Orten in einer ausgekratzten Grube auf gleicher Erde (was auch die Ursache ist, daß so viele Hennen und Junge durch Raubzeug zu Grunde gehen) ein kunstloses Nest, in welches die Henne 8 bis 16 Eier von der Größe der kleinsten Hühnereier legt, welche schmutzig grüngelb gefärbt und braun punktirt sind und binnen 3 Wochen, ohne Mithilfe des Hahns ausgebrütet werden, wovon aber nur etwas über die Hälfte wirklich zum Auskriechen kommen. Verläßt die Henne das Nest, um zu äsen, so bedeckt sie dasselbe sorgfältig mit umherliegendem trockenem Geniste. Die gelblich-rothen Jungen können sogleich laufen und mit der Mutter auf die Aesung gehen; in der 7. Woche machen sie auch schon Flugversuche und fangen an zu baumen. Spätestens im Spätherbst sind die jungen Birkhühner schon an dem schwarzen Gefieder und an den rothen Augenringen erkennbar. In der Mauserzeit verbirgt sich das Birkwild im dichtesten Laubholze auf nassem Grunde; im Winter zieht es in Nadelholzdickungen, sonst liebt es mehr die Vorhölzer und liegt immer flugweise beisammen. Auch läßt es sich in sehr kalten Gegenden im Winter oft 8 bis 10 Tage lang vollständig verschneien.

Jagdbetrieb.

1) Der Ansitz auf dem Balzplatze. Die Birkhühner sind sehr scheu und gewahren selbst zur Balzzeit sehr scharf, weshalb sie sich fast nie anschleichen lassen. Man errichtet daher zur Balzzeit oder kurz vorher auf dem Balzplatze mehrere kleine, gut verkleidete Hütten, oder auch 5—6 Fuß weite und gegen 4 Fuß tiefe Schießlöcher, die man mit Reisern gehörig verblendet, begiebt sich in dieselben, ehe der Tag anbricht, und schießt dann die auf Bäumen oder auf der Erde sitzenden Hühner in der Morgendämmerung beim Balzen mit Hasenschrot. Auch kann man sich je nach der Beschaffenheit des umliegenden Terrains die zerstreut auffitzenden Hühner durch Treiber, ja sogar durch Reiter, oder durch einen Jäger mit einem Hunde, welcher die Hütte in weiter Entfernung umkreist, zutreiben lassen. Noch sicherer und glänzender ist der Erfolg, wenn der Ansitzende die verschiedenartigen Balztöne der Birkhähne oder das leise Gegacker der Hennen mit der Stimme treu nachzuahmen versteht, was man auf das Gelocke schießen nennt, indem dann der Hahn auf das entsprechende Gelocke meistens im Fluge, oder, wenn er auf der Erde balzte, laufend und zwar ziemlich sorglos herbeikommt und sich zum Schuße präsentirt. — In Gegenden, wo es viel Birkwild giebt, wie in Polen, Kurland u. s. w. befestigt man nicht weit von den Schießhütten entweder auf einer Stange oder auf einem Birkenaste einen ausgestopften Birkhahn, oder ahmt die Gestalt eines solchen aus schwarzem Filze oder Tuch nach und umgiebt die Augen mit einem scharlachrothen Tuchlappen, oder formt einen Birkhahn aus Holz, bestreicht die Form mit zerlassenem Schusterpech, bekleidet dieselbe mit Birkhahnfedern, bildet mit rothem Tuch die Augenwarze nach und stellt das Nachbild wie oben auf. Die zur Balzzeit höchst eifersüchtigen Birkhähne stürmen dann auf den vermeintlichen Nebenbuhler wie blind ein, oder baumen wenigstens in dessen unmittelbarer Nähe auf, so daß sie mit Leichtigkeit geschossen werden können, wobei man nöthigenfalls auch das oben erwähnte Zutreiben anwenden kann. Diese Nachbildungen

heißen Pulwanen und die Jagd mittelst derselben die Pulwanenjagd. Sogar im Herbst ist dieser Jagdbetrieb noch anwendbar und ergiebig.

2) Die Suche mit dem Vorstehhunde. Dieselbe ist, je nach der Jahreszeit und dem Terrain, entweder leicht und angenehm, oder höchst anstrengend und gefährlich. Letzteres ist der Fall in nassen Mooren und offenbaren Morästen, wo man von einer festen Stelle zur andern springen muß und bei einem Fehltritte in Gefahr kommt zu versinken, ersteres aber in trocknen Mooren, reinen Heidegegenden und bei starkem Froste. Man sucht das Birkwild mit unermüdlichen und weitsuchenden Hunden entweder im August und September, wo die Jungen fast ausgewachsen sind oder im Winter bei frischem Schnee und stürmischer Witterung auf, wo es sich drückt und den Hund ebenfalls gut hält. Regel ist es dabei, die alten und jungen Hähne wegzuschießen, alle Hennen aber zu schonen und die Kette möglichst bald zu sprengen. Alles übrige wie bei der Rebhühnersuche. Die Birkhühner liegen sehr fest, und können oft vor dem Hunde im Sitzen und Laufen geschossen werden. Wenn sie aufstehen, fliegen sie ziemlich langsam gerade aus und sind leicht zu treffen.

3) Der Fang in Netzen, Schlingen und Körben. Junge Birkhühner und auch alte Hennen kann man durch eine Lockpfeife, womit man die Töne der Jungen möglichst treu nachahmt sowohl zum Schuße bringen als auch in Stecknetze locken, und wenn man im Winter des Nachts bei Schneewetter mit 2 bis 3 Fackeln im Walde umhergeht, kommen die Birkhühner wie blind herangeflogen, so daß sie mit Decknetzen gefangen werden können. Auch lassen sie sich im Winter bei Schnee zuweilen trotz ihrer Scheuheit mit der Flinte anschleichen. Im Herbst fängt man auch manchen Birkhahn in Laufdohnen oder starken Schlingen, die man auf mit Heidekraut bewachsene Lehden oder zwischen Wachholdersträuche stellt. — In manchen Gegenden, wo das Birkwild häufig ist, wendet man auch zum Fangen desselben unten spitz zulaufende Körbe an, auf deren Oeffnung ein,

etwas kleinerer als diese, geflochtener, an einer Spindel leicht beweglicher Tellerdeckel paßt, der, so wie der Birkhahn die Kirrung und den Deckel berührt, umkippt, wodurch der Birkhahn in den Korb fällt, während der Deckel wieder zurückschlägt und nach wie vor die Oeffnung deckt.

Junges Birkwild ist zart und wohlschmeckend, und selbst das alte ist erträglich, wenn es erst einige Tage in Essig gelegen hat.

---

4) Das Haselhuhn (Tetrao Bonasia *L.*).

Auch das Haselhuhn wird, wo es keine Mitteljagd giebt, zur niederen Jagd gerechnet. Dasselbe hat in seiner Bildung viel Aehnlichkeit mit dem Rebhuhn, nur ist es etwas größer und stärker. Die Farbe des Hahnes ist braunroth mit weißen und schwarzen Schuppen, und unter der Kehle befindet sich ein großer schwarzer, mit Weiß eingefaßter Fleck, wodurch sich der Hahn schon in der Ferne von der etwas kleineren Henne unterscheidet, welcher diese schwarze Kehle fehlt. Die Beine sind fast bis auf die gefranzten Zehen befiedert. Der Hahn hat einen kurzen, etwas gekrümmten, schwarzen Schnabel, der der Henne, welche übrigens dasselbe Gefieder wie der Hahn hat, ist mehr hornfarbig. Auch ist bei ihr der warzige Ring um das Auge weniger groß als beim Hahne, und ganz blaßroth, während er bei diesem zinnoberroth ist. Das Haselhuhn ist selten über 2 Pfund schwer, fliegt ziemlich schnell und mit weit hörbarem Getöse, aber nicht hoch und läuft sehr schnell. Es ist weniger scheu als das Birkwild und auch weniger schlau, und drückt sich, überrascht, am Boden oder auf dem Baume. Sie sitzen meistens auf der Erde oder auf den untersten Aesten der Bäume. Ihre Stimme ist ein ziemlich lautes Pfeifen (Spissen), welches auf einer künstlichen Locke täuschend nachgeahmt werden kann.

Das Haselhuhn bewohnt meistens die großen ruhigen Gebirgswaldungen, die zugleich viel Haselgesträuch enthalten. In

Deutschland kommt es im Harz, häufiger im Thüringer Walde, am Fuße des Riesengebirges, in Baiern und Böhmen, noch häufiger in Preußen, Polen und allen nördlicheren Ländern vor, und ist überall Standvogel. Seine Nahrung kommt fast ganz mit der des Birkhuhns überein, nur liebt es besonders auch die Vogelbeeren. Seine Balzzeit fällt in den März und April. Die Hühner locken sich dann durch lautes Spissen zusammen und begatten sich auf der Erde. Die befruchtete Henne baut sich unter einem Strauche ein kunstloses Nest und legt in dasselbe 10—16 hellrostbraune, dunkler gefleckte Eier, die sie, ohne Beihilfe des Hahnes, binnen 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen, die bis zum Herbst schon ausgewachsen sind, bleiben bis zum Winter, oft sogar auch bis zum Frühlinge, mit den Alten in einem Volke (oder Kette) zusammen. Trotz seiner großen Vermehrung wird das Haselwild, weil es auf der Erde brütet, doch von dem Raubzeuge arg decimirt, und die Jungen sind oft so dumm, daß mehrere auf dem Aste sitzen bleiben, wenn man auch eins davon heruntergeschossen hat. Sie rufen sich, so lange sie ein Volk bilden, wie die Rebhühner zusammen.

Das Wildpret des Haselhuhns ist zart, weiß, äußerst schmackhaft und gehört zum feinsten Gerichte auf großen Tafeln. Gutschmecker ziehen das Haselhuhnwildpret allem andern Federwildpret vor, auf dasselbe folgt das der zarten, fetten, aromatischen Pfuhlschnepfe, hierauf das der stummen Schnepfe, dann das der Waldschnepfe im Herbst, auf dieses das der Becassine und der Waldschnepfe im Frühjahr, hierauf das eines jungen gebratenen Birkhuhns und dann erst das unseres Rebhuhns. Die Eigenthümlichkeiten des feinen Geschmacks von allem Federwilde entfalten sich am besten, wenn es am Spieße gebraten und mit Speck umwickelt wird.

Jagdbetrieb.

An schönen September- und Octobertagen, späterhin bei nassem Wetter und im Winter bei einer Neue hält das Haselhuhn den Hühnerhund gut aus, und kann vor ihm, entweder im

Fluge oder nachdem es aufgebaumt, geschossen werden. Eben so kann man eine gesprengte Kette, nach etwa einer halben Stunde, mit der Lockpfeife zusammenrufen, und wenn sie wieder aufgebaumt, herunterschießen, wobei man es vor Allem auf die schwarzkehligen Hähne absieht und die Hennen möglichst schont. — Das Fangen der vereinzelten gesprengten Hühner, mit Hilfe der Lockpfeife, in vorgelegten Steckgarnen, ist dem Schießen noch vorzuziehen, weil man dann einen Theil der Hennen wieder in Freiheit setzen kann; doch gehört trockenes Wetter dazu, weil bei nassem Wetter die Haselhühner nicht gern laufen, sondern lieber nach der Lockpfeife zu streichen (fliegen). — Auch während der Balzzeit folgt es dem Tone der Lockpfeife, fällt auf die umstehenden Bäume und kann dann von dem gut verborgen stehenden Jäger leicht geschossen werden. Auch in Hänge- und Steckdohnen (wovon später), so wie in Laufdohnen (siehe Rebhuhn) lassen sich die Haselhühner sehr leicht fangen; sie werden in beiden mit Vogelbeeren gekirrt. Besonderer Erwähnung verdient folgende Art Laufdohnen zu stellen: Man steckt da, wo sich Haselhühner gewöhnlich aufhalten, eine Menge Stäbe ganz nahe an einander, so daß sie einen langen Zaun bilden. Alle 6 Schritte etwa läßt man darin eine Oeffnung von etwa 4 Zoll Breite, in welche mehrere starke Schlingen von Pferdehaaren an Stäben befestigt so fängisch gestellt werden, daß das Haselhuhn mit dem Kopfe durchkriechen kann, wobei es erdrosselt wird. Auch kann man die Schlingen ganz so wie bei den Waldschnepfen aufstellen, sehe aber darauf, daß erstere gut ausgekehrt sind.

---

5) Die Wachtel (Perdix Coturnix *L.*).

Die Wachtel ist ein Zugvogel, kommt gewöhnlich Ende April oder Anfangs Mai bei uns an und zieht Ende September in einzelnen Völkern wieder fort nach Süden, meistens über das Mittelmeer nach Asien und Afrika. Sie ist in der Regel 7 bis 8 Zoll lang, 14—15 breit und 14—18 Loth schwer. Ihre

Grundfarbe ist bräunlich grau mit braunen, schwarzen und weißen Strichen, Bändern und Punkten niedlich gezeichnet. Die Kehle des Hahnes ist schwarzbraun, die des Weibchens (Henne oder schlechtweg Sie genannt) weißlich. Die Wachtel fliegt nicht gern hoch und weit, aber schnell, schnurrend und ruckweise fortschießend, meistens in gerader Linie, fällt bald und da wieder ein, wo sie sich sicher glaubt, und liegt dann sehr fest. Sie läuft dagegen schnell und gern, setzt sich nie auf Bäume und ist überhaupt ein munterer, aber schüchterner Vogel. Die Stimme oder das Schlagen des Wachtelhahns ist allgemein bekannt; der Lockton des Weibchens ist viel leiser und nicht zu beschreiben; er klingt fast wie: Pü, Pü. Die Wachteln begatten sich bald nach ihrer Ankunft im Mai, wobei die Hähne, die überhaupt sehr geil sind, hartnäckig um ihre Geliebte kämpfen. Sie leben anscheinend paarweise, doch unterstützt der Hahn die Sie weder beim Brüten, noch beschränkt er sich während dieser Zeit auf seine Sie, sondern paart sich mit andern Weibchen, die auch in der Regel in größerer Anzahl als die Hähne vorhanden sind. Andere nehmen gerade das Gegentheil an. Die befruchtete Sie scharrt erst spät, Mitte Juni oder Anfangs Juli, ein kunstloses Nest in einem Roggen- oder Weizenfelde aus, bedeckt es mit einigen Grashalmen und legt 8—14 ziemlich große, grünlich weiße, mit großen olivenbraunen Flecken gesprenkelte Eier hinein, die es in drei Wochen, jedoch selten alle, ausbrütet. Die Jungen sind in 1½ Monaten schon ausgewachsen und zerstreuen sich dann, überhaupt liebt die Wachtel nicht die Geselligkeit und lebt einzeln für sich. Sie findet sich überall in Deutschland, nirgends aber sehr häufig. Ihre Nahrung besteht in allerlei Getreide, Sämereien, grünen zarten Kräutern, Würmern, Insekten und Ameiseneiern. Mohn und Hanf sind Leckerbissen für sie. Ihre Feinde sind die der Rebhühner. Ihr Wildpret ist zart, saftig, fett, wohlschmeckend und dabei leicht verdaulich. Manche Gutschmecker erklären es für eins der feinsten Gerichte.

Jagdbetrieb.

Die Wachtel wird in der Regel blos gelegentlich bei der Hasen= oder Rebhühnersuche vor dem Vorstehhunde geschossen. Dagegen wird sie häufiger gefangen, und zwar entweder um der ausgezeichnet schlagenden Hähne habhaft zu werden, was wohl mehr Sache des Vogelstellers ist, oder um sie, als höchst wohlschmeckend, für die Küche zu verwenden. Im erstern Falle wird da, wo man einen ausgezeichneten Schläger hört, durch das betreffende Getreidefeld ein Stecknetz mit etwas engeren Maschen im Zickzack durchgestellt, sodann von dem dahinter liegenden Vogelsteller die Wachtel mit der Lockpfeife (dem Wachtelruf) herangelockt, und wenn sie das Netz umgeht, dasselbe Manöver auf der andern Seite des Netzes wiederholt, worauf sich die Wachtel zuverlässig fängt. Für die Küche bestimmte Wachteln kann man auch im August, wo sie nebst ihren Jungen am zartesten und fettesten sind, so daß sie kaum fliegen können, in Sommergetreideschwaden oder andern Sömmerungsfeldern, selbst auf den Stoppeln, mit dem Hühnerhunde aufsuchen, und, wie die Rebhühner, mit einem kleinmaschigen Tyras decken; auch kann dies früh vor Tagesanbruch oder Abends vor Sonnenuntergang mittelst der Lockpfeife geschehen, indem man theils den Ruf des Weibchens, theils den Schlag des Hahnes nachahmt; doch muß Boden und Wetter trocken sein. Auch können sie mittelst einer von 2 Personen an beiden Enden gehaltenen, mit Schellen versehenen Leine in die vorliegenden oder vorstehenden Garne aller Art getrieben werden; so z. B. in ein engmaschiges Treibzeug, in Stecknetze und in Hochgarne oder Klebenetze. Mit Vortheil bedient man sich auch bei diesem Fange anstatt der Lockpfeife schon früher eingefangener Lockvögel, die man vorher täglich gegen Abend mittelst der Lockpfeife zum Schlagen und Rufen aufgemuntert und mit guter Nahrung, namentlich etwas Hanfkörnern und Ameiseneiern, etwas hitzig gemacht hat. Man steckt dann in einer Gegend, wo es viel Wachteln giebt, ein hölzernes Gabelstäbchen ins Getreide, hängt daran den mit grüner Leinwand

überzogenen Bauer mit einem guten Lockweibchen, und umsteckt denselben im Quadrat winkelig mit Steckgarnen. Fangen nun besonders Abends die Männchen an zu schlagen und das Weibchen an zu locken, so laufen jene auf diesen reizenden Laut wie blind in die Garne. Besonders empfehlen sich zu gleichem Zwecke die bei den Rebhühnern schon erwähnten Hochgarne (Klebgarne), ebenfalls ins Quadrat gestellt, in Verbindung mit Stecknetzen, welche letztere am untern Ende der Klebgarne angebracht werden, wo diese etwas vom Boden entfernt stehen, mithin denselben nicht erreichen und eine Lücke lassen. Bei der Anwendung des Treibzeuges kurz vor dem Herbstzuge der Wachteln schneidet man in das noch mit Getreide besetzte Ackerstück, an dessen Ende man am andern Tage mit Anbruch des Tages das Treibzeug vorlegen will, schmale Stege nach dem Treibzeuge hin aus, hängt über Nacht die Lockbauer aus, und treibt am Morgen, wenn die Sonne abgetrocknet hat, die Gäste mittelst der Leine ein.

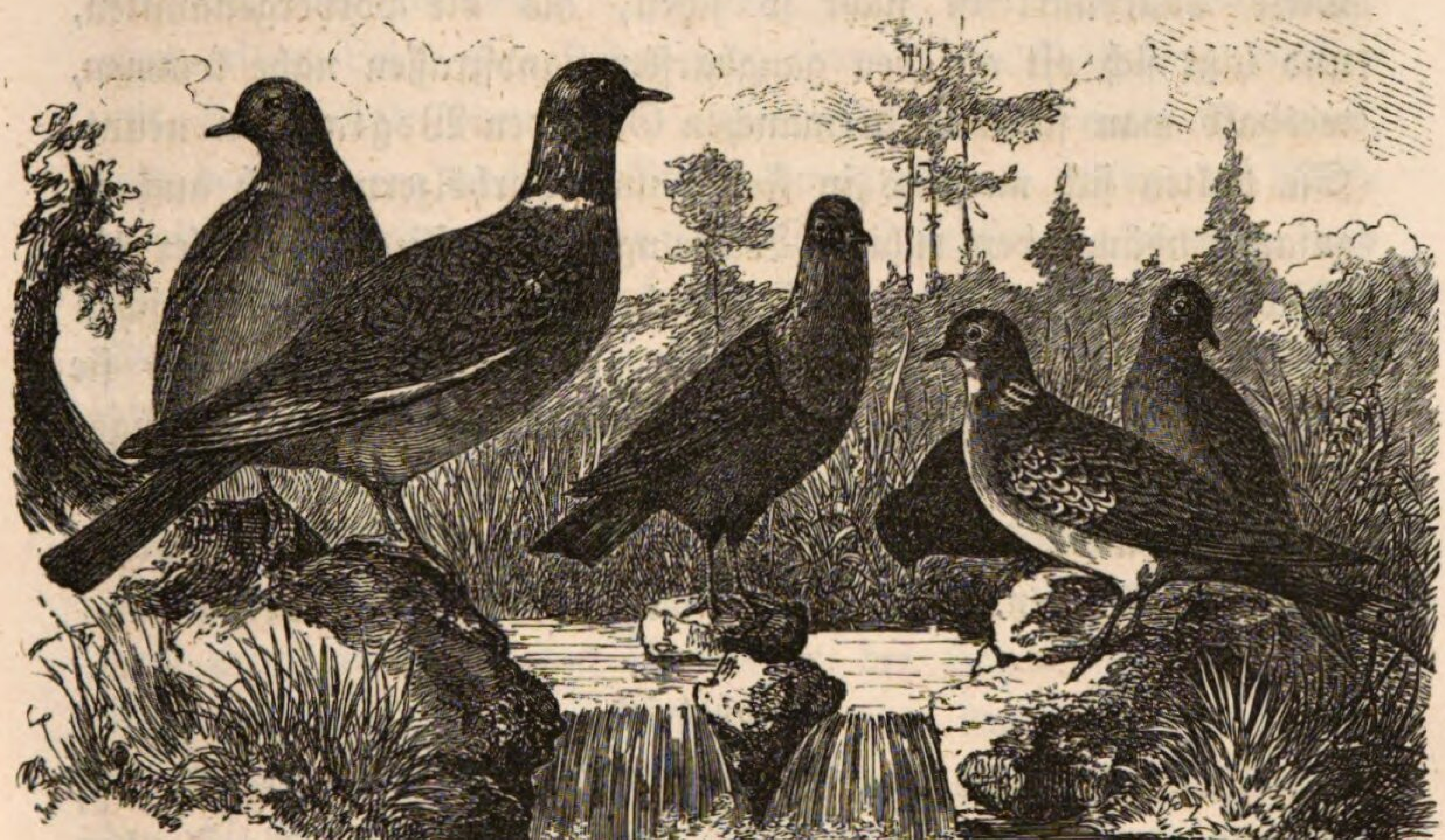
---

6) **Die wilden Tauben** (Columbae).

Die wilden Tauben sind Zugvögel, kommen im Frühling zeitig bei uns an, hecken während des Sommers in Deutschland und ziehen im Frühherbst wieder in wärmere Gegenden. Sie leben bei uns sehr gesellig in Wäldern und felsigen Gegenden, und zwar Paar und Paar, legen in ein kunstlos gebautes Nest 2 rein weiße Eier, machen jährlich wenigstens 2 Bruten und schlagen im Fluge mit den Spitzen der Flügel zusammen. Das Fleisch der jungen Tauben ist zart, das der alten aber zähe, doch erhält man eine vortreffliche Kraftsuppe von einer alten Taube. Bei uns in Deutschland kommen überhaupt im Freien nur drei Arten von wilden Tauben vor.

1) Die Ringeltaube (Columba Palumbus *L.*). Auch große Holztaube genannt. Bläulichaschgrau mit weinrother Brust, an jeder Seite des Halses ein halbmondförmiger, weißer Fleck. Ein anderer weißer Fleck auf dem Flügel. Um den Hals hat

sie einen weißen Ring. Sie ist die größte unter den wilden Tauben, ungefähr 18 Zoll lang, lebt in Wäldern und vorzüglich im Nadelholze. Sie sitzt gern hoch, und vermehrt sich besonders stark, wenn die Fichtensamen gerathen. Ihr Fleisch ist etwas schwarz, doch ganz schmackhaft; besonders angenehm wird es vom Genuß der Heidelbeeren. Ihre Nahrung besteht in allen Arten von Oelsaat, Getreide, dem Samen der Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias *L.*), Kirschen, Eicheln, Buchern und kleinen Gartenschnecken. Auch die Salzlecken liebt sie. Sie nistet gewöhnlich im Gipfel hoher Nadelbäume oder Eichen, ist sehr scheu, lebt einsam, hat eine laute heulende Stimme, und läßt sich sehr schwer oder fast nie beschleichen.



Ringeltaube. Hohltaube. Turteltaube.

2) Die Hohltaube, kleine Holztaube (Columba oenas *L.*), auch Blautaube genannt. Schiefergrün oder mohnblau, mit weinrother Brust, die Seiten des Halses grün schillernd; der Schnabel gelblich, die Nasenhaut roth, auf den Flügeln, anstatt der Flügelbinden, zwei schwarze Flecken. Gleicht in der Größe unserer blauen Haustaube, lebt bei uns in großen Zügen in dichten Waldungen und Vorhölzern, ist weniger scheu als die

Ringeltaube, ihre Stimme gleicht mehr der unserer Haustauben, nistet in hohlen Bäumen, liebt Salzlecken und Salzquellen und heckt 2 Mal im Jahre. Das Fleisch der Jungen ist sehr zart. Im October ziehen sie fort, im Februar, wenn kein Schnee mehr liegt, kommen sie oft schon wieder.

3) Die Turteltaube (Columba turtur *L.*) Kaum einen Fuß lang, Vorderhals und Brust schön weinroth, Bauch und untere Schwanzdeckfedern weiß, Scheitel und Nacken aschgrau, Rücken, Bürzel und die oberen Schwanzdeckfedern braun gefleckt und isabellgelb; Flügeldeckfedern braun und rostfarb geschеckt. Schwingen schwarzbraun. Zu jeder Seite des Halses ein schwarz und weiß geschеckter Fleck. Alle Federn scharf abgerundet. — Diese Taubenart ist nicht so scheu, als die vorhergenannten, und läßt sich oft auf den gangbarsten Landstraßen nahe kommen, weshalb man sie auch in manchen Gegenden Wegtauben nennt. Sie halten sich meistens in Feld= und Vorhölzern, doch auch in zusammenhängenden ruhigen Waldungen auf, fliegen schneller als die beiden andern Arten und sind im Allgemeinen weniger scheu als diese. In Thüringen, wo sie auf Fichten nisten, sind sie sehr häufig. Ueberhaupt scheint Fichtensamen zu ihrer Lieblings=nahrung zu gehören, außerdem Heidelbeeren. Auch lieben sie Salzlecken und Sulzen sehr. Ihre eheliche Zärtlichkeit ist sprich=wörtlich geworden. Sie machen im Jahre nur ein Geheck.

Jagdbetrieb

Der geeignetste Monat für die Taubenjagd ist der August, weil die Jungen da schon völlig ausgewachsen und die Tauben dann am fettesten sind. Das Beschleichen der wilden Tauben mit der Flinte ist im Allgemeinen sehr schwierig, erfordert große Umsicht, List und Geduld, und gelingt nur, wenn man durch einen Baum oder Busch, Graben oder Hohlweg begünstigt, sich unbemerkt zu nähern vermag, die Taube mag auf einem Baume sitzen oder ihre Aesung auf dem Felde suchen. Auch kann man sich an Feldrändern anstellen, wo die Tauben Morgens und Abends auf bestimmten Bäumen auszuruhen pflegen. Einen un=

gleich bessern Erfolg hat man zu erwarten, wenn man im Stande ist, durch eine treue Nachahmung der Stimmen verschiedener Taubenarten dieselben schußmäßig herbeizulocken, was namentlich in der Nachbarschaft von Salzlecken (sogenannten Sulzen) oder salzigen Quellen am besten gelingt, indem man dort die auf den nächsten Bäumen einfallenden Tauben aus einer kleinen Hütte beschießt. Auch kann man bei den Sulzen eine ausgestopfte oder die erste geschossene Taube, durch kleine Gabeln gestützt, als Locktaube aussetzen, um dadurch die vorüberstreichenden zum Einfallen zu bewegen. Zur Sulze nimmt man gepulverten Coriandersamen Süßholz, Meisterwurz, Eisenkraut, Hasel- und Eberwurz, Liebstöckel, Fenchel und Anis, ebenfalls gepulvert, von jedem eine Handvoll und ein paar Händevoll Salz und mengt dies mit feinem, trocknem, altem Lehm (am besten von einem alten Backofen), welcher mit Häringslake oder Urin angefeuchtet wird, unter einander, setzt dem Ganzen noch ein Pfund Honig zu und schlägt die Masse in einen Sulzkasten,wie beim Rehe S. 70 beschrieben worden, und überstreut den halb eingetrockneten Teig mit Hanfkörnern, Erbsen, Wicken, Linsen, Weizen und dem Samen der unechten Akazie (Robinia Pseudacacia *L.*), welcher auch eine Lieblingsäsung der Rebhühner ist. Man kann auch einzelne wilde Tauben in den Sulzen mit Leimruthen fangen, indem man eine rohe, fichtene, quirlartig zugeputzte Stange mit Leimruthen besteckt oder kann auch Leimruthen vor den Nesthöhlen der Hohltauben anbringen. Noch zweckmäßiger ist es, wenn man über den Sulzen oder noch besser über einer Salzquelle einen kleinen Herd mit Schlagwänden, die mit trockenem Pferdemist bedeckt werden, anlegt, um denselben Fallbäume anbringt, auf welche die ankommenden Tauben auffußen können, auf den Herd einige lang angefesselte Locktauben setzt, und dann aus einem kleinen, gut mit Buschwerk verblendeten Hüttchen die Schlagwände zurückt, wenn ein ganzer Flug oder doch eine lohnende Anzahl Tauben auf den Herd eingefallen sind.

---

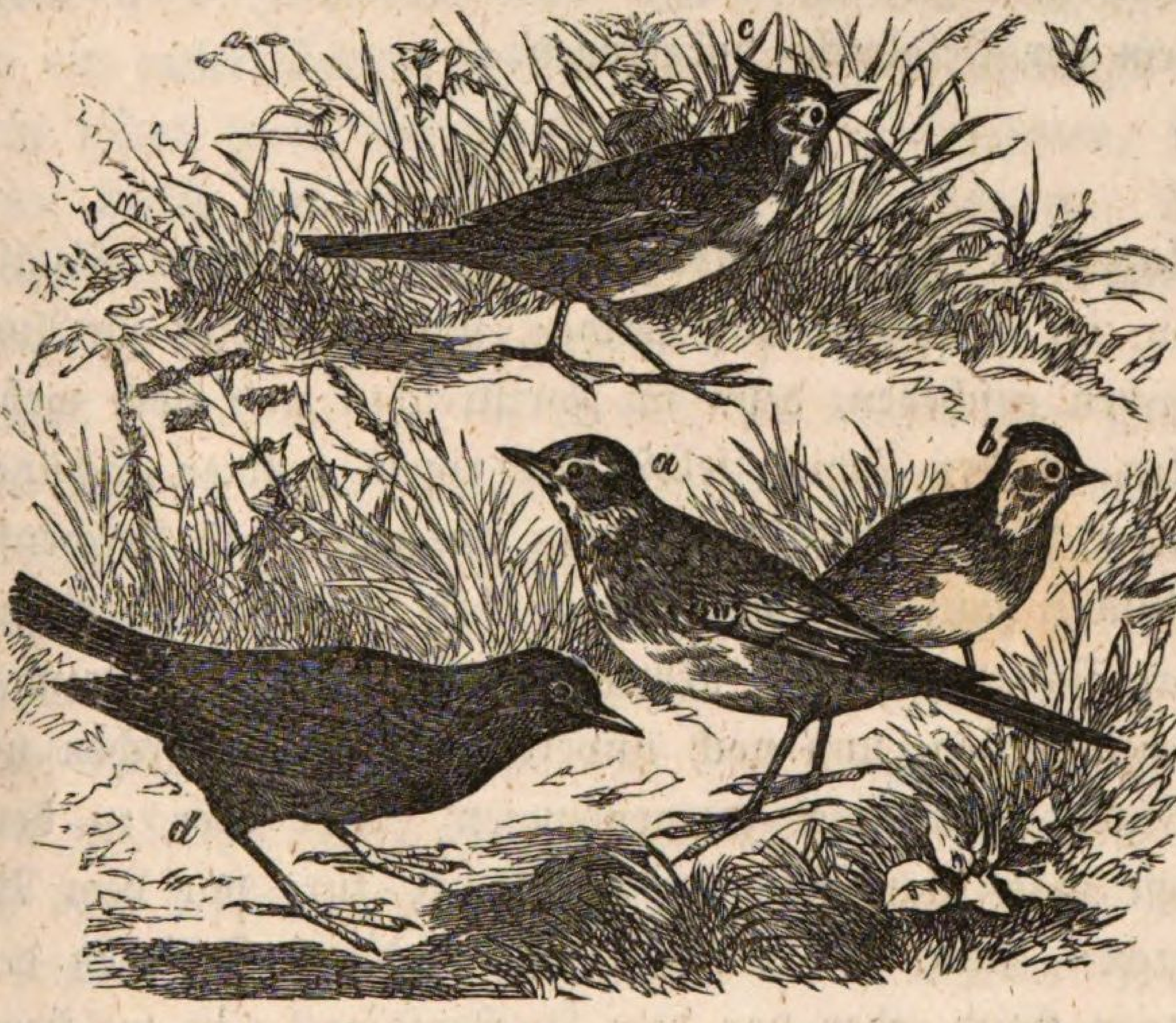
b) Singvögel.

1) Die Lerche (Alauda).

Davon finden sich in Deutschland 3 Gattungen vor: 1) Die Feldlerche, auch gemeine Saatlerche genannt, (Alauda arvensis *L.*). Dieselbe ist in Deutschland sehr häufig, variirt etwas in der Größe (die gewöhnliche Länge ist 7 Zoll) und noch mehr in der Farbe, indem das Braune auf dem Rücken zuweilen ins Rostrothe übergeht. Ihr Gefieder ist dem der Wachteln ähnlich, obenher braun, dunkler gefleckt, Scheitel und Stirn rostgelb, die Unterseite weißlich, etwas graugelblich, mit graubraunen Längsflecken. Sie kommt als Verkündiger des Frühlings, so bald der Schnee wegthaut, oft schon im Februar, bei uns an, und wird deshalb und wegen ihres geraden, schraubenförmigen Aufsteigens in die Luft, wo sie ihren lauten trillernden Gesang hören läßt, freudig begrüßt. Im September bis Ende October zieht sie nach und nach in starken Zügen, wobei sich die unsrigen und die aus nördlichern Gegenden kommenden nach und nach ablösen, in wärmere Gegenden. Die Lerche macht sich im freien Felde ein einfaches Nest, legt 4—6 graue, dunkler gefleckte und punktirte Eier hinein und brütet 3 Mal im Jahre. Die Jungen zerstreuen sich sehr bald, doch immer in der Nähe der Alten. Ihre Nahrung besteht in Insekten, Insektenlarven und Eiern, Sämereien und Grünem, besonders Hafer und Brunnenkresse. Man hält sie des Gesanges wegen auch im Zimmer, wo man ihnen einen mit Tuch bedeckten Käfig und das gewöhnliche, hinreichend bekannte Nachtigallenfutter giebt.

2) Die Haubenlerche (Alauda cristata *L.*), auch Wegelerche genannt. Sie ist etwas stärker und heller als die gewöhnliche Lerche, hat einen etwas längeren und stärkeren Schnabel und ist im nördlichen Deutschland ein Stand- und Strichvogel. Sie kann die 8—10 langen, spitzen, schwärzlichen Kopffedern in

eine Haube aufrichten. Die Haubenlerche ist weniger häufig als die gemeine Lerche, findet sich aber überall und kommt im Winter mit Sperlingen und Goldammern in die Städte und Dörfer, vor die Scheunen und auf die Landstraßen. Ihr Gesang ist angenehm, ihr Wesen feurig und streitsüchtig, ihre Nahrung die der Feldlerche. Sie läuft sehr schnell, fliegt wenig und immer nur kurze Strecken weit hinter einander fort und setzt sich nicht selten auf Bäume und Dächer. Ihr Nest macht sie hinter Erdschollen oder Staudengewächse und Sträuche in Gärten, auf Lehmwänden oder Strohdächern und legt in dasselbe 4—5 weißgraue, dunkelbraun gefleckte Eier. Ihr Wildpret ist gut von Geschmack, doch selten fett bei uns.



a Feldlerche. b Heidelerche. c Haubenlerche. d Staar.

3) Die Baumlerche, Waldlerche, Heidelerche (Alauda nemorosa s. arborea *L.*). Sie ist kleiner als die vorigen, aber ebenfalls mit einer Haube versehen. Ueber dem Auge weg und um den Hinterkopf herum läuft ein weißer Halbring. Der Schwanz ist kurz und die Spitzen der vier ersten Steuerfedern sind weiß. Sie ist ebenfalls weniger häufig als die Feldlerche, wie diese

Zugvogel und kommt mit dieser an und zieht auch wieder mit ihr fort. Im Frühling und Sommer steigt sie sowohl von der Erde als vom Gipfel eines Baumes hoch in die Luft auf und bleibt daselbst oft halbe Stunden lang schweben, ohne sich merklich zu bewegen. Ihr Gesang ist flötenartig und zärtlich melancholisch. Sie ist sehr gesellig und verträglich, nistet im Heide= und Farrenkraut und unter Wachholderbüschen, oder in nahen, an die Nadelhölzer anstoßenden Saat= und Brachfeldern, brütet zwei Mal und legt das erste Mal 5, das zweite 4 dunkelgraue, braungefleckte Eier. Die Baumlerche findet sich übrigens auch in hohen Gebirgswäldern, ihre Nahrung ist die der Feldlerche, nur möchten wir noch Rübsaat, Lein, Hanf, Mohn und Hirse hinzusetzen. Ihr Wildpret wird in Bezug auf Geschmack und Zartheit von Gutschmeckern noch dem der Feldlerche vorgezogen.

Jagdbetrieb.

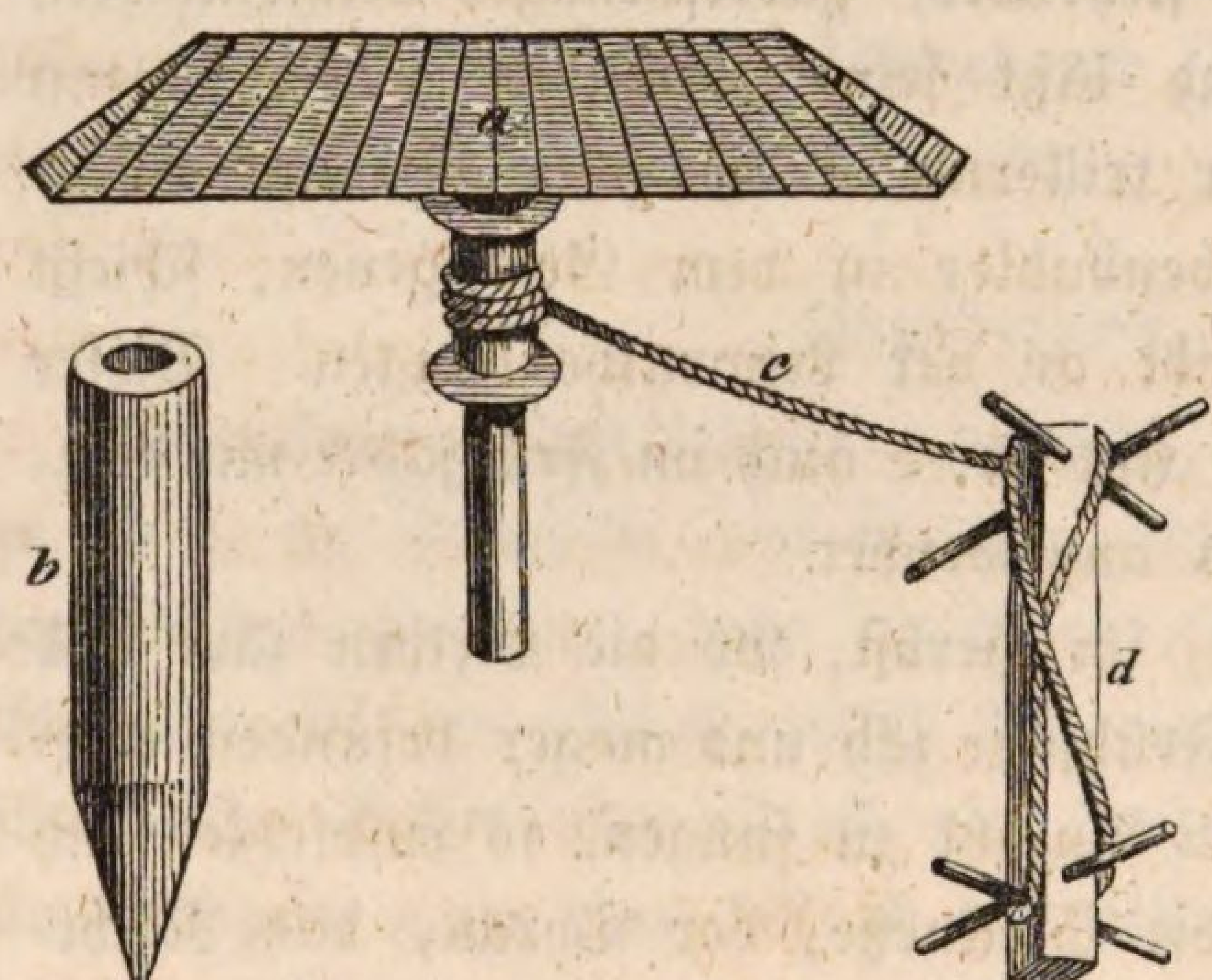
Angehende Jagdliebhaber schießen, um sich im Flugschießen zu üben, im Frühjahr nach Lerchen, und muß dies im Aufsteigen der Lerchen geschehen, denn im Fortstreichen und noch mehr beim Einfallen ist der Schuß selbst für einen geübten Schützen sehr schwierig. Besser aber ist es, man unterläßt das Lerchenschießen im Frühjahr ganz oder übt es nur sehr mäßig aus; denn es ist schon an sich unrecht, die armen Vögelchen zur Paar= und Brütezeit wegzuschießen, und noch unverantwortlicher, Lerchen und andere Vögel, Raubvögel ausgenommen, ihrer Eier zu berauben. Dagegen mag man sich zur Herbstzeit, kurz vor dem Wegzuge der Lerchen, wenn sie bereits streichen, durch Schießen derselben aus freier Hand oder vor dem Lerchenspiegel, in welchem Falle aber ein Gehilfe den Spiegel bewegen muß, wovon später, belustigen, was eine sehr gute Uebung und auch einträglich ist. Man schießt übrigens Lerchen, sowie andere kleine Vögel, stets nur mit dem feinsten Vogeldunst.

Will man im Frühjahr durchaus einige Lerchen fangen, um sie im Zimmer aufzubewahren, und später als Lockvögel zu verwenden oder sich ihres Gesanges im Zimmer zu erfreuen, so kehrt

man, wenn noch etwas Schnee liegt, einen ziemlich großen Platz auf dem Felde mit einem Besen rein ab, bestreut erstern mit Hafer, stellt ein Schlaggarn fängisch daneben auf und ruckt mittelst einer langen Leine zu, wenn mehrere Lerchen auf dem Platze einfallen. Man kann auch einen ordentlichen Herd mit zwei Schlaggarnen errichten und einen Lockvogel oder bei starkem Sonnenschein einen Spiegel auf denselben stellen, worauf die Lerchen noch begieriger einfallen. Auch kann man den Platz blos dicht mit Leimruthen bestecken, an denen die Lerchen sodann kleben bleiben. Oder, was noch einfacher ist, man bindet einem lebenden Männchen die Flügelspitzen über dem Schwanz zusammen und befestigt daran ein kleines, in die Höhe stehendes, gabelförmiges Leimrüthchen, geht damit aufs Feld und läßt sein Männchen laufen, wenn sich eben ein guter Sänger trillernd in die Höhe schwingt. Letzterer sieht sofort einen Nebenbuhler in dem Gefangenen, schießt auf diesen herab und bleibt an der Leimruthe hängen. Dieser Fang heißt der Lerchenstich und wird auch im Frühjahre mit demselben Erfolge beim Finken angewendet.

Kommt es darauf an, im Herbst, wo die Lerchen zart und fett sind, während sie im Frühjahr zäh und mager befunden werden, Feldlerchen in größerer Anzahl zu fangen, so empfehlen sich hierzu der Lerchenspiegel, die Stecknetze, der Tyras, das Nachtnetz und das Taggarn oder Klebegarn. Wir haben schon beim Fange der Rebhühner erwähnt, daß der Fang im Hoch- oder Klebegarn zu kostspielig ist und zuviel Menschen erfordert. Dies gilt auch vom Lerchenfange, obschon der Fang, bei stillem Wetter, welches dazu durchaus erforderlich ist, oft sehr lohnend ausfällt, in Betracht der Kosten und Mühe aber unverhältnißmäßig theuer ist, wofür wir Jester als Gewährsmann anführen, welcher die Kosten eines vollständigen Garnes zu einer Stellung von 8 Wänden und 10—12 Garnen zu jeder Wand, mit den dazu gehörigen Leinen und Stangen auf 400 Thaler berechnet. — Zum Bedecken der Lerchen mit dem Tyras, wozu der Herbst ebenfalls die beste Zeit ist, muß man entweder einen abgerichteten oder einen ausgestopften Falken haben. Man verfährt dabei, wie bei den Reb-

hühnern angegeben; auch kann man einzelne, sich vor dem Falken fest am Boden drückende Lerchen mit der Lerchenhaube, einem in Gestalt eines Fischhamens verfertigten und an einer mäßig langen dünnen Stange befestigten kleinen Netze decken. — Die Stecknetze müssen noch engere Maschen haben, als die für Wachteln, werden, selbst bei widrigem Winde, den Furchen querüber, im Herbst in Stoppelfeldern, wo sich Lerchen aufhalten, ausgesteckt und die Lerchen entweder mit der Treibleine oder mit dem Falken nach den Netzen, deren man wenigstens 16—24 Stück, jedes 15 Ellen lang, haben muß, zugetrieben. — Einfacher ist der Fang mit dem Lerchenspiegel. Derselbe besteht



aus einem in Form eines Prisma gehobelten dicken Brete, welches ringsum mit kleinen Spiegelscheiben belegt wird (siehe die Abbildung bei a), aus einem Stiele, um den die Schnur c geschlungen ist, und welcher seinerseits in die Spindel b paßt, und aus dem Kreuzbocke d, um welchen der Rest der Schnur aufgewickelt wird. Man kann diesen Fang nur im Herbst bei recht hellem Sonnenschein und unbewölktem Horizonte anwenden, stellt auf einem dazu vorbereiteten Platze im Stoppelfelde zwei gegen einander schlagende Wände auf, gräbt in der Mitte zwischen diesen beiden Wänden die Spindel so ein, daß sie nur etwa 2 Zoll hoch aus der Erde hervorragt, steckt in diese das Heft oder den Stiel des Lerchenspiegels und verbirgt sich in einer verhältnißmäßig entfernten zu diesem Zweck besonders ausgegrabenen Grube. Sowie Lerchen vorüberstreichen, bewegt man mittelst der Schnur den Spiegel, auf dessen Flinkern und Blitzen die Lerchen haufenweise herbeieilen und während sie denselben noch umflattern, mit

den Schlagwänden bedeckt und gefangen werden. Gut ist es, wenn man, bis wenigstens die erste zum Ruhrvogel zu verwendende Lerche gefangen ist, mit einem Meisenpfeifchen in kurz abgebrochenen, gleichen, sehr hohen Tönen das Gelock der Feldlerche so natürlich als möglich nachzuahmen im Stande ist. Mehr als einmal hat a. d. Winckell Vormittags von 8—11 Uhr 2—2½ Schock Lerchen auf diese Weise fangen sehen und selbst gefangen.

Die einfachste und am wenigsten umständliche Art, viele Lerchen zu fangen, ist der Gebrauch des Nacht- oder Decknetzes. Das Decknetz für Lerchen wird von starkem grauem Garn spiegelig gestrickt, hat 1¼ Zoll große Maschen, ist gewöhnlich 16—20 Ellen lang und 10—12 Ellen breit. An den beiden langen Seiten desselben wird eine federspuldicke Leine durchgezogen, die so lang wie das Garn ist und an den Enden Oesen hat, um die Tragstangen anschleifen zu können. Dies sind 10—12 Ellen lange und 2 Zoll dicke, glattgehobelte tannene Stangen. An diesen Stangen wird das Netz mittelst um die Leine geschlungener Schleifen überall festgebunden. Auch an der schmalen Seite des Netzes wird eine dünne Leine durch die Maschen gezogen und diese an beiden Stangen befestigt. Damit aber das ausgespannte Netz beim Tragen in der Mitte nicht bauchig herabhänge, werden zwei starke Bindfaden ins Kreuz durch die Maschen gezogen und an den Enden der Tragstangen befestigt. Wenn man die eine Hälfte des Garnes an der rechten, die andere an der linken Tragstange aufwickelt und dann das Ganze oben, in der Mitte und unten mit kurzen Leinchen zusammenbindet, läßt es sich leicht transportiren und wird auch so am besten an einem trocknen und luftigen Ort, vor Mäusen geschützt, aufbewahrt.

Will man im Herbst mit diesem Nachtnetz streichen, so ermittelt man am Abend erst, auf welchem Hafer- oder Gerstenstoppelfelde viele Lerchen liegen, ja man kann auch dieselben vor Eintritt der Nacht, d. h. ehe der Abendstern am Himmel sichtbar wird, von allen Seiten her, jedoch mit Vorsicht und langsam

durch Knaben in das betreffende Stoppelfeld zusammentreiben lassen. Dann schlägt man das Garn auseinander, je ein Mann faßt die Tragstange in der Mitte mit dem rechten und respective linken Arme an und Beide tragen nun das prall angezogene Netz, hinten etwas gesenkt und nachschleppend, über die Stoppeln. Am besten gelingt der Fang, wenn die Nacht weder zu dunkel noch zu helle ist. Stehen Lerchen auf, was sie durch einen eigenen Ton anzeigen, so wird das Netz auf den leisen Ruf: Deck! zur Erde gesenkt. Die gefangenen Lerchen werden durch die Maschen hervorgezogen, und drückt man ihnen entweder die Köpfe ein oder sie werden durch festes Zusammendrücken der Rippen getödtet. In der Regel geht noch ein Mann hinter dem Netze her, theils um das Netz, wenn es hinten an Etwas hängen bleiben sollte, frei zu machen, theils um die vorliegenden Lerchen zum Aufstehen zu bringen. Sollten sich zufällig junge Hasen, Wachteln oder Rebhühner gleichzeitig unter dem Netze befinden (die letzteren werden jedoch durch das Aufstehen der Lerchen gewarnt und streichen zeitig fort), so muß man sogleich den Rock über dieselben werfen und sie sofort tödten, wenn das Netz nicht arg beschädigt werden soll. Will man den Fang bis nach Mitternacht fortsetzen, so müssen die Männer an den Tragstangen durch andere abgelöst werden oder wenigstens unter sich wechseln, weil das nöthige und stete pralle Anziehen des Garnes sehr ermüdet. Man macht mit dieser allerdings mühsamen Fangart oft sehr lohnende Geschäfte in einer Nacht. Mit Hilfe derselben werden auch jährlich die vielen Tausende von Lerchen gefangen, die als Leipziger Lerchen berühmt in den Handel kommen, übrigens aber in der Regel in der weiteren Umgebung von Leipzig, namentlich um Halle herum und im Anhaltschen gefangen werden. Gleich nach dem Einfangen werden die Lerchen bis an die Köpfe gerupft, das Gescheide wird nicht ausgezogen (Andere entfernen jedoch dasselbe mit einem kleinen Häkchen). Sollen sie nicht weit verschickt werden, so wickelt man jedes Stück einzeln in Maculaturpapier und stellt sie in einer flachen Schachtel dicht neben einander auf. Bei sehr warmem Wetter und, wenn sich bereits Spuren von

Fäulniß am Kopfe zeigen, und bei sehr weiter Versendung, löst man die Köpfe ab. Im letztern Falle gießt man auf den Boden eines steingutenen Topfes, oder noch besser eines eichenen Fäßchens eine Lage zerlassenen Schmalzes, bringt auf diese eine Lage aufrechtstehender Lerchen, auf diese wieder eine Lage Schmalz und so abwechselnd fort, bis Topf oder Fäßchen voll sind. Die Versendung geschieht bei möglichst kühlem, ja kaltem Wetter. Beim Verbrauch werden die Lerchen herausgenommen, vom überflüssigen Schmalz gereinigt und am Spieß gebraten. Der gute Geschmack der sogenannten Leipziger Lerchen, von denen das Schock der besten und fettesten oft mit 2 Thalern bezahlt wird, soll nach Einigen von dem in der dasigen Gegend und im Anhaltschen wild wachsenden Knoblauch, nach Andern aber von dem dort wild wachsenden Hirse herrühren. Jedenfalls muß die Lerche erst einige Tage gelegen haben, wenn sie gut schmecken soll.

Die Haubenlerchen werden meistens nur einzeln gefangen, die Heidelerchen aber in der Regel auf einem eigenen für sie errichteten Vogelherde, dem Heidelerchenherde, und zwar oft in großen Massen. Am zweckmäßigsten wird dieser Herd auf Wiesen und Lehden solcher Vorhölzer angelegt, an welchen diese Vögel gern anfallen. Es gehören dazu 2 straff angezogene Schlagwände, ein rein gekehrter, mit schwarzer Erde überfahrener und mit Hirse, Hanf, Lein und Hafer überstreuter Herd, Ruhr- und Lockvögel, eine Hütte für den Vogelsteller und eine Lockpfeife. Die Stellzeit fängt mit Kreuzerhöhung (den 14. September) an und die beste Fangzeit sind die frühen Morgenstunden. — Die Haubenlerchen fängt man an Scheunen und auf Landstraßen am besten mit vorgeworfenen Weizenähren mit langen Stielen, welche letztere man mit Vogelleim bestrichen hat, und welche sie sich beim Picken an den Aehren auf die Flügel werfen und kleben bleiben.

2) Der Staar (Sturnus vulgaris *L.*).

Der Staar, dessen Uniform hinlänglich bekannt ist, gehört zu den Zugvögeln, kommt im März bei uns an und zieht im October wieder weg. Er nistet in hohlen Bäumen und brütet zweimal. Man hegt die Staare, weil sie viele Insekten und deren Eier und Larven, sowie Raupen verzehren, gern in Gärten, indem man kleine Brütkästen, die sie gern beziehen, an hohe Bäume hängt, und nimmt ihnen auch zuweilen die Jungen, die zwar zart, aber nach Einigen fad von Geschmack sind, während Andere dieselben wieder delikat finden. Sonst lieben sie Vorhölzer von Laubholz, gehen im Felde besonders zur Zeit der Ernte dem Getreide nach, und die schwarzgrauen Jungen streichen vor und in der Heuernte in zahlreichen Zügen in den Wiesenthälern herum, um, namentlich auf abgemähten Stellen, Insekten und Würmer aufzusuchen. Abends ziehen sie in großen Schwärmen stark mit Rohr bewachsenen Teichen zu, um daselbst im Rohr zu übernachten. Leider frißt der Staar auch Aas.

Jagdbetrieb.

Der Fang der Staare beginnt um Johannis. Man legt nämlich kurz vor der Heuernte, nicht weit von einem beschilften Teiche, in welchem die jungen Staare zu übernachten pflegen, einen kleinen Theil einer Wiese durch Abmähen blank und errichtet auf dieser Stelle einen Herd ohne Strauchwerk, wie der Lerchenherd, überstreut denselben mit Ameiseneiern und todten Regenwürmern, nimmt 2 große Schlagwände, wie sie beim Drosselfange gebraucht werden, errichtet Fallbäume, stellt Ruhr- und Lockvögel auf, und ruckt Abends, wenn die Staare zum Uebernachten ins Rohr streichen und dabei in Schwärmen auf den Herd einfallen, die Schlagwände zu. Dieser Fang dauert so lange, bis die Wiesen überall gemäht sind, indem die Staare dann überall Nahrung finden und nicht mehr auf den Herd gehen. — Außerdem werden sie auch in ihrem nächtlichen Aufenthalte in

einem wie ein Fischhamen gestalteten und dem Rebhühner-Treibzeuge gleichenden, mit Seitenflügeln versehenem Garne gefangen, hinter welches auf einen Pfahl eine Laterne mit einem brennenden Lichte gesetzt wird. So wie es ganz dunkel ist, werden die Staare mittelst einer Schellenschnur von ihren Lagerplätzen aufgescheucht und fliegen dann dem Lichte zu und in das Garn. Noch weit ergiebiger ist der Fang mit einem aus 4 Seitenwänden und einem Himmel auf hohen Pfählen errichteten Netze, mit dem man des Abends spät einen Theil des stark mit Vögeln besetzten Rohres überzieht und letztere am Morgen aufjagt und gefangen herausnimmt. Unreelle Fänger reißen dann den Staaren die Köpfe ab, nehmen sie aus und verkaufen dieselben in die nächste Stadt als Krammetsvögel.

---

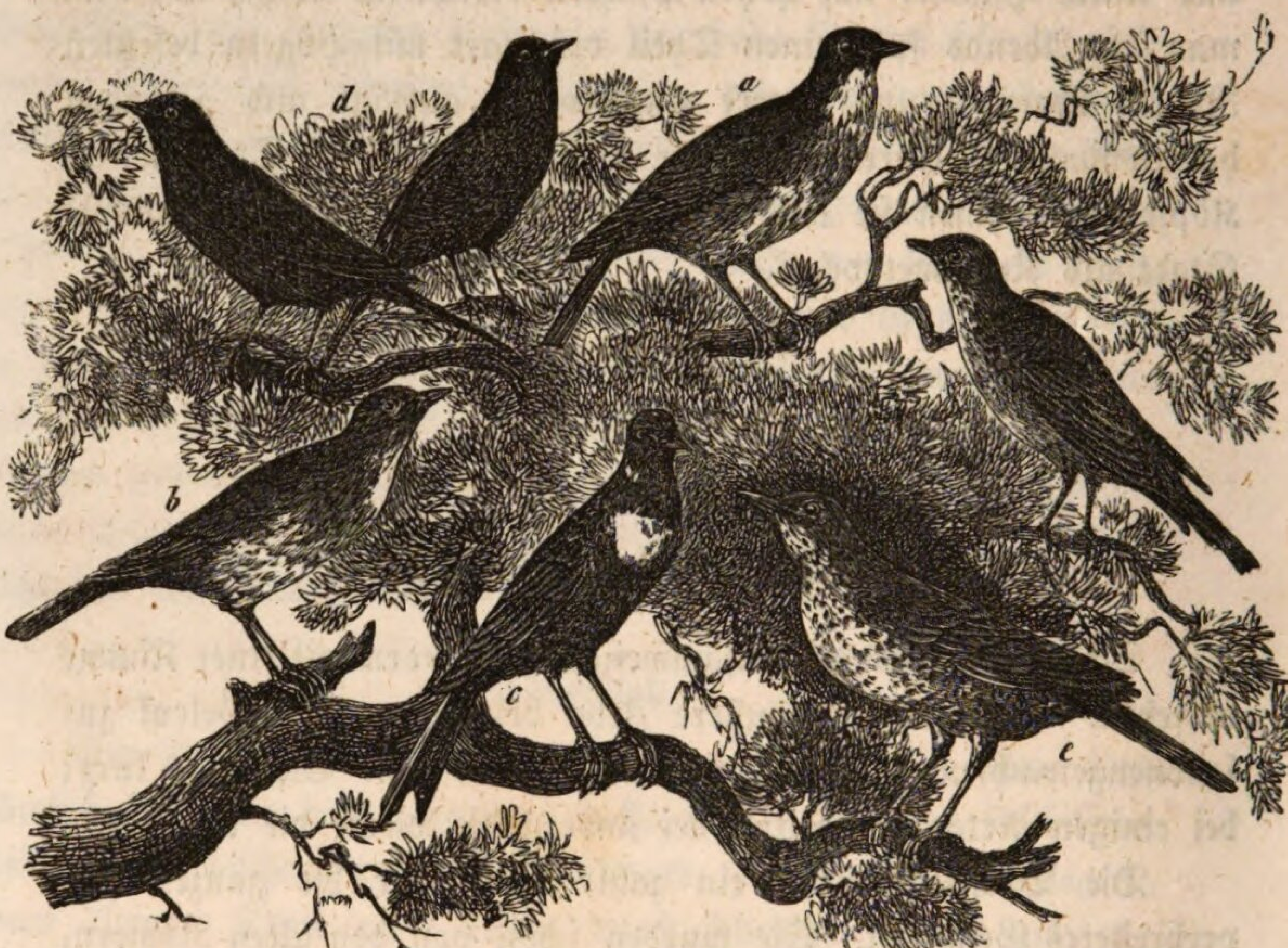
3) **Die Drosseln** (Turdi).

Schnabel schneidend, zusammengedrückt, vorn mit einer Kimme versehen. Mittlere und äußere Zehe bis zum ersten Gelenk zusammengewachsen. Flügel mittelmäßig; die erste Schwinge kurz; bei einigen Arten die dritte, bei andern die vierte die längste.

Die Drosseln bilden ein zahlreiches über die ganze Erde verbreitetes Geschlecht. Sie wurden schon von den alten Römern, wegen ihres im Winter höchst saftigen und schmackhaften, angenehm schmeckenden Fleisches zu Tausenden verspeist (nil melius turdo) und in großen Häusern gehegt und gefüttert. Sie gehören zu den stark gebauten Singvögeln; stehen in der Größe zwischen Staar und Elster, sind gesellig, haben einen hüpfenden Gang und einen melodischen Gesang; sind scheu und vorsichtig, bewohnen Wälder und Gebüsche und sind theils Stand-, theils Zugvögel. Ihre sehr künstlichen Nester sind halbkugelförmig, außen von Moos und Wurzeln gebildet und inwendig mit Lehmerde ausgekleidet. Sie nisten 2 Mal im Jahr und legen 4—6 grünliche Eier; ihre

Nahrung besteht in Würmern, Insekten und Beeren. Sie werden eingetheilt in **Ganz-** oder **Großvögel** und **Halbvögel**. Zu ersteren gehören:

1) **Die Misteldrossel**, auch **Schnarre**, **Ziemer** genannt (Turdus viscivorus *L.*). Rücken olivenbraun; Unterseite weißlich, an der Brust mit dreieckigen, am Bauch mit halbmondförmigen, schwärzlichen Flecken besetzt. An den Deckfedern der Flügel



a Singdrossel. b Rothdrossel. c Schildamsel. d Schwarzdrossel. e Misteldrossel. f Krammetsvogel.

weiße Spitzen, die Unterseite der Flügel ganz weiß. Auch an den 3 äußern Schwanzfedern weiße Spitzen. — Die Misteldrossel ist die größte Gattung von Drosseln, in Deutschland ein gemeiner Zug- und Strichvogel, der oft im December noch anwesend ist und im Februar schon wiederkommt. Sie ist dumm und scheu, nährt sich von Insekten, Regenwürmern und Beeren, besonders Mistel (Visc. album), und läßt die unverdauten Kerne der Mistelbeeren auf die Zweige der Bäume fallen, wo sie in der aufge-

sprungenen Rinde Wurzel schlagen. Sie macht jährlich 2 Geniste auf Bäumen.

2) Der Krammetsvogel oder die Wachholderdrossel (Turdus pilaris *L.*). Obenher aschgrau, mit braunen Oberrücken- und Schulterfedern, untenher weißlich. Die Brust mit verkehrt herzförmigen, der Bauch mit dreieckigen Flecken versehen. Einer der schmackhaftesten Vögel, der sich vorzugsweise von Wachholderbeeren (Krammetsbeeren) nährt. Er kommt in großen Schaaren aus dem Norden Mitte October und Anfang November bei uns an, ist scheu, hüpft viel auf der Erde herum, obgleich er auf hohen Bäumen nistet, und hat einen unbedeutenden Gesang. Wenn er sich zum Ueberwintern bei uns anläßt, zieht er dennoch bei sehr strenger Kälte im Januar weiter südlich, und ist dieser Strich dann für den Vogelfang sehr einträglich.

3) Die Ringdrossel, Schildamsel, Schneedrossel (Turdus torquatus *L.*). Schwarzgraulich, mit weißgesäumten Federn, unten schwarz, mit einem weißen halbmondförmigen Schilde auf der Brust. — Nistet im Norden, kommt in großen Zügen Mitte September bei uns an, hat ein sehr zartes Fleisch, ist dann sehr fett, und wird unter den Drosseln deshalb besonders geschätzt. Ihr Gesang ist angenehm aber weniger laut. Ihre Nahrung ist die der beiden vorhergenannten.

Halbvögel.

4) Die Singdrossel, Zippe, Weißdrossel (Turdus musicus). Obenher olivengrau, die Schwingen mit rostgelben Spitzen, ihre Unterseite etwas rostgelb, Kehle weiß, Bauch mit eirunden, dunkelbraunen Flecken. — Aehnelt der Misteldrossel in der Färbung, ist aber viel kleiner. Ein beliebter Singvogel. Sie ist es, die durch ihren Unrath die Bäumchen der Ebereschen und Wachholdersträuche auf Mauerzinnen verbreitet. Sie ist ein echter Waldvogel, nistet bei uns, geht aber von Mitte September an einzeln nach Süden, und kehrt von da im März oder April wieder zurück. Sie vertilgt schädliche Waldinsekten, viele Raupen

und Larven, richtet aber in Weinbergen durch Ablesen der reifsten Beeren viel Schaden an. Ihr Wildpret wird sehr geschätzt.

5) Die Rothdrossel, Weindrossel, Waldrossel (Turdus iliacus *L.*). Oberleib olivenbraun; Brust mit dreieckigen, dunkelbraunen, an der Seite mit olivenbraunen Flecken; untere Deckfedern der Flügel orangenroth, Brust, Seiten des Halses und Bauches mit schwärzlichen Längsstrichen, Bauch selbst weiß. Die Weindrossel ist die kleinste von unsern Drosseln, brütet nicht bei uns, hat einen angenehmen Gesang, ein höchst schmackhaftes Fleisch, nährt sich von Insekten in Weinbergen, weniger von Weinbeeren und hat ihren Namen wahrscheinlich vom Weinmonate, in welchen der Hauptzug fällt. Sie zieht meist bei Nacht.

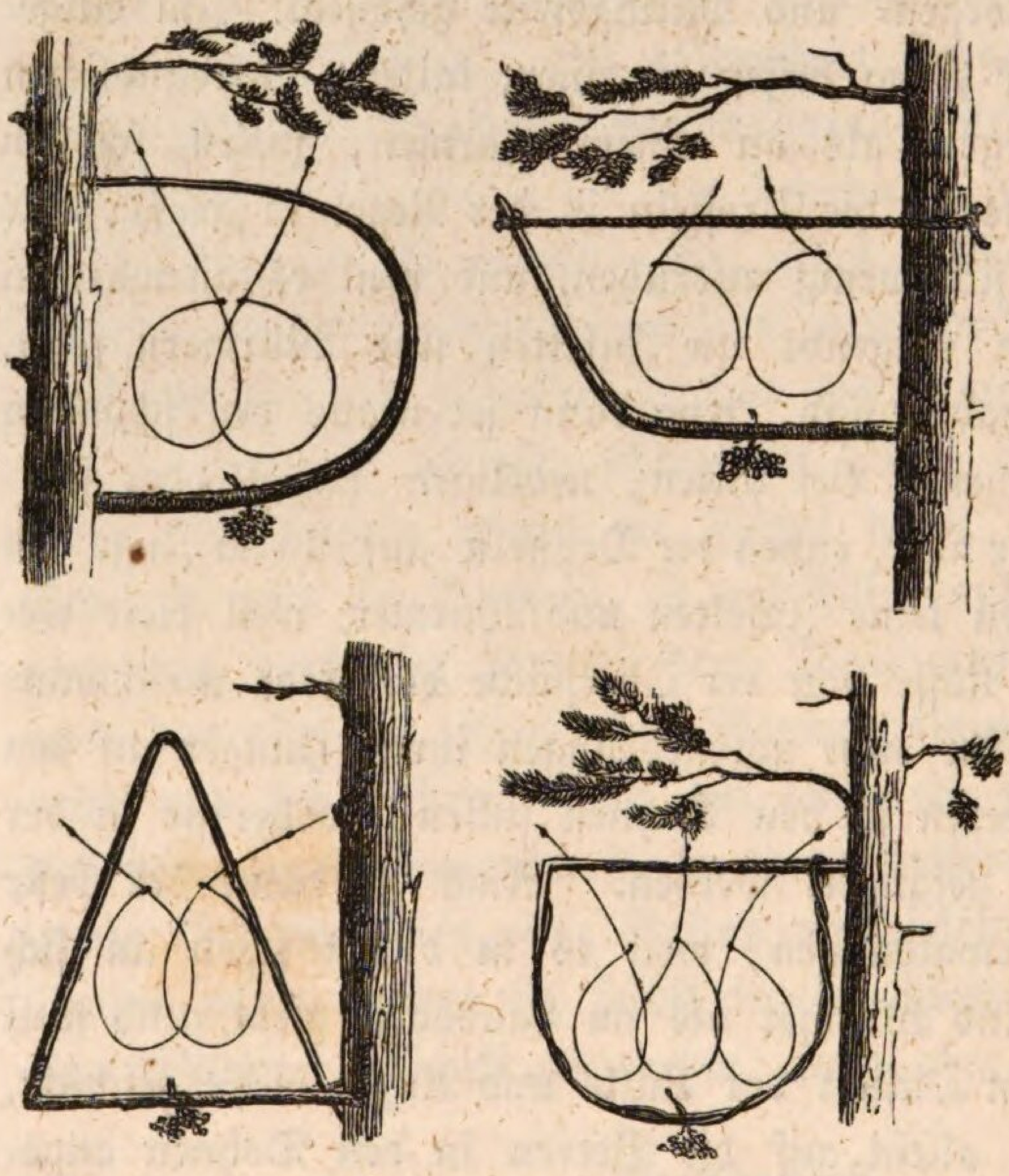
6) Die Schwarzdrossel, gemeine Amsel (Turdus merula *L.*). Schwarz, mit goldgelbem Schnabel; Weibchen und Junge mehr schwarzbraun, mit weißgrauer Kehle und undeutlichen Flecken am Vorderhalse. — Ein beliebter, in der ganzen alten Welt bekannter Singvogel. Er nistet 2 Mal bei uns im Gebüsch oder in Reisighaufen, meistens mannshoch vom Boden. Die Amsel ist bei uns Standvogel und wohl auch Zugvogel zugleich. Sie ist munter, lebhaft, schlägt im Sitzen den Schwanz in die Höhe und bewegt etwas die Flügel dabei; läuft viel auf der Erde, ist gern im Dunkeln, ist auf Alles aufmerksam und wachsam und verkündet sowohl dem Jäger auf dem Anstande als auch den Thieren durch ihre Warnungslaute, daß etwas rege wird und sich nähert. Sie hat dabei ein so gutes Gedächtniß, daß sie in der Gefangenschaft, in einem finstern Bauer aufbewahrt, ganze Liedermelodien ohne Anstoß nachpfeifen, und wenn ihr die Zunge gelöst worden ist, selbst einzelne Wörter nachsprechen lernt. Ihr Wildpret schmeckt angenehm, sieht aber etwas schwarz aus.

Jagdbetrieb.

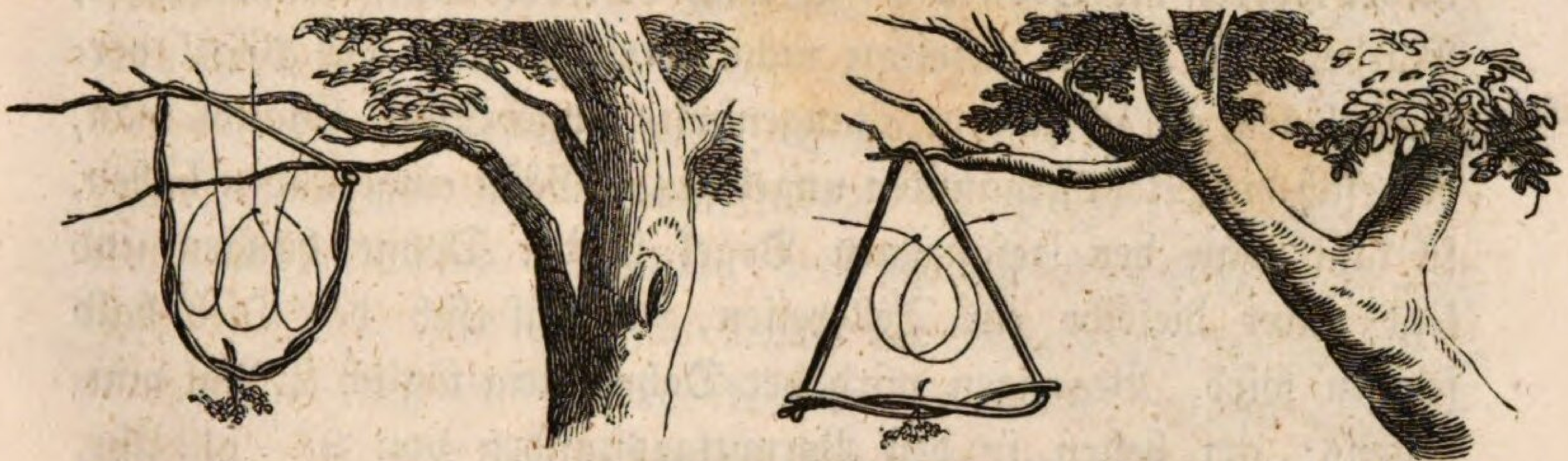
Sämmtliche Drosselarten werden nur selten und nur beiläufig geschossen; doch ist es eine gute Uebung für junge Jäger, indem man sich unter dem Schutz deckender Gegenstände sehr vorsichtig anschleichen muß, will man anders zum Schuß kommen.

Die Drosseln werden in Dohnen, Sprenkeln, mit Leimruthen und auf dem Herde gefangen. Am meisten sind die Steck- und Hängedohnen im Gebrauch, erstere besonders im Nadel-, letztere im Laubholze. Die Mistel- und Wachholderdrosseln fangen sich lieber in Laufdohnen. In Menge in Vorhölzern und im Dickicht des Waldes auf alten Holzwegen oder sonstigen schmalen lichten Streifen zu beiden Seiten und im Verband (Quicunx) aufgestellte Dohnen nennt man einen Dohnensteig oder Vogelschneiße, in manchen Gegenden auch Stricke, obgleich man damit eigentlich die Dohnen selbst bezeichnet. Hauptsache ist, daß man zur Anlegung eines Dohnensteiges solche Vorhölzer und Dickichte wählt, wo erfahrungsgemäß viele Zugvögel im Herbste anfallen, was am liebsten auf der Morgen- und Mittagsseite geschieht. Im Allgemeinen gelingt der Fang besser an einem kalten, unfreundlichen und nebeligen Morgen, als an einem warmen, stillen schönen Tage, weil an letzterem die Drosseln in der Regel in großer Eile vorüberziehen und sich wenig ausruhen, und weil es an warmen und schönen Tagen nirgends an Insekten und Würmern fehlt, die, wenn sie zu haben sind, jene dann jedenfalls den schönsten Vogelbeeren vorziehen. Bei kalten, nebeligen Tagen oder stürmischem Regenwetter aber, ruhen die Drosseln auf ihrem Zuge oft tagelang aus, finden keine Insekten und Würmer, weil diese wegen der Kälte und Nässe von der Oberfläche der Erde verschwunden sind, und müssen nun nothgedrungen ihren Hunger an den süß anlockenden Beeren in den Dohnen stillen, wobei sie in der Regel in Massen gefangen werden. Auch ist dann der beste Fang in den Kieferwaldungen, weil es in diesen schon an sich weniger Insekten und Würmer als im Laubholze giebt, und weil die Drosseln hier im Dickicht vor Kälte und Regen mehr geschützt, aber zugleich auch allein auf die Beeren in den Dohnen angewiesen sind. Es ist zweckmäßig, wenn der Dohnensteig nicht weit von dem Wohnorte des Jägers entfernt und so geführt ist, daß sich das Ende dem Anfange wieder anschließt, weil die Schneiße dadurch leichter und selbst in entgegengesetzter Richtung begangen werden kann, theils um die gefangenen Vögel besser und früher

auslösen, theils um die Schneiße besser in Bezug auf unberechtigte Eingriffe von beiden Seiten her unerwartet controliren zu können. Auch berücksichtige man bei der Anlegung des Dohnensteiges den Rand der Vorhölzer und die Blößenränder im Dickicht, damit die vorüberstreichenden Drosseln durch die frei hängenden und schon von Weitem leicht erkennbaren rothen Beeren desto eher zum Einfallen angelockt werden. Dies wird jedenfalls geschehen, wenn die Beeren auf dem Baume ihre volle Reife erlangt, und durch Aufbewahren in einem Keller ihre schöne rothe und frische Farbe erhalten haben. Auch Absprünge und Widergänge macht man zuweilen, um Unbefugten das Auffinden des Dohnensteiges zu erschweren. Bis Ende August muß man mit dem Aufputzen des Dohnensteiges und mit dem Wegräumen des abgehauenen Reisigs fertig sein, so daß man Anfang September die Dohnen aushängen kann. Sie werden in der Regel nicht enger als 5 und nicht weiter als 10 Schritte von einander entfernt ausgestellt, und zwar dichter an Stellen, wo man einen besseren Fang zu erwarten hat. Die für die Nadelholzarten bestimmten *Steckdohnen*, von denen wir hier eine Abbildung geben, werden schon im Sommer in im Stangenholze gemachte Bohrlöcher befestigt, damit letztere gehörig verharzen, die *Hängedohnen* dagegen werden erst wenige Tage vor dem Be-



ginne des Fanges ausgehängt, und einfach über einen 4—6 Fuß hoch vom Stamme abstehenden fingersdicken Ast und zwar so übergestreift, daß sie nach vorn nicht abfallen können, in welcher Absicht sie wohl auch durch ein kleines Nebenästchen mit dem Hauptaste verflochten werden. Die hier ebenfalls abgebildeten Hängedohnen gewähren noch den großen Vortheil, daß sie



leicht abgenommen und an anderen Stellen, wo zufällig der Fang sich als besser herausstellt, wieder ausgehängt werden können. Außerdem giebt es auch sogenannte Bastdohnen. Bei diesen sind die Schlingen oder Haarschleifen in Lindenbast eingebunden, mit welchem sie um das dünne Stangelholz auf dem Steige festgebunden werden. Die Schlingen selbst werden nicht gleich fängisch gestellt, sondern man läßt diese in den Dohnen erst mehrere Tage lang hängen, damit sich das Haar, wie man sagt, erst aushängt und durch die feuchte Waldluft die richtige Drehung annimmt, weil man sonst nie eine gut gerundete und feste Schleifenstellung erhält, was auch zu berücksichtigen ist, wenn man neue Schlingen, anstatt der auf irgend eine Art unbrauchbar gewordenen, einzieht. In den ersten Tagen des September werden die Dohnen eingebeert und fängisch gestellt; man wählt dazu nur kleinere, durch Zerreißen der großen erhaltene Eberesch-Dolden, die höchstens 15—20 Beeren enthalten, indem sich an großen, denen auch überhaupt leichter beizukommen ist, die Drosseln satt fressen, ohne sich zu fangen. Die Schlingen müssen übrigens so hängen, daß zwischen ihnen und dem Trittbalken der Dohne, in welchem die Ebereschen stecken, ein höchstens 3 Finger hoher Raum übrig bleibt und die 2 oder 3 Schlingen etwas übereinander greifen. Da wo

man Verdacht hegt, daß die schlauen Schwarzdrosseln die Dohnen fast täglich ausleeren, ohne sich zu fangen, weil jenes im Fluge geschieht, bringt man über die Beeren noch sogenannte Unterschlingen an, womit die Beerentraube senkrecht umstellt wird. Dann werden die Schlingen mit dem der Oese entgegengesetzten Ende einfach an den Trittbalken der Dohne angeschleift. In der Regel werden die Dohnen 5 Fuß hoch von der Erde, damit Füchse, Marder und Katzen dieselben nicht erreichen und die Vögel herausnehmen, an schwachem Stangenholze angebracht. Glaubt man, daß sich die zuletzt genannten ungebetenen Gäste eingefunden haben, so läßt man den gefangenen Vogel in der Dohne hängen und legt unter dieselbe ein Tellereisen, worauf sich der Dieb bald fangen wird. Begangen wird der Dohnensteig täglich 2 Mal mindestens; am besten in den Vormittagsstunden von 9—11 Uhr, da sich in den frühen Morgenstunden die meisten Vögel fangen, und in den späten Nachmittags- oder Abendstunden, damit keine Vögel über Nacht in den Dohnen hängen bleiben. Auch muß man dabei stets mit einer hinreichenden Menge Vogelbeeren, einem Messer und mit ausreichenden Reserve-Schleifen oder Schlingen versehen sein, um nachbeeren und nöthigenfalls neue Schleifen einziehen zu können. Läßt man absichtlich einige Vögel in den Schlingen hängen, und findet man diese nach einiger Zeit vorsichtig herausgenommen, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß zweibeinige, ungefiederte Diebe vorhanden sind. Wenn auf jede fünfte der aufgestellten Dohnen, ein gefangener Vogel kommt, so nennt man dies einen mittelmäßigen Fang, in günstigen Jahren aber, wo es wenig Beeren und bei rauher Herbstwitterung auch keine Insekten und Würmer giebt, steigert sich der Fang höchstens auf $1/3$ der vorhandenen Dohnenzahl. Die gefangenen Drosseln werden an demselben Tage noch bis an den Kopf gerupft, wie die Lerchen, und das Gescheide, wenigstens der Krammetsvögel, auch in der Regel nicht ausgezogen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir einer interessanten Bemerkung unseres erfahrenen Mitverfassers, Herrn Biermann, gedenken. Nach derselben kommen namentlich im Herzogthum

Aremberg=Meppen, sowie im angrenzenden Oldenburgischen und in der Grafschaft Lingen von jeher sehr starke Wanderzüge von Drosseln vor. Auf den unabsehbaren Heidefeldern und Sandsteppen daselbst erheben sich nur spärliche und zerstreut liegende Waldungen, in denen zur Herbstzeit alles von Krammetsvögeln webt und lebt und wo dieselben auch in großer Zahl gefangen werden. Früher wurden dieselben nach Münster verkauft, seit dem Bestehen der Eisenbahnen aber werden sie oft sehr weit verfahren und theuer bezahlt, weshalb sich auch jetzt die Zahl der Vogelfänger sehr vermehrt hat. Auch Verf., in der Nähe eines Kiefernwaldes wohnend, betreibt den Vogelfang mit dem besten Erfolge, und hat sich, behufs der Ermittelung der Frage, ob in früheren Jahren die Züge der Krammetsvögel stärker gewesen, wie man hin und her behauptet hat, und ob dieselben in früheren Jahren in größerer Anzahl als jetzt gefangen worden seien, seit 20 Jahren die Zahl der Vögel sorgfältig notirt, die in einer durchschnittlichen Anzahl von je 2600 Dohnen gefangen worden sind. Das Resultat enthält nachstehende Tabelle, woraus erhellt, daß im Durchschnitt jährlich 658 Vögel gefangen wurden, wonach auf 4 Dohnen immer ein Vogel kommt, mithin das umstehend für günstige Jahre angegebene Drittel also noch nicht erreicht ist, obgleich in den einzelnen Jahren, wie 1839, 40, 41, 51 und besonders in den Jahren 1852 und 1853 der Fang allerdings sehr bedeutend war.

Jahr.	Vögel.	Jahr.	Vögel.	Jahr.	Vögel.	Jahr.	Vögel.
1838	562	1843	513	1848	466	1853	1096
1839	867	1844	685	1849	592	1854	517*)
1840	880	1845	412	1850	723	1855	640
1841	876	1846	511	1851	845	1856	707
1842	598	1847	325	1852	1031	1857	325

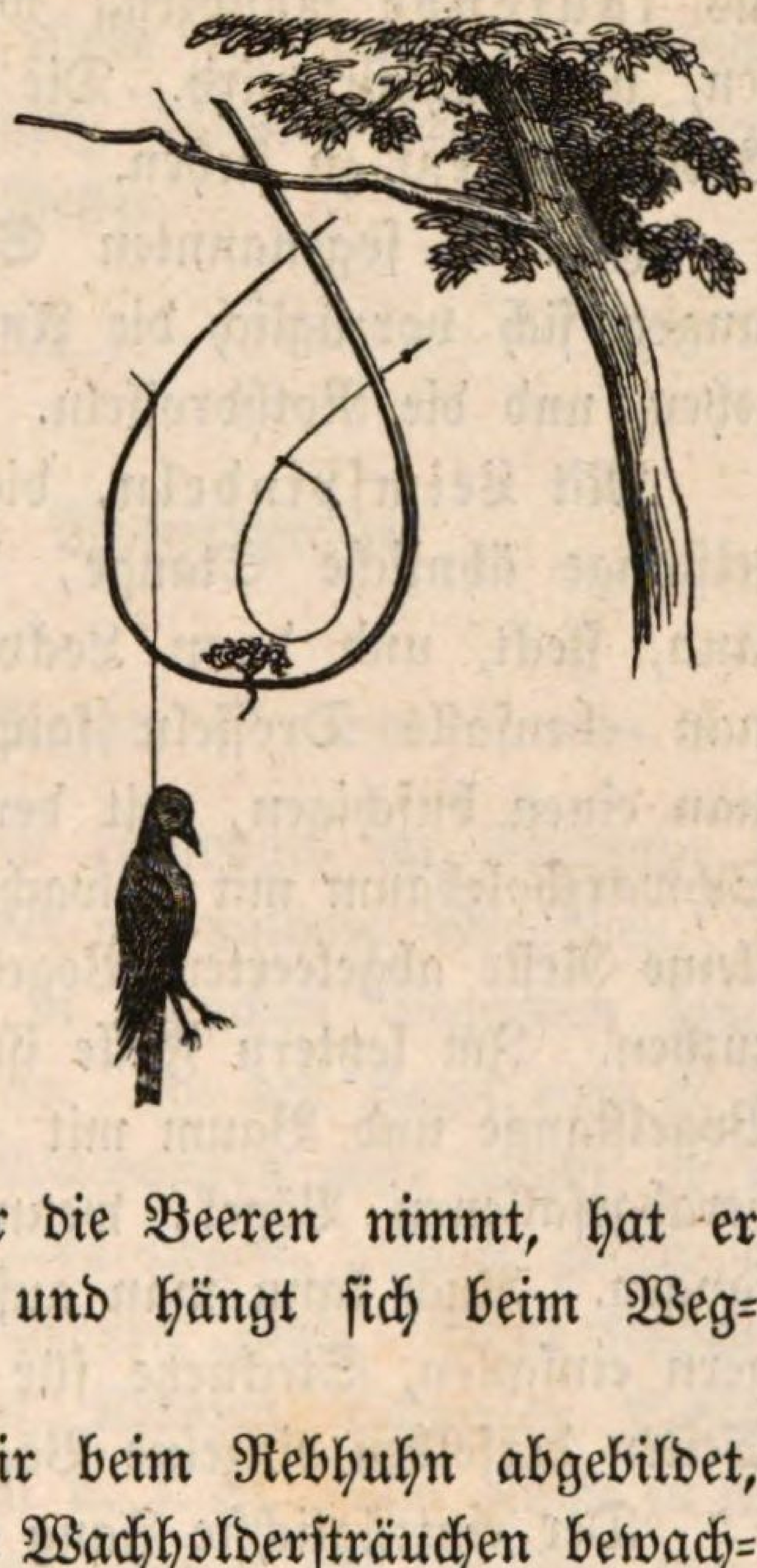
*) Mangel an Vogelbeeren.

Die stärksten Züge und mithin auch die stärksten Fänge fallen nach Herrn Biermann zwischen den 1. und 20. October. Wo im Nadelholze einzelne Laubholzstellen vorhanden sind, da ist der Fang vorzüglich gut.

Außerdem bemerkt Herr Biermann, daß die in seiner Gegend gebräuchlichen Dohnen wesentlich von den oben angeführten und abgebildeten abweichen, und diese auch an Zweckmäßigkeit übertreffen, wofür allein schon der Umstand bürgen soll, daß in dasiger Gegend so viel Vögel gefangen werden (?). Er beschreibt die Verfertigung und das Stellen dieser Dohnen, dort allgemein„ Stricke" genannt, wie folgt:

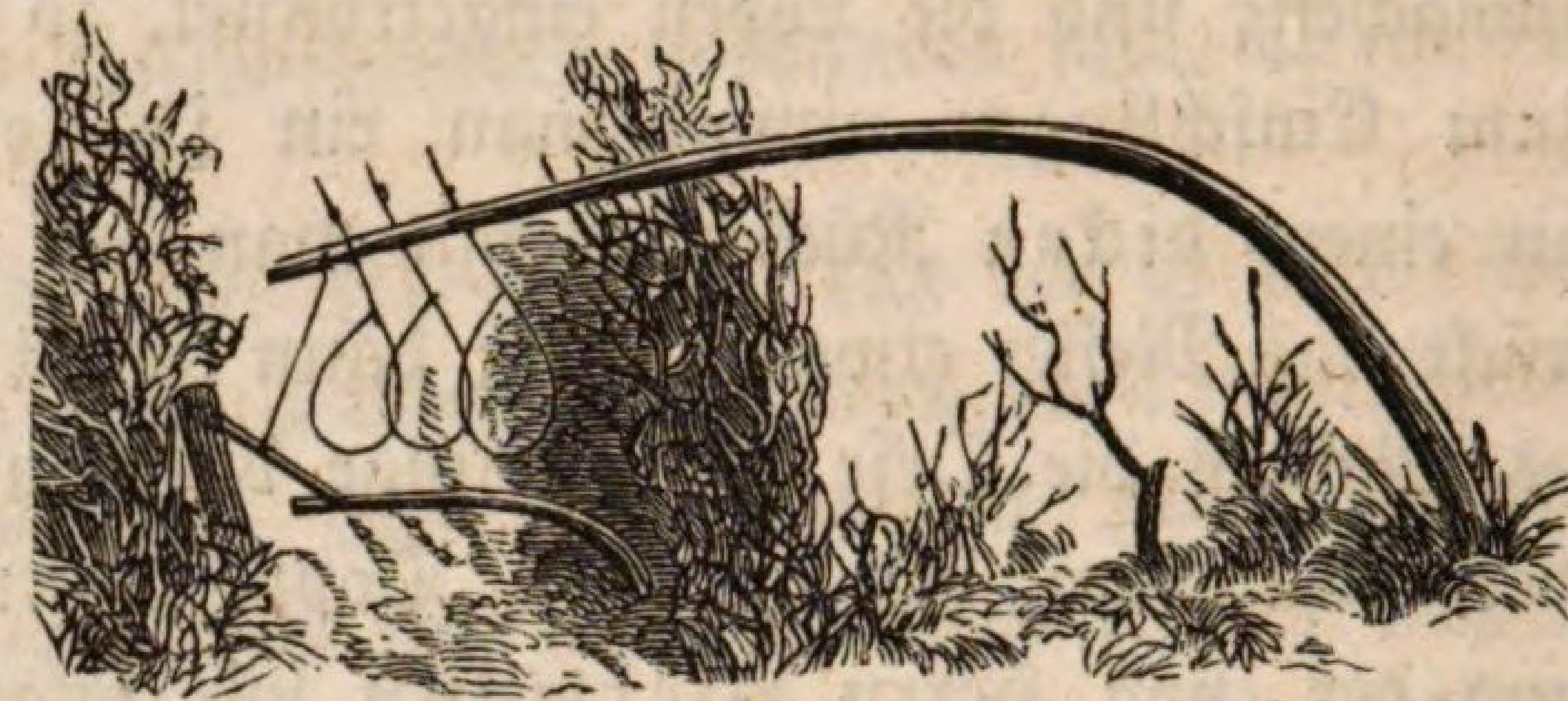
„Zuerst verschafft man sich eine gute Anzahl Pferdehaare, wäscht diese erst von allem Schmutze rein, kämmt die kürzeren unbrauchbaren heraus und schneidet sie an beiden Enden auf die erforderliche Länge gerade. Dann macht man davon die Schlingen, indem man 3 Haare zwischen die Finger faßt, die Mitte in den Mund nimmt und da einen Knoten schlägt, die 3 Haare alsdann doppelt zusammendreht und am Ende einen doppelten Knoten macht. Sind die Haare nicht lang genug, so muß man 6 Haare nehmen, sie zusammendrehen und an beiden Enden einen doppelten Knoten schlagen. Hat man die erforderlichen Schlingen fertig, deren man 300 in einer Stunde machen kann, so bereitet man sich die eigentliche Dohne (Stricke). Man schneidet Loden, von der Dicke eines Flinten-Ladstockes, von Weiden, Eichen, Vogelbeeren oder Faulbeeren, die eine brauchbare Länge von 1½ Fuß haben müssen. Diese Loden darf man nicht eintrocknen lassen, sondern muß sie gleich frisch zurichten, weil sie sonst brechen. Man biegt sie nämlich über das Knie und giebt ihnen eine länglich-runde Form, macht an dem dünnen Ende einen schrägen Schnitt und über demselben einen Kerb; oben in dem dicken Ende einen Spalt und steckt durch denselben die Spitze des dünnen Endes, daß der Kerb gut hinterfaßt. Durch den obern Stiel macht man ebenfalls einen Spalt zum Aufstecken und unten in der Mitte des Strickes wird mit der scharfen Messerspitze eine kleine Oeffnung (Oese) gemacht, zum Einstecken

der Vogelbeeren. Die Stricke dürfen im Bügel nicht unter 8 Zoll hoch und 5 Zoll breit sein. Auch die Schlingen muß man bald einmachen; sind die Loden eingetrocknet, so geht es nicht so leicht. Zum Einschlingen nimmt man ein spitzes, schmales Messer mit einem dicken Rücken, womit man den Einschnitt macht, und drückt das Messer etwas nieder; dann schiebt man über dem Rücken des Messers die Oese der Schlinge durch und zieht sie herunter, aber nicht ganz bis auf den Doppelknoten. Mit der Aufstellung der (von Herrn Biermann wie folgt abgebildeten) Stricke kann man Mitte September beginnen. Die Sache geht rasch, wenn man einen Gehilfen hat. Der Eine nimmt eine Anzahl Stricke auf den linken Arm, schneidet an einer passenden Stelle einen Zweig ab und steckt das Strick darauf; der Andere hat einen Korb mit Vogelbeeren und übernimmt das Einbeeren und Aufstellen. Die Schlingen dürfen aber nicht ganz auf die Beeren herabhängen, sondern müssen 2—3 Zoll höher stehen; denn der Vogel fliegt meistens von der Höhe herunter und setzt sich unten auf das Strick und indem er die Beeren nimmt, hat er schon den Kopf durch die Schlinge und hängt sich beim Wegfliegen auf."



In den Laufdohnen, die wir beim Rebhuhn abgebildet, fangen sich auf etwas erhöhten, mit Wachholdersträuchen bewachsenen und vom Viehtrieb verschonten Orten vorzüglich Wachholder- und Misteldrosseln, indem man die Dohnen an engen Stellen zwischen die Wachholdersträuche steckt, und unter dieselben Wachholder- oder Vogelbeeren streut. Da jedoch aus solchen Laufdohnen die Drosseln oft durch Raubzeug herausgeholt werden, so sind sogenannte Fall- oder Schnelldohnen, wie wir die-

selben hier abgebildet, ungleich praktischer, indem wenn sich der Vogel in denselben gefangen hat, das unten an der Vorlage angebrachte Stellholz abspringt und der Schnellstock mit den Dohnen und der gefangenen Drossel in die Höhe schnellt, wodurch der gefangene Vogel für



das laufende Raubzeug wenigstens, selbst durch Danachspringen, unerreichbar wird. Die Schlingen kommen 2—3 Zoll vom Boden entfernt zu stehen.

In den sogenannten Sprenkeln, die jedes Kind kennt, fangen sich vorzüglich die Amseln, die nicht gut in die Dohnen gehen, und die Rothdrosseln.

Mit Leimspindeln, die man auf eine lange, einer Vogelstange ähnliche Stange, die man auch wie diese umlegen kann, steckt, und dann Lockvögel um dieselbe herumstellt, kann man ebenfalls Drosseln fangen. Mit gleichem Erfolg besteckt man einen buschigen, mit der Gärtnerscheere rund geschnittenen Schwarzholzbaum mit schwachen Leimspindeln, oder einen bis auf kleine Reste abgeleerten Vogelbeerbaum mit Dohnen oder Leimruthen. Im letztern Falle ist es jedoch zweckmäßiger, wenn man Vogelstange und Baum mit Stecknetzen umgiebt, damit sich die herabgefallenen Vögel, wenn sie fortlaufen wollen, in diesen fangen. Auch kann man auf alten Lehden, wo die Schnarren gern einfallen, Stecknetze für sich allein aufstellen und zu beiden Seiten derselben einzelne Vogelbeeren hinwerfen.

Der einträglichste Fang aber geschieht unstreitig auf einem für die Drosseln besonders angelegten Vogelherde, welcher da errichtet wird, wo der meiste Zug vorübergeht, und am zweckmäßigsten an einer Holzecke und gegen Morgen liegen muß. Der Herd für Drosseln, oder wie man im gemeinen Leben sagt, für Krammetsvögel, ist ein sogenannter Strauchherd, erfordert alle Requisite der Vogelherde überhaupt und würde hier in seinen

Einzelnheiten eine zu weitläufige Beschreibung erfordern. Da übrigens das Fangen der Vögel auf dem Vogelherde weniger Sache des Jägers als des eigentlichen Vogelstellers ist, so übergehen wir die nähere Beschreibung desselben hier wohl mit Fug und Recht, und verweisen in Bezug auf denselben und auf das Einfangen der übrigen kleinen Singvögel, denen man die möglichste Schonung angedeihen lassen, ja dieselben in Garten und Wald mit aller Sorgfalt hegen sollte, da sie unzähliche Raupen, Schmetterlinge, Insekten und Würmer und deren Eier und Larven vertilgen, und Garten und Wald erst durch ihre Anwesenheit überhaupt und ihren Gesang beleben und verschönern, auf Naumann's bekannten Vogelsteller.

C. Sumpf= und Wasservögel.

---

1) Der Fischreiher, aschgraue Reiher (Ardea cinerea *L.*).

Der Fischreiher findet sich als Zugvogel im Frühjahr bei uns ein und zieht im Herbst wieder in mildere Gegenden. Er ist in Deutschland nicht selten, ja in manchen Gegenden kommt er sogar in bedeutender Anzahl vor. In der Regel hält er sich in Buchen=, Eichen= und andern Waldungen auf, welche in der Nähe großer Flüsse, Teiche und Seen liegen. Man zählte ihn sonst, der Reiherbeize wegen, zur großen Jagd. Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen, Fröschen, Krebsen, Schnecken, Schlangen, Wassermäusen, kleinen Vögeln u. s. w. Um Fische zu fangen steht er unbeweglich im seichten Wasser, bis dieselben ihm so nahe kommen, daß er sie mit dem Schnabel fassen kann. Der Reiher thut in fischreichen Teichen viel Schaden. Man nimmt an, daß seine Ständer oder sein Geschmeiß die Fische dabei anlocken, und deshalb spielt wohl auch das Reiheröl bekanntlich eine so wichtige Rolle als Köder in der Angelfischerei.

Ein ausgewachsener Reiher mißt einige 40 Zoll in der

Länge und gegen 70 Zoll in der Flügelausbreitung. Der Kopf des Reihers ist bläulich grau, vom Scheitel bis zum Nacken hängen lange schwarze Federn herab, die beim Weibchen bedeutend kürzer sind, Hals und Rücken sind aschgrau, Unterleib weiß, an Brust und Unterhalse längliche schwarze Streifen, Schwungfedern schwarz ins Blaue glänzend. Die Reiher sind scheue vorsichtige Vögel. Sie fliegen mit eingezogenem Halse und zurückgestreckten Ständern, und stoßen ein unangenehmes heiseres Geschrei aus, besonders Morgens und Abends. Sie paaren sich sogleich nach ihrer Ankunft, nisten auf einer Eiche oder anderm hohen Baume und legen in ihr großes flaches Nest 3—4 grünlich blaue Eier von der Größe der Hühnereier, die sie binnen 3 Wochen ausbrüten. Wo Reiher häufig sind, findet man oft 3—10 Nester auf einer Eiche. Die jungen Reiher lassen sich leicht zähmen; ihr Fleisch soll sehr schmackhaft sein, das der Alten aber, welches fast gar nicht gegessen wird, sehr thranig. Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel und die größeren Raubvögel, besonders Falken, sind ihre Feinde. — Außer dem Fischreiher kommen in Deutschland, wiewohl höchst selten, noch einige andere ausländische Reiher, wie der Purpurreiher, der kleine Silberreiher u. s. w. zuweilen vor, die hier nicht weiter berücksichtigt werden können.

Jagdbetrieb.

Da die Reiher außerordentlich scheu und schlau sind, so muß man sich, um sie zu schießen, entweder mit dem Schießpferde oder mit dem Wische oder auf einem Kahne sehr behutsam anzuschleichen suchen. Die beste Zeit hierzu ist die Morgen= und Abenddämmerung. Die sicherste Methode ist jedoch der Anstand in einer Hütte von Rohr oder Schilf am Wasser neben ihren Futterplätzen. Auch kann man sie mittelst eines vorzüglichen Gewehrs mit starken Schroten aus der Höhe herunterholen, besser aber ist eine Büchse, wenn sie zur Futterzeit ihr Nest umschweben oder die Jungen anfangen flügge zu werden. Jester will unweit Oldenburg mehrere Reiherjagden in einem schönen Buchenbestande mitgemacht haben, bei welcher über 100 Reiher in einem Tage

erlegt wurden. Große Herren ließen sie sonst, und hie und da wohl auch noch jetzt, z. B. in Holland, mit Falken beizen. Auch in Tellereisen will man sie gefangen haben, die an seichten Ufern oder in Sümpfen, wo die Reiher dem Fisch- und Froschfange nachgehen, unter das Wasser gelegt werden.

---

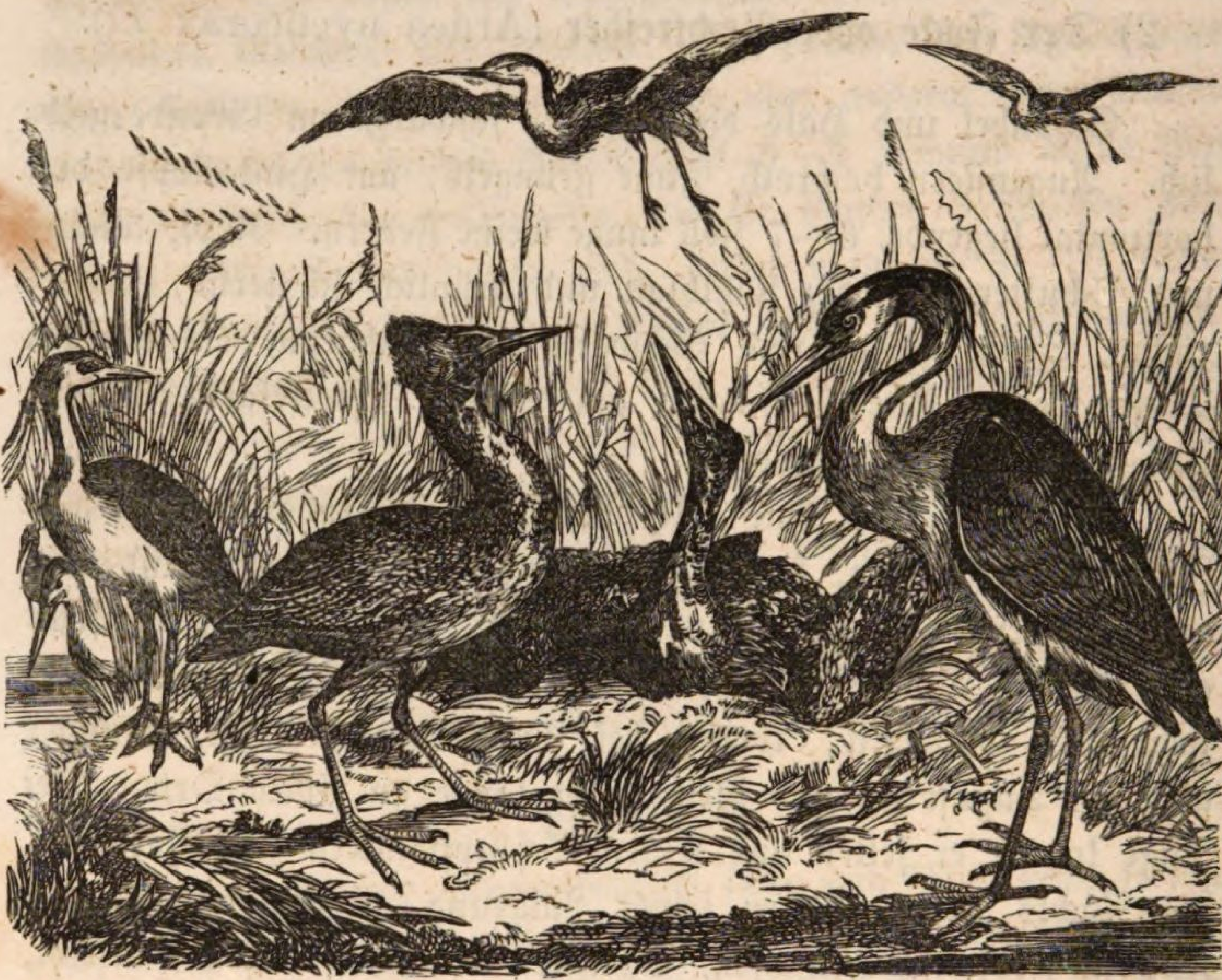
2) Der Focke oder Nachtreiher (Ardea nycticorax *L.*).

Schnabel und Hals dick, ersterer schwarz, am Grunde gelblich. Augenstern hochroth, Füße grüngelb, am Hinterkopfe drei horizontal liegende, 6—7 Zoll lange weiße Federn. Kopf, Rücken und Schultern schwarz stahlblau und grünlich schillernd, Unterrücken, Steiß, Flügel und Schwanz rein aschgrau, die übrigen Theile weiß. Alte Männchen am Bauche schwefelgelb. Länge 21—22½ Zoll. Zugvogel.

Der Focke, der ohne alle Berechtigung früher zur hohen Jagd gezählt wurde, kommt in Deutschland seltener, und nur an Flußufern und Sümpfen im Schilf und Gebüsch, häufiger aber an der Donau von Wien an bis an ihre Mündung vor, zieht zur Nachtzeit, kommt bei uns Anfang April, häufiger aber im August an und bleibt nicht lange an einem Orte. Bei Tage kommt er selten aus seinen Schlupfwinkeln zum Vorschein, des Nachts aber geht er seiner Nahrung, welche aus kleinen Fischen, Fröschen, Muscheln, Schnecken und Wasserinsekten besteht, nach, wobei er oft bis an den Leib im Wasser watet. Gegen Abend und früh Morgens sitzt er zuweilen auf Bäumen, dicht am Stamm, unter Zweigen verborgen, mit zusammengelegtem Halse und in die Höhe gerichtetem Schnabel. Die Begattungszeit fällt in den April; das Weibchen nistet im Schilfe oder Rohre schwer zugänglicher Sümpfe und brütet daselbst, ohne Beihilfe des Männchens, 3—4 schmutzig weiße, grau gefleckte Eier binnen 3 Wochen aus. Der Focke ist ein scheuer und furchtsamer und besonders träger Vogel, dessen Wildpret sehr wider-

lich schmeckt und kaum genießbar ist. Seine Stimme ist helltönend und weit schallend und klingt wie Koak oder Koa.

Die Fockenjagd wird nach Döbel am besten mit dem Schießpferde betrieben; zweckmäßiger möchte es sein, solche Gegenden, worin er sich aufhält, am Tage mit Schützen zu umstellen und mit Wasserhunden absuchen zu lassen, oder sich gegen Abend bei Mondschein an oder in Brüchen, wo er sich aufhält, gut verborgen auf den Anstand zu stellen.



Focke. Rohrdommel. Reiher.

---

3) Die große Rohrdommel, auch Moosstier genannt (Ardea stellaris *L.*).

Die große Rohrdommel gehört, wie der Focke, zum Geschlecht der dickhalsigen Reiher. Ihre Länge beträgt 2 Fuß 4 Zoll. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, stark, gerade, scharf zugespitzt, braun und unten grünlich. Sie vertheidigt sich damit in der Noth

gegen Menschen und Hunde und in der Höhe gegen den Falken sehr tapfer. Oberkopf schwarz, der dicke Hals mit langen Federn besetzt, Farbe des ganzen Vogels goldbraungelb, schwärzlich punktirt und gefleckt. Die Rohrdommel ist übrigens ein unförmlicher, träger und fauler Vogel, der oft mit in die Höhe gerecktem Halse Stunden lang unbeweglich im Schilfe steht, einen anscheinend schwerfälligen Flug hat, erst in der niedern Region einige Kreise beschreibt, sich aber dann spiralförmig hoch in die Lüfte erhebt, und dort vom Falken angegriffen, diesem bei weitem mehr als der Reiher zu schaffen macht. Aufenthalt und Nahrung sind die des Focken, dabei ist er, wie der graue Reiher, ein arger Fischräuber, weshalb er keine Schonung verdient. Bei bevorstehender Wetterveränderung, und während der Begattungs- und Brütezeit, zur Nachtzeit (meist blos vor Mitternacht) stößt das Männchen an ganz ruhigen Orten brüllende Laute, wie die eines Ochsen aus, weshalb man ihn auch Moosstier nennt, welche schon manchen furchtsamen Jäger und Wanderer arg geschreckt haben, während der Landmann den Rohrdommelreiher als einen unfehlbaren Wetterpropheten in Schutz nimmt. Auf der Wanderschaft krächzt er hoch in den Lüften wie der Focke. Bei uns kommt er gewöhnlich schon im März an, und zieht im September oder anfangs October wieder fort. Er nistet wie der Focke in schwer zugänglichen Sümpfen, legt in ein flaches aber festes Nest 3—5 schmutzig grünliche Eier und brütet dieselben binnen 23—25 Tagen aus. Sein Wildpret soll nach a. d. Winckell saftig und zart und höchst schmackhaft, nach Andern aber ungenießbar sein. Die Jagd desselben kommt mit der des Focken überein. *)

---

*) Außer den vorstehend genannten Reiherarten giebt es, wie schon erwähnt, noch einige andere, wie z. B. den großen und kleinen Silberreiher (Ard. alba et Ard. Garzetta), den Purpurreiher (Ard. purpurea), den Rallenreiher (Ard. ralloides), den Zwergreiher (Ard. minuta), die größtentheils aus Asien und Afrika stammend, bei ihrem Durchzuge durch Deutschland sich entweder gar nicht aufhalten, oder in noch weit seltneren Fällen zufällig

4) Der Wachtelkönig (Gallinula Crex *Lath.*).

Der Wachtelkönig, auch Feldwächter und Wiesensumpfhahn genannt, gehört zu den Rohrhühnern. Er kommt unter allen Zugvögeln am spätesten in Deutschland im Frühling an, oft erst anfangs Juni und zieht im September mit den Wachteln wieder fort. Der Wachtelkönig ist etwas größer als eine Wachtel. Der Schnabel ist fast $^3/_4$ Zoll lang, an der Wurzel ziemlich dick, an den Seiten zusammengedrückt, spitz zulaufend. Kopf klein, flach, länglich, bräunlich, gelb und schwarz gefleckt; über die Augen zieht sich ein aschgrauer Streifen oder Strich bis zum Nacken und ein solcher auch vom Schnabelwinkel am Halse herunter. Kehle, Hals und Unterleib sind grau und zum Theil braun gesprenkelt, Oberleib braunroth mit einzelnen dunkelbraunen, schwarzen und weißen Wellen. Uebrigens verbleichen diese Farben im Sommer mehr oder weniger und die Geschlechter sind schwer zu erkennen, obgleich sich das Weibchen vom Männchen dadurch unterscheidet, daß der oben angeführte Strich über die Augen bei ersterm grauweiß und die Brust hellaschgrau gefärbt ist. Der Wachtelkönig fliegt nicht schnell, nicht über 100 Schritt weit in einem Stück, stets gerade aus und ist deshalb leicht zu schießen, läuft noch behender als Wachtel und Rebhuhn, scheut auch das Waten durchs Wasser nicht, liegt aber da, wo er einfällt, bis zum todttreten fest, so daß er oft vom Hunde gefangen, noch öfter aber

---

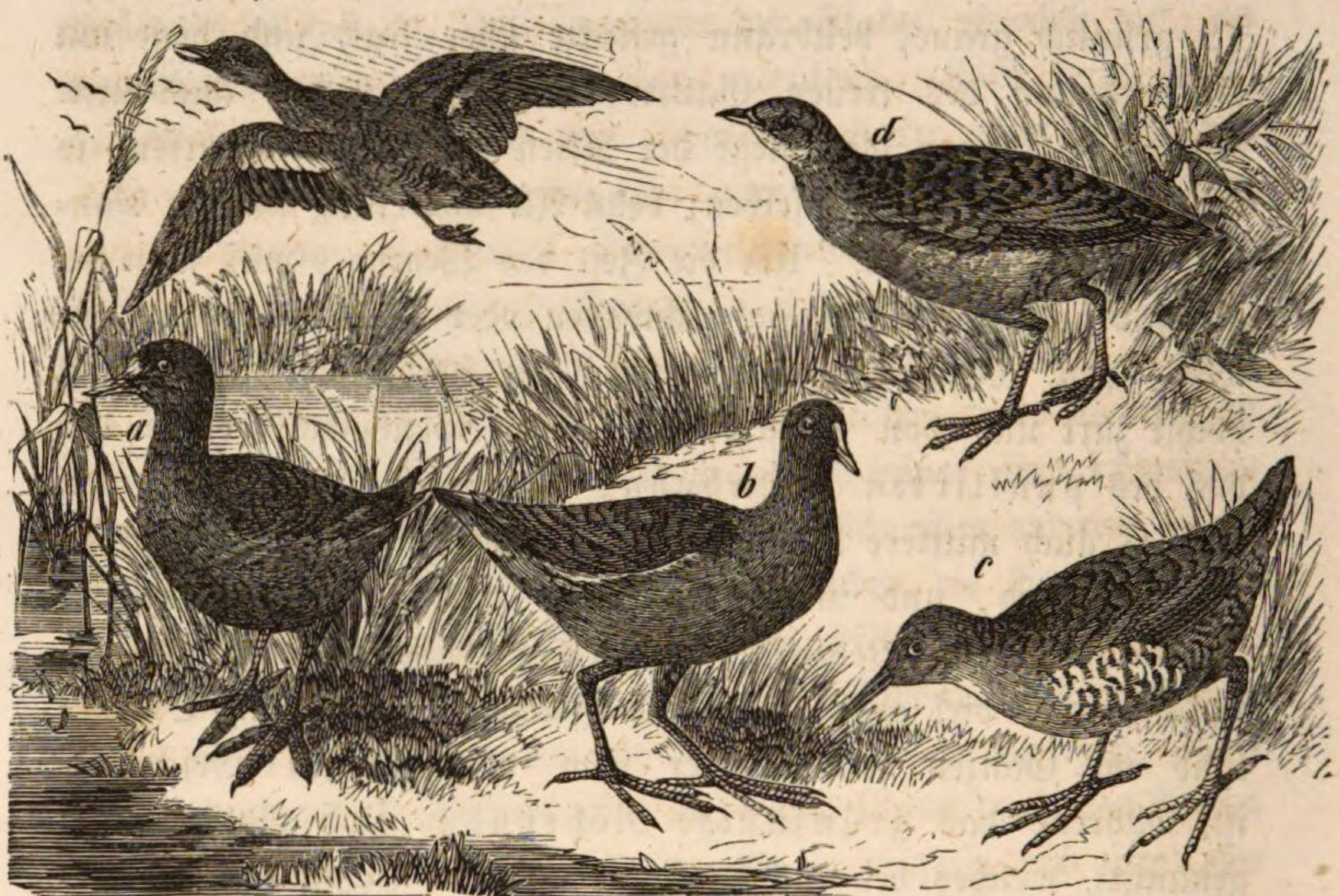
ein Mal im südlichen Deutschland nisten, ohne daß der Jäger besondere Notiz von ihnen nimmt. Dies gilt überhaupt auch von mehreren andern Geschlechtern der Sumpf- und Wasservögel. Wir haben daher hier auch alle diejenigen Arten übergangen, die blos ein rein naturhistorisches Interesse haben, und verweisen in Bezug auf diese auf Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, während wir uns hier nur auf diejenigen Sumpf- und Wasservögel beschränken, die dem Jäger fast überall in Deutschland und in der Jagdzeit, wir möchten sagen, täglich vorkommen und auch von den meisten Jägern, wenigstens dem Namen nach, als Jagdwild gekannt sind.

vorbeigegangen wird. Abends und in der Nacht läßt er eine unangenehme, schnarrende Stimme hören. Sein Aufenthalt sind Felder und Wiesen, hohes Gras und mit niedrigem Gras verwachsene, nicht allzu nasse Gräben. Er ist in der Morgen- und Abenddämmerung am beweglichsten. Seine Nahrung besteht in Würmern, Insekten, kleinen Sämereien und Kräutern. Er paart sich gleich bei seiner Ankunft bei uns und kämpft dabei um das Weibchen, welches in ein kunstloses Nest im hohen Grase 8 bis 12 grünlich graue, hellbraun gefleckte Eier legt, und diese mit Unterstützung des treuen Gatten binnen 3 Wochen ausbrütet. Wenn die Jungen die Pflege der Alten nicht mehr bedürfen, so trennen sie sich von denselben; denn Alt und Jung sind im Ganzen ungesellige Vögel. Um die Zeit des Wegzuges muß man sie, gleich den Wachteln, in Haferschwaden oder in Krautfeldern suchen. Ihr Wildpret, das namentlich im Herbst sehr fett ist, ist höchst zart und von ausgezeichnet gutem Geschmack; ebenso wie das des punktirten Rohrhuhns (Gallinula porzana *Lath.*), welches auch mittlere Wasserralle oder gesprenkeltes Wasserhuhn genannt wird, und insbesondere das des Zwergrohrhuhns (Gallinula pusilla *Bechst.*), auch kleines Wasserhühnchen genannt, welches nicht viel größer als eine Haubenlerche und in Deutschland im Ganzen selten, aber vom vorzüglichsten Geschmacke ist, während das grünfüßige Rohrhuhn (auch Rothbläßchen genannt), welches bei uns häufig ist, und in Bezug auf Schwerfälligkeit, Aufenthalt und Nahrung fast ganz mit dem Wachtelkönig übereinkommt, wohl auch eßbares, aber keineswegs wohlschmeckendes Wildpret liefert.

Jagdbetrieb.

Der Wachtelkönig hat eine sehr starke Witterung, welche die Hunde gern annehmen, und wird, am besten Morgens und Abends, wo man sie häufig rufen hört, vor dem Hunde geschossen oder von diesem in Sprüngen gefangen; doch werden junge Hunde durch Letzteres sehr verdorben, weil sie leicht zu hitzig werden und sich das Nachprellen angewöhnen. Außerdem

fängt man den Wachtelkönig auch in Laufdohnen, die ganz niedrig gestellt werden müssen. In der Paarungszeit kann man ihn in den Abendstunden oft sehr nahe heranlocken, wenn man auf einem mit Papier durchflochtenen Kamme seinen schnarrenden Laut nachzuahmen versteht. Die andern Rohrhühnerarten schießt man entweder beiläufig vor dem Hühnerhunde, wie z. B. das punktirte Rohrhuhn, häufig auf der Becassinenjagd, oder fängt sie auch in Laufdohnen.



a, b Wasserhuhn oder Bläſſe. c Wasserralle. d Wachtelkönig.

---

5) **Das gemeine Wasserhuhn** (Fulica atra *L.*).

Es wird dasselbe auch wegen seiner weißen Stirnplatte Bläſſe genannt. Schnabel und Stirnplatte weiß, Kopf und Hals tiefschwarz, das übrige Gefieder ist durchaus schieferschwarz und aschgrau überlaufen. Zehen an der Wurzel gefiedert-belappt (Flossenfüße). Sehr selten kommen auch weiße, graue und weißgefleckte Varietäten vor. Das Wasserhuhn hat einen höchst unbeholfenen Gang und einen schwerfälligen Flug. Meist flattert

es, aufgejagt, mit herunterhängenden Beinen dicht über dem Wasserspiegel hin; streicht es aber von einem Teiche zum andern, so geschieht dies in einer Höhe von 15—20 Fuß über dem Wasser, mit hinterwärts gestreckten Ständern. Dagegen ist es im Schwimmen, viel weniger im Tauchen, Meister, hält auch nicht lange unter dem Wasser aus. Es ist Zugvogel, überall auf Seen und Teichen gemein, zieht im October fort und kehrt im März oder April schon wieder zurück. Gewöhnlich sucht dieser schüchterne, aber nicht scheue Vogel im Frühjahr seinen alten Wohnort wieder auf. Er paart sich im April, und legt in ein im Schilfe schwimmendes, an Wasserpflanzen befestigtes Nest 4—6 längliche, schmutzig röthlichweiße, mit graubraunen Flecken bedeckte Eier, die er binnen 3 Wochen ausbrütet. Die Jungen schwimmen alsbald mit der Mutter. Die Nahrung der schwarzen Wasserhühner besteht in Würmern, Insekten und zarten Wasserpflanzen. Das Wildpret wird als Fastenspeise genossen, schmeckt aber thranig und wird wenig geachtet. Derselbe Fall ist es auch mit dem schon beim Wachtelkönig erwähnten grünfüßigen Rohrhuhn (Gallinula chloropus *L.*), welches auch Rothbläßchen, Teichhuhn oder gesprenkeltes Wasserhuhn genannt wird, überall gemein ist, am liebsten kleine schilfreiche Weiher bewohnt und auf der Stirn eine rothe Platte hat, die offenbar ein plattgedrückter Hahnenkamm ist, obenher eine dunkelolivenbraune, untenher eine dunkelaschgraue Farbe, weiße Flügelränder und gelbgrüne, mit scharlachrothen Kniebändern versehene Füße hat, im Uebrigen in Allem dem Wasserhuhn gleicht. Beide werden nur gelegentlich und meistens bei der Sumpfschnepfenjagd geschossen.

---

6) **Die Wasserralle** (Rallus aquaticus *L.*).

Auch Sammethuhn, Miethhuhn, langschnäbeliges Wasserhuhn, schwarzer Casper genannt. Sie kommt als Zugvogel im März und April in Deutschland an und zieht im September und October wieder fort; überwintert aber auch zuweilen bei uns. Der

Schnabel ist länger als der Kopf, roth, an der Wurzel zusammengedrückt, pfriemenförmig zugespitzt. Hinterzehe sehr kurz. Sie ist größer als eine Wachtel, bis 11 Zoll lang; Kehle weißlich, Seiten des Kopfes, Hals, Brust und Bauch dunkel bleifarbig, Oberkörper dunkel olivenbraun, in der Mitte tiefschwarz, ebenso Flanken und After, weiß in die Quere gestreift. Stirn schieferfarbig und mit kurzen, straffen, rückwärtsstehenden, Otterhaaren vollkommen gleichenden Haaren besetzt. Füße fleischfarben braun. Die Wasserralle fliegt eben so ungern wie der Wachtelkönig, hat weichere Decken als dieser, läuft sehr schnell und mit ausgebreiteten Flügeln über die niedergedrückten Blätter der Wasserpflanzen und schwimmt leicht und anmuthig, nährt sich von Wasserinsekten, Würmern, kleinen Wasserschnecken sammt dem Gehäuse und Wasserkräutern, ist sehr furchtsam, nistet in Sümpfen und Teichen und legt in das sehr schwer aufzufindende Nest 6 bis 12 gelbe, braun gefleckte Eier. Diejenigen, welche bei uns überwintern, halten sich im Buschholze auf, wobei sie sich auch zuweilen auf die Aeste der Sträuche setzen. Ueberhaupt liebt sie tiefsumpfige, wasser- und schilfreiche, hin und wieder mit Buschwerk besetzte Orte zum Aufenthalt. Die Ralle ist mehr Nacht- als Tagvogel. Ihr Wildpret soll zart und von vortrefflichem Geschmack sein. Die Wasserralle wird, wie der Wachtelkönig und zwar leicht vor dem Hühnerhunde geschossen oder auch in Laufdohnen gefangen. Wegen ihres schnepfenähnlichen Schnabels wird sie oft für eine Schnepfe gehalten.

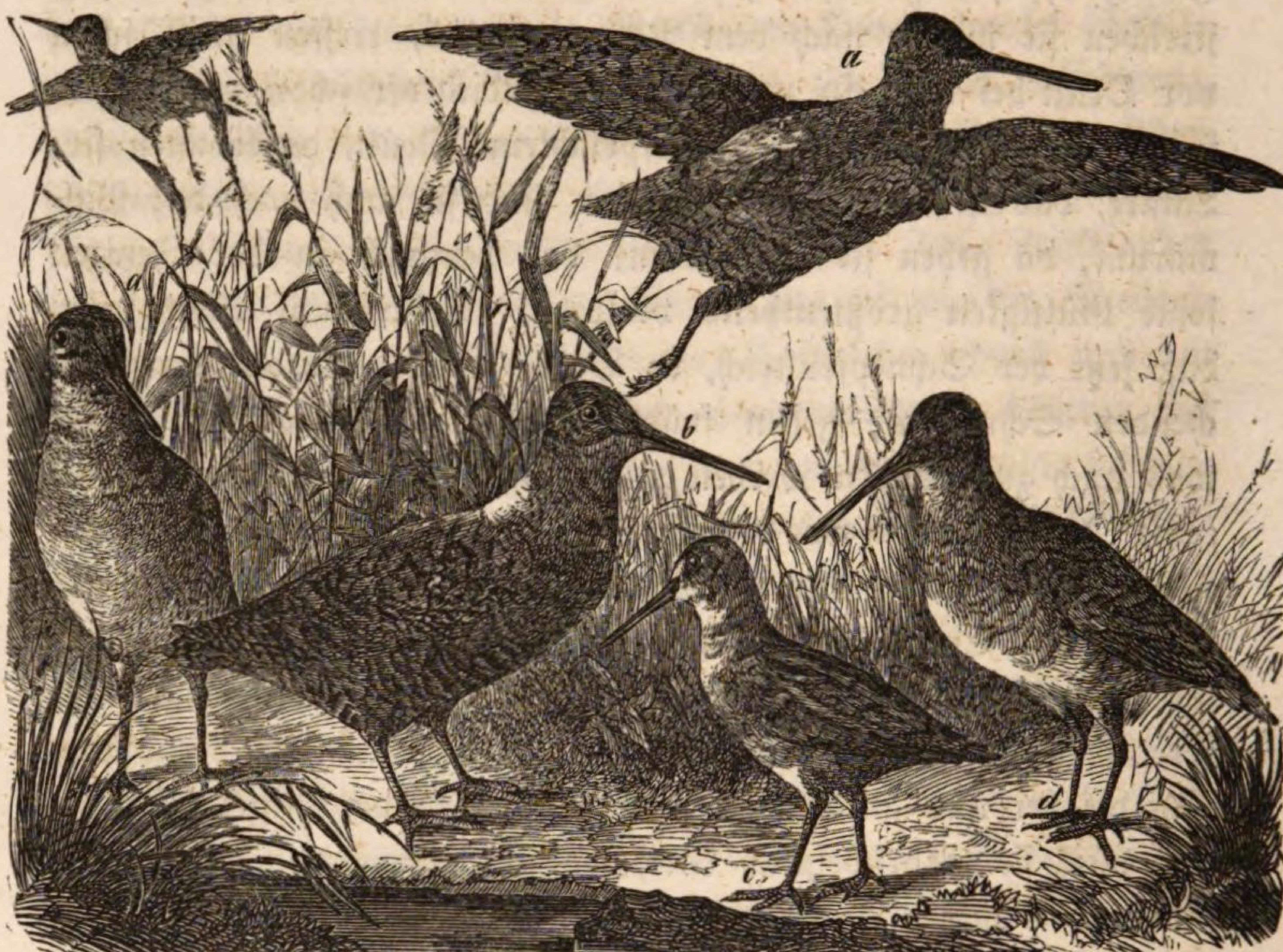
---

7) **Die Waldschnepfe** (Scolopax rusticola *L.*).

Die eigentliche Heimath der Waldschnepfen, wo sie auch nisten, sind die nördlichsten Gegenden Europas und Asiens. Im Winter ziehen sie dagegen in die südlichsten Theile von Europa, so wie nach Asien und Afrika. Letzteres geschieht gewöhnlich Ende September und im October, wo sie mit einem Nord- oder Nordostwinde bei uns eintreffen, bei rauher Witterung gleich

wieder weiter ziehen, bei schönen warmen Tagen und auch bei Stürmen, aber einige Tage, ja Wochen, bei uns verweilen und sich erholen. Im Frühjahr, gewöhnlich Ende Februar oder Anfangs März, streichen sie wieder nach dem Norden zurück, treffen meist schon vor Oculi bei uns ein und sind mit Judica oft schon alle wieder fort. Das alte bekannte Jägersprüchlein: Oculi, da kommen sie; Lätare, das ist das Wahre; Judica, sind sie auch noch da; Palmarum, da gehen sie Trallarum! hat demnach in der Jetztzeit seine Gültigkeit größtentheils verloren. Ueberhaupt klagt man, daß jetzt der Schnepfenstrich, in Bezug auf die Anzahl der streichenden Schnepfen, gegen früher bedeutend abgenommen habe, was auch zugestanden werden muß, obgleich es immer noch einzelne Jahre giebt, wo derselbe bedeutend ist. Die Schnepfen ziehen und streichen nur in der Nacht, meistens bei Mondschein, legen große Entfernungen in kurzer Zeit zurück, ruhen aber auf ihrer Wanderung nach Umständen und nach der Witterung mehrere Tage an Orten aus, die ihnen behagen. Im Frühjahre sind die bei uns ankommenden Schnepfen in der Regel sehr mager, weil sie wahrscheinlich dort, wo sie herkommen, der großen Trockenheit wegen, nicht mehr in den harten Erdboden konnten, um Aesung zu suchen. Ist es dann auch bei uns unfreundlich und kalt und der Erdboden noch gefroren, so halten sie sich nicht lange auf; ist die Witterung aber warm und der Erdboden aufgethaut, so verweilen sie länger und stärken sich erst für die Weiterreise durch Wurmen, wobei sie mit ihren langen Schnäbeln, die sie bis an die Nasenlöcher in die Erde stecken, an weichen Stellen im Boden herumbohren und dabei sich selbst im Kreise drehen, so daß eine Erschütterung im Boden hervorgebracht wird, wobei, wie bekannt, namentlich die Regenwürmer zum Vorschein kommen. Auch in frischen und ältern Kuhfladen bohren sie gern herum, um Käfer und Larven darin aufzufinden, ja man schließt sogar im Frühjahr und Herbst aus diesen Löchern auf die bereits stattgefundene Ankunft der Schnepfen. Die im Frühjahr bei uns zuerst eintreffenden Schnepfen sind gewöhnlich kleiner und magerer als die später ankommenden sogenannten Eulen=

köpfe, alle aber, wie verschieden sie auch an Größe und Färbung des Gefieders sein mögen, gehören nur einer Art an.



a Sumpfschnepfe. b Waldschnepfe. c Stumme Becassine. d Große Becassine.

Sie fallen im Frühjahr gern in niedrig gelegene, sumpfige Waldungen ein und streichen während ihres Aufenthalts, in der Abenddämmerung, gewöhnlich nicht sehr hoch, aber ziemlich oft und sehr schnell von einem Walddistrikt zum andern, wobei sie einen pfeifenden Ton, wie Pui, Pui, und ein eigenthümliches Quarren hören lassen, dann auf nassen Plätzen, Wiesen, Viehweiden oder Saatfeldern einfallen, um sich zu äsen, und in der Morgendämmerung wieder eben so in das Dickicht zurückstreichen, in welchem sie am Tage ruhig liegen. Diesen Schnepfenstrich benutzt auch das Männchen, um sich mit dem Weibchen zu paaren, weshalb die Schnepfen stets paarweise, nie aber in Trupps streichen, indem das Weibchen stets voran gestrichen kommt und ihm das Männchen unmittelbar folgt (oder auf ersteres sticht, wie der

Jäger sagt), zuweilen aber auch zwei Männchen einem Weibchen folgen. Diejenigen, welche bei uns nisten, was auch häufig vorkommt, sind in der Regel spät angekommen, haben sich schon früher begattet und sind nahe am Eierlegen; doch können auch andere Ursachen, wie Krankheit, Verwundungen, große Ermüdung dabei im Spiele sein. Diese streichen dann oft noch im Juni in der Abenddämmerung, machen sich im Gebüsche ein kunstloses Nest, in welches sie 3—4 schmutzig gelbe, blaßröthlich und braun punktirte Eier legen und dieselben binnen 3 Wochen ausbrüten, gehen aber beim nächsten Herbstzuge wieder mit fort. Die Jungen werden bald flügge und im Fall der Noth von der Mutter zwischen den Ständern fortgetragen.

Der Schnabel der Waldschnepfe, die ungefähr die Größe eines Rebhuhns hat, ist viel länger als der Kopf, gerade, an der Spitze abgerundet und punktirt. Der Körper ist schwarzbraun und rostgelb gescheckt, mit schwarzen Binden und Flecken. Ueber den Hinterkopf vier schwarzbraune Querbinden, der Unterkörper braun gewellt, der Schwanz schwarz mit aschgrauen Spitzen und tiefgezackten braunrothen Kanten. Größe: 15 Zoll lang (also die größte unserer Schnepfen); bis auf die Fersen befiedert. Augen sehr groß, dunkelbraun, stark hervorliegend. — Wildpret namentlich im Herbst höchst schmackhaft, besonders gelten die Eingeweide (die in der Regel nicht ausgenommen werden), oder vielmehr die beim Braten herauströpfelnde, fette Feuchtigkeit und die Brocken auf gerösteten Semmelscheiben aufgefangen, für Leckerbissen. Auch kann man das Gescheide klein hacken, mit zerriebener Semmel, Eiern und Petersilie vermengen, dies in Butter braten und Semmelscheiben damit bestreichen. Ein gut zubereitetes Schnepfenragout gehört zu den köstlichsten Speisen.

Jagdbetrieb.

Die Schnepfenjagd hat ihre enthusiastischen Verehrer, wie ihre entschiedenen Gegner. Die Wahrheit liegt auch hier, wie gewöhnlich, in der Mitte. Nur sollte man sich des besseren Erfolges wegen mehr oder allein auf die Jagd im Herbst beschrän-

ken, weil dann die Schnepfen fetter und zarter sind und sich auch länger, oft bis spät in den November, bei uns aufhalten. Im Frühjahr schießt man die Schnepfen bei dem Morgen- und Abendstriche auf dem Anstande, bei der Suche und im Treiben. An warmen und regnigten Abenden ziehen die Schnepfen auffallend langsam und quarrend und sind deshalb leicht zu treffen. In der Regel wählt man solche Orte zum Anstand, wo das Holz dicht und niedrig ist und Sümpfe, Saatfelder, Wiesen und Triften in der Nähe sind. Der Abendanstand ist besser als der am Morgen, weil letzterer nur wenige Minuten dauert, während man bei ersterem, wenn man sich mit dem Erscheinen des Abendsterns anstellt, doch eine halbe Stunde darauf verwenden kann. Wir lassen hier einige Regeln folgen, die wir im gedrängtestem Auszuge der schönen, 124 Seiten langen Abhandlung über die Waldschnepfen von Diezel (siehe dessen „Erfahrungen aus dem Gebiete der Niederjagd", 1ste Abth. S. 166—290.) entnommen haben. Führt starkes Gehölz zur Anstandstelle, so haue man sich des Rückweges wegen, wo es schon dunkel ist, einen kleinen Pfad aus und benutze die Reiser auf nassen Stellen zum Unterstreuen. Auch stutze man nöthigenfalls die Sträuche, damit man bequem nach allen Seiten hin schießen kann. Ungeübte Schützen mögen sich an einzelnen Wasserpfützen im oder dicht am Walde anstellen, wo sie oft sitzende Schnepfen schießen können. Nie stelle man sich in Gegenden an, wo den Tag über getrieben oder stark nach Schnepfen gesucht wurde. Wenn mehrere Schnepfen hinter einander spitz gestrichen kommen, so ziele man genau und schieße auf höchstens 30 Schritte auf die vorderste (das Weibchen), dann macht man oft wegen der Ausbreitung des Schrots einen Doppeltreffer. Ist es aber schon zu dunkel, so lasse man sie nahe kommen und schieße die hinterste, dann bemerkt die vorderste entweder den Schuß gar nicht oder macht eine kleine Wendung und kann dann oft mit dem zweiten Rohre geschossen werden. Nie stelle man sich an oder unter hohe Bäume oder in hohes Gebüsch, aber auch niemals ganz frei an, besonders bei einem Hunde von auffallender Farbe; denn die Schnepfe hat gute Augen und ist

äußerst scheu. Nur bei starkem Winde stelle man sich auf Blößen, weil dann die Schnepfen zwar niedrig aber schnell und stumm kommen und man die Augen braucht; das Gesicht kehre man zwar stets nach der Seite, wo die Schnepfe herkommt, wende sich aber dann schnell um und schieße, wenn sie dem helleren Westen entgegenzieht. Stets ist der seitwärts oder von hinten angebrachte Schuß der sicherste. Der Hund bleibe unangebunden, er hört oft die Schnepfe früher kommen als der Jäger, und muß augenblicklich der flügellahm geschossenen nachgeschickt werden, indem sie ziemlich schnell läuft, sich sonst verkriecht und wegen ihrer Farbeähnlichkeit mit dürrem Laube schwer zu finden ist. Regelmäßiges Zielen ist nur, wenn es noch hell genug ist (oder wie der Jäger sagt: wenn man noch Büchsenlicht hat), und nur in einzelnen Fällen möglich. Man gewöhne sich vor Allem, schnell fertig zu werden und darauf zu halten; das Uebrige thut die Uebung.

Wenn die Schnepfe im Schusse alsbald beide Flügel an den Leib nimmt oder sich in der Luft überschlägt, ist sie tödtlich getroffen und dem Tode nah. Stürzt sie schief und flatternd aus der Luft, so sind ein oder beide Flügel zerschmettert. Hier muß der Hund sogleich nach. Läßt sie nach dem Schusse beide Flügel herunterhängen, so ist das Rückgrath verletzt. Auch wenn die Ständer nur allein verletzt sind, stürzt sie nieder und läßt sich durch den Hund greifen. Hat sie einen leichten Schuß in den Unterleib (weidwund), so ist bei ihrem schnellen und zitternden Herabsinken aus der Höhe eine Steifheit in der Haltung der Flügel bemerkbar, sie geht aber noch 100—200 Schritte fort. Diese suche man, wenn es schon zu dunkel ist, erst am folgenden Tage auf, weil sie sonst verloren geht. Eine Schnepfe, die sogleich nach dem Schusse aufwärts steigt, mehrere Mal im Kreise herumtaumelt, und sich dann herunterläßt, ist gewöhnlich am Auge oder am Schnabel gestreift oder in den Kopf getroffen. Man nähere sich einer solchen ebenfalls mit Vorsicht.

Belohnender als der Anstand ist die Suche, indem der Erfolg hier von dem Fleiße und der Geschicklichkeit des Jägers und

Hundes abhängt, und diese eben so gut beim Herbst= als beim Frühjahrsstreichen angewendet werden kann. Der Hund muß fleißig sein und immer kurz vor dem Jäger suchen, weshalb sich auch alte Hunde am besten dazu eignen. Die schicklichste Zeit dazu ist von 9 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags. Heitere, stille und sonnenreiche Tage eignen sich vorzugsweise dazu. Man suche immer gegen den Wind. In rauhen und trocknen Frühjahren suche man sie hauptsächlich in niedrigen, feuchten Gegenden, bei anhaltendem Regen auf trockenen Anhöhen. Bei starkem Froste sind sie am sichersten an warmen nassen Stellen, Waldbächen, Quellen aufzufinden, wo sie gut wurmen können. Vorzüglich gern liegen die Schnepfen während der Balzzeit und auch im Herbst in dichten Dornhecken, in Aspen= und Saalweidengebüschen, die sich am Saume der Wiesen= und Saatfelder hinziehen, auch an Stellen, wo viel Farrenkraut wächst. Immer schußfertig bleibe man von Zeit zu Zeit einmal stehen und lasse den Hund auf allen Seiten um sich herum die dichtesten Gebüsche durchsuchen. In dieselben hinein gehe man nicht, weil man dadurch am Sehen und Schießen behindert wird. Die Schnepfen vor dem Hunde im Liegen zu schießen, ist nur dann zu entschuldigen, wenn man einen jungen, noch nicht fermen Hund führt, oder das Schußgeld zu berücksichtigen hat, sonst aber wähle man den Augenblick, wo die Schnepfe beim Aufstehen zu steigen aufhört. Wenn zwei Schnepfen gleichzeitig aufstehen, darf man nicht zögern, damit für den zweiten Schuß noch Zeit übrig bleibt. Ueberhaupt muß man bei Schnepfen und Zugvögeln gewagte Schüsse nicht scheuen. Wenn die Gebüsche durch Regen naß geworden sind, suche man die jungen kahlen Schläge genau ab, weil dann die Schnepfen gern auf kleinen Waldblößen und am Rande liegen. Uebrigens trage man bei der Schnepfensuche der Dornen wegen starke lederne Handschuhe, bei denen am rechten wenigstens der Zeigefinger abgeschnitten ist, lederne Beinkleider, eine festsitzende und die Augen schützende Mütze und einen Rock von recht dickem Tuche. Eine schon mehrmals außer Schußweite aufgestandene und wieder eingefallene Schnepfe suche man zu umgehen und ihr von der entgegengesetzten Seite bei=

zukommen. Gelingt dies nicht, so gebe man sie auf, denn sie hält einmal nicht. Sonst aber gilt der Erfahrungssatz, daß es stets besser ist, schon bekannte Schnepfen eifrig aufzusuchen, als seine Hoffnung auf noch neu aufzufindende zu setzen. Je mehr Schützen übrigens die Suche gemeinschaftlich betreiben, desto mehr wächst die Wahrscheinlichkeit, recht viele Schnepfen aufzufinden.

Beim Treibjagen suche man zuvörderst aus dem Frühanstande zu ermitteln, ob die Jagd im Allgemeinen lohnen wird, oder suche geradezu die besten Lagen einige Stunden vorher mit Hühnerhunden ab (was auch im Herbst das Beste ist), wenn auch das Treiben erst um 12 oder 1 Uhr beginnt. Knaben von 10—16 Jahren sind die besten und willigsten Treiber. Man gewöhne sie, die ankommenden Schnepfen den Schützen durch lautes Rufen anzuzeigen und nehme die Treiben nur immer sehr klein, gehe sie auch wiederholt ab. Liegen die Schnepfen sehr fest, so lasse man die größere Hälfte der Schützen mit den Treibern gehen, im entgegengesetzten Falle stelle man sie, wie gewöhnlich, den Treibern vis à vis an, und lasse durch einige Schützen das Einfallen der auf den Flügeln des Treibens hinausstreichenden Schnepfen beobachten. Ist das Verhältniß des Aushaltens der Schnepfen das gewöhnliche, so stelle man die Mehrzahl der Schützen vor, lasse aber immer zwei auf den Flügeln gehen. Je weniger Oberholz im Walde, desto weniger wird man im Sehen und Schießen behindert. Nach einzelnen eingefallenen Schnepfen schicke man bloß einzelne gute Schützen ab. Kommt eine Schnepfe beim Treiben gelaufen, so hüte man sich, dieselbe das Aufnehmen des Gewehrs wahrnehmen zu lassen, weil sie sonst augenblicklich aufsteht. Der mißlichste Stand ist ein schmaler Weg, mit hohem Stangenholze vor und hinter sich. Man muß sich dann so drehen, daß man einen Seitenschuß anbringen kann. Nie stelle man sich gegen die Sonne, der Blendung wegen, besonders im Herbst. Um das Einfallen der Schnepfen sicher zu ermitteln, besteige Jemand einen hohen Baum und beobachte das Treiben genau, besonders bei windigem Wetter und wenn die Schnepfen sehr weit fortstreichen. Stößt man beim Treiben auf Hühner und fürchtet

man eine Verwechselung dieser mit der Schnepfe, so erkennt man letztere an dem viel langsameren und watschelnden Gange. In der Regel reicht man mit 4 guten Jungen als Treibern aus. Der Jäger gehe 150—200 Schritt vor diesen Treibern, um die vorliegenden Schnepfen schon im Aufstehen schießen und die von den Treibern herkommenden gehörig empfangen und beobachten zu können. In großen Waldungen sind weder Suche noch Treiben in Anwendung zu bringen, weil beide nicht lohnen würden. Im Herbst aber ist der Ansitz oder Anstand in einer Laubhütte in einem großen zusammenhängenden Walde oder auch im Laubholze an feuchten, nassen und wurmreichen Stellen, Suhlen und Tümpeln, die allabendlich von der bei uns gezogenen Brut und andern Schnepfen besucht werden, vorzugsweise zu empfehlen, besonders wenn es lange nicht geregnet hat. Diese Jagd ist sicher und bequem, der Schuß leicht, doch schieße man nie über 20 Schritte weit, und erst, wenn die Schnepfe nicht mehr sichert, sondern wenn sie läuft, im Schlamme bohrt, wurmt oder sich badet. Dem Wurmen giebt sie sich mit solchem blinden Eifer hin, daß sie das Schießen aus der Hütte gar nicht hört und es auch gar nicht beachtet, wenn ein Kamerad neben ihr fällt. In der Regel schießt man mit Schrot Nr. 6 und wenig Pulver. Herr Diezel ladet den linken Lauf mit schwächerer Ladung und schwächerem Schrot, den rechten aber mit stärkerem Schrot. Ist es zu finster um den Tümpel, so streut man weißen Sand um ihn herum, ist er zu groß, so bedeckt man den entfernteren Theil desselben mit Reisig oder Dornen.

Früher hat man die Schnepfen auch im Hoch- oder Klebegarn gefangen, doch heut ist diese Fangart als zu kostspielig und zu wenig lohnend aufgegeben. Dagegen fängt man sie heut zuweilen in Steckgarnen, oder bildet von Spiegelnetzwänden winkelig zusammenlaufende Gassen, in deren offenen Winkel man Dohnen stellt, oder bildet Zäune von kleinen Haselstöcken und besteckt die offenen Zwischenräume im Zaune mit Laufdohnen. Stellt man die Dohnen, wozu man auch die Seite S. 260 abgebildeten Fall- oder Schnelldohnen sehr zweckmäßig braucht, auf

Fußsteige oder alte Viehpfade, so müssen letztere stets rein gekehrt, von Schmutz und Laub stets frei gehalten und von Zeit zu Zeit mit Wasser begossen werden, damit der Boden immer weich bleibt.

---

8) Die große Sumpfschnepfe (Scolopax major *L.*).

Auch Mittelschnepfe, Doppelschnepfe, Pfuhlschnepfe und Stick-up (plattdeutsch) genannt, ist ein Zugvogel, der vom August an bis zum Eintritt des Frostes in ganz Deutschland gefunden wird und die Größe einer Turteltaube hat, also kleiner als die Waldschnepfe ist. Sie fällt im August, wenn sie zu uns kommt, in feuchte, doch nicht nasse Wiesen ein, besonders wenn dieselben mit Gräben durchschnitten sind, an Teichrändern, die mit kurzem Riedgrase besetzt sind, an hin und wieder mit Gesträuch bedeckten Sümpfen und auf Viehweiden, wo kleine Erdhügel zwischen den vom Vieh ausgetretenen Vertiefungen bestehen. Ihre Nahrung sind Gewürm, kleine nackte Schnecken und Insekten. Ihr Laut, den sie zuweilen, namentlich zur Paarzeit, von sich giebt, klingt wie Stick-up (so viel als: steig auf!).

Der Scheitel der Sumpfschnepfe ist schwarz, durch einen rostgelben Streif getheilt; über und unter den Augen ein rostgelber und schwarzbrauner Streif. Obere Theile schwarz und hellrostfarbig im Wechsel; untere braungelb-weißlich, an Bauch und Flanken schwarz gebändert. Schwanz am Ende rothbraun, mit schwarzen Querstreifen und weißen Spitzen; auf jeder Seite mit vier weißen, an der Wurzel schwarz in die Quere gestreiften Federn; aus 16 Federn bestehend. Schenkel bis über die Knie nackt; Schenkelfedern grau, schwarz melirt. Füße schmutzig gelb, mit 3 Vorder- und einer kleinen Hinterzehe. Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen.

Die Sumpfschnepfe macht nur ein Geheck bei uns. Ihr Wildpret ist ungemein lecker von Geschmack, vorzüglich im Herbste, wo es oft so stark mit Fett belegt ist, daß die Haut berstet wenn der geschossene Vogel aus der Luft herabfällt.

Jagdbetrieb.

Die Sumpf= oder Pfuhlschnepfe wird fast immer vor dem Hühnerhunde geschossen, den sie sehr gut hält, indem sie, wenn sie fett ist, außerordentlich fest liegt, und auch der Hund nimmt ihre starke Witterung bald und sehr gern an, zieht sie daher schon in weiter Entfernung an und steht ungleich fester vor ihr als vor der Becassine. Sie ist übrigens wegen ihrer vielen Hin= und Hergänge nicht leicht auszumachen, man darf daher den Hund nicht übereilen und muß ihn stets mit halbem Winde suchen lassen, wo er am wenigsten, was sonst namentlich bei Windstille und heißer Witterung leicht geschieht, die einzeln und zerstreut liegende Schnepfe vorbeigeht. Um so genauer muß man daher, und nie ganz gerade gegen den Wind suchen. Findet man eine, so kann man auch sicher sein, daß die zweite nicht weit davon liegt, da die Sumpfschnepfen immer paarweise einfallen. Man schießt die Pfuhlschnepfe am besten mit Dunst. Uebrigens ist der Schuß leicht, da sie, je fetter sie ist, desto schwerer und immer in gerader Richtung fliegt, und nach kurzen Entfernungen wieder einfällt. Junge Hunde prellen leicht nach. Man muß daher den Hund, wenn er das erste Mal vor einer Pfuhlschnepfe steht, lange stehen lassen, ihn dabei loben und ihm recht geben und 2 oder 3 Mal abrufen, um seine Geduld zu prüfen und ihm Fassung beizubringen, auch ihn recht genau mit der Witterung der Sumpfschnepfe bekannt zu machen. Wenn der Hund bei schwülen Tagen sehr erhitzt ist, muß man ihn eine Zeitlang ausruhen und denselben, wo möglich mit etwas Wasser erfrischen und abkühlen lassen. Bei starkem Thau oder Regen muß man warten, bis die Sonne das Gras abgetrocknet hat, weil der Hund, wenn ihm das Wasser des Grases in die Nase kommt, keine Witterung hat. Nie darf man leiden, daß der Hund beim Apportiren die Schnepfe drückt oder quetscht oder hin und her rupft, wenn er dieselbe wegen großer Fettigkeit sofort zu ergreifen Anstand nimmt.

9) Die große Becassine (Scolopax gallinago *L.*).

Von den Jägern schlecht weg Becassine, auch Herd- oder Heerschnepfe, Himmelsziege, Kätschschnepfe, auch kleine deutsche Pfuhlschnepfe genannt. Sie ist kleiner als die vorige, ungefähr von der Größe eines Krammetsvogels, hält sich in sumpfigen und morastigen Orten, nassen Wiesen, mit Schilf bewachsenen Teichen und in Brüchen auf, kommt bei uns Ende März an und zieht Ende September und wenn Frost einfällt wieder fort. Sie nistet bei uns und legt in ein kunstloses Nest 4 grünliche mit braunen Flecken besetzte Eier, die sie in 15—17 Tagen ausbrütet. Ihr Laut ist beim Aufstehen ein heiseres „Kätsch"; in der Paarungszeit, wenn sie hoch in die Luft schwebt, stößt sie einen Laut aus, der dem Meckern einer Ziege gleicht, der aber durch Luftröhre und Schnabel, nicht durch den Flügelschlag bewirkt wird. Ihre Nahrung ist die der Pfuhlschnepfe, auch geht sie im Herbst auf die Haferstoppeln und sitzt zuweilen auch meckernd auf Bäumen. Sie ist überall in Deutschland und zwar sehr zahlreich verbreitet.

Farbe schwarzbraun mit vier blaßgelblichen oder blaßgrauen Längsstreifen und vielen solchen Querflecken und Spitzenrändern. Der rostfarbene Schwanz weiß eingefaßt und mit schwarzen Querbinden. Der Unterkörper weiß. Zwei schwärzliche Längsstreifen auf dem Kopfe. Schnabel 2½ Zoll lang, dem der Pfuhlschnepfe ähnlich, nur vorne, wo er platt und schwarz ist, viele kleine Höcker und Reife zeigend. Die Heerschnepfe fliegt äußerst schnell, beim Herausstieben etwa 20—25 Schritte weit im Zickzack, dann ein Stück gerade fort, und steigt dann immer höher und höher. Aufgesprengt schwärmt sie eine Zeit lang in der Gegend umher, fällt dann aber meistens nicht weit von ihrem vorigen Versteck wieder ein. Ihr Wildpret ist sehr wohlschmeckend aber nicht so fett wie das der Sumpfschnepfe.

Jagdbetrieb.

Wo die Becassine in Schaaren zusammenliegt, hält sie den Hund nicht aus, sondern steht mit lautem Geschrei auf und

schwärmt oft lange herum; eben so, wenn sie auf nassen Wiesen das Plätschern des Hundes von Weitem hört. Im Spätherbst aber, wenn sie fett ist, hält sie den Hund besser aus, liegt oft auch sehr fest, und fliegt auch dann langsamer und gerader als früher. Ihre Witterung ist feiner als die der Sumpfschnepfe, man muß daher auch den Hund stets kurz und behutsam vor dem Jäger suchen lassen, und wenn sie vor ihm herläuft, ihn so führen, daß er mit halbem Winde sucht. Zur Becassinenjagd gehört durchaus warmes und windstilles Wetter; bei windigem Wetter suche man gegen den Wind. Einige rathen, sie erst dann zu schießen, wenn sie gerade aus streicht, Andere wollen sie gleich im Aufstehen schießen. Dies ist Sache der Gewohnheit und der Uebung; ersteres aber jedenfalls sicherer. Das Gewehr wird in der Regel mit Dunst und einem schwachen Pulverschusse geladen. Wer mehrere Becassinen, ohne zu fehlen, hinter einander schießt, gilt in der Jägerwelt für einen guten Schützen. — Auch auf einem sogenannten Wasserherde, der übrigens nicht wesentlich von dem bekannten Vogelherde abweicht, fängt man Becassinen.

---

10) **Die stumme Becassine** (Scolopax gallinula *L.*).

Auch Haarschnepfe, Moorschnepfe, kleine Schnepfe genannt. Ist die kleinste aller Schnepfen und nur so groß wie eine Haubenlerche. Obenher schwarzblau mit etwas grünem und Purpurglanz, vier gelblichen Hauptstreifen und rostfarbenen Querflecken, die grauschwarzen Schwanzfedern rostfarbig gefleckt. Ueber den Scheitel ein breiter, schwarzer, rostfarbig bespritzter Streif. Unterleib weiß, Deckfedern zum Theil fein und haarig, daher der Name Haarschnepfe, Schwanz 12fedrig, spitz zugerundet. Die Haarschnepfe wird überall da gefunden, nur in geringerer Anzahl, wo man die Herdschnepfe antrifft, kommt aber im Herbst gewöhnlich erst an, wenn uns die Herdschnepfen größtentheils schon verlassen haben und fliegt eben so schnell und unregelmäßig als diese. Ihre Nahrung ist

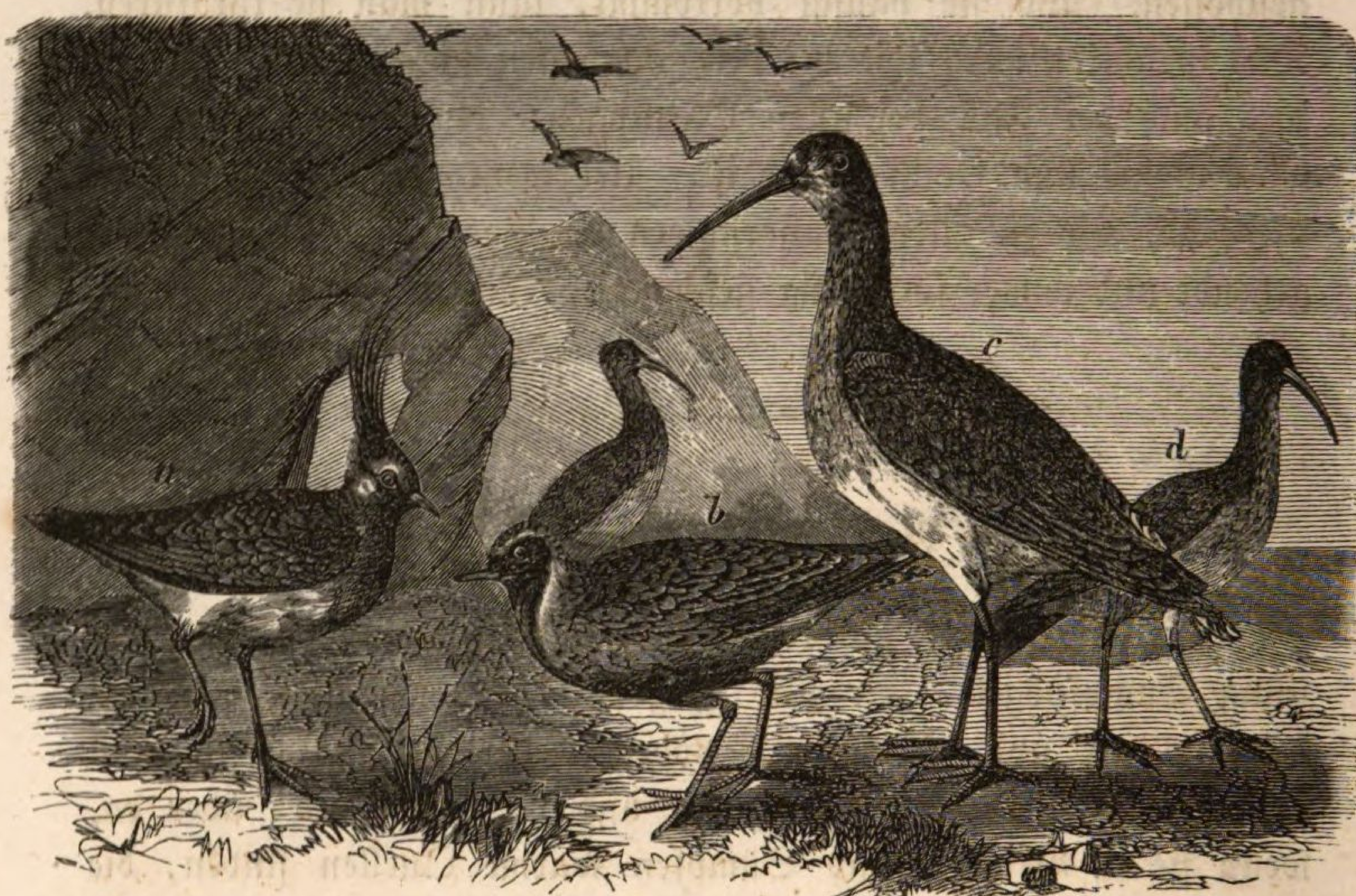
dieselbe wie die der Herdschnepfe. Sie liegt im Schilf, im Riedgras, an den Teichen und in mit Gebüsch bewachsenen Morästen und zwar gewöhnlich einzeln und so fest, daß man darauf treten kann, fällt aber bald wieder ein. Wegen ihrer Kleinheit ist sie sehr leicht zu fehlen. Ihr Wildpret ist noch zarter als das der vorhergehenden Schnepfen und eben so wohlschmeckend. Sie wird ebenfalls vor dem Hühnerhunde, welchen sie gut hält, mit Dunst geschossen. Wo sie häufig vorkommt, kann man sie tyrassiren. Das Gescheide wird wie bei den Schnepfen nicht ausgezogen, wie dies auch der Fall bei allen Gattungen: Numenius, Vanellus, Charadrius und Oedicnemus ist. Uebrigens gehören zur Schnepfenjagd, wie zu allen Wasserjagden ein Paar gute, hoch hinaufgehende und immer sorgfältig geschmierte Wasserstiefeln.

---

11) **Der große Brachvogel** (Numenius arquata *Lath.*).

Die Brachvögel gehören zur Familie der Schnepfen, Ordnung Sumpfvögel. Sie sind Zugvögel, kommen Anfang April bei uns an und ziehen im October wieder weg. Im südlichen Deutschland bleiben sie auch hie und da den Winter über da, wenn sie in Brüchen und Sümpfen warme Quellen finden, die nicht ganz zufrieren. Der große Brachvogel ist dem zahmen Huhn an Größe ziemlich gleich. Schnabel viel länger als der Kopf, etwas abwärts gebogen, mit punktirter Spitze; Kopf mit hellem Mittelstreif. Das Gefieder dieses langhalsigen Vogels gleicht dem der Lerche. Sein Steiß ist dunkelbraun und röthlich bandirt, auf den mittleren Schwungfedern befinden sich weiße Querbinden. Das Weibchen ist an Kopf und Hals etwas heller, sonst aber durchgehends dunkler als das Männchen gefärbt. Es giebt auch weiße und scheckige Brachvögel als Spielarten. Die Brachvögel sind sehr scheu und aufmerksam und lassen den Jäger nicht leicht schußmäßig ankommen. Sie laufen sehr schnell, fliegen aber langsam. Bei Wetterveränderungen sind sie sehr unruhig und schreien

viel oder pfeifen vielmehr laut, was nach Einigen wie „Klarit" klingt. Bei uns fallen sie auf ihren Wanderungen zu 3—8 Stück in große Brüche, Brach= und Saatfelder oder nasse Wiesen ein. Ihre Nahrung sind Würmer, Schnecken, Insekten und grüne Saat. Das Weibchen legt im Mai auf trocknen Rasenstellen in Sümpfen (sogenannten Kaupen) 4 blaßolivengrüne, braun gefleckte Eier und brütet sie binnen 3 Wochen aus.



a Kiebitz. b Goldregenpfeifer. c Großer Brachvogel. d Kleiner Brachvogel.

Das Wildpret der Jungen ist zart und wohlschmeckend, auch werden, namentlich in Holland, die Eier sehr geschätzt. Da wo die Brachvögel täglich öfters zu Wasser gehen, ist der Anstand ziemlich sicher, wenn sich der Jäger in einem Loche verbergen kann; unter derselben Bedingung kann man sie auch mittelst der Locke anlocken. Nach dem Schusse darf man das Versteck nicht gleich verlassen, weil die gesunden, trotz ihrer sonstigen Schüchternheit, den todten Kameraden schreiend umschwärmen und sich oft bei ihm niederlassen. Wo die Brachvögel häufig vorkommen, fängt man sie auch auf dem Wasserschnepfenherde oder errichtet auch eigene Herde für sie.

Der mittlere oder kleine Brachvogel (Numenius Phaeopus *Lath.*) ist kleiner als der vorige, nur 15 Zoll lang, und ersterem in der Färbung und sonstigen Eigenschaften höchst ähnlich, nur fehlt auf dem Kopfe der Mittelstreif, dagegen hat er über den Kopf zwei schwarze und zwischen diesen einen weißen Streifen. Er ist ungleich seltner bei uns und nistet nur im hohen Norden.

---

12) **Der Goldregenpfeifer** (Charadrius pluvialis *L.*).

Der Goldregenpfeifer bringt den Sommer in den nördlichen Gegenden, wo er auch sein Geheck macht, zu; Deutschland durchstreift er auf dem Herbstzuge von September bis November oft in zahlreichen Flügen; so ist er z. B. auf den großen Heiden um Offenbach und an den Küsten der Nordsee und den angrenzenden Binnenländern häufig, ja oft zu Hunderten zu treffen. Dieser sowohl als der Morellen-Regenpfeifer sind die eigentlichen Saat- oder Brachvögel der Jäger. An der Nordseeküste ist ersterer seines Geschreies wegen unter dem Namen: Tüte oder Tütvogel bekannt. Das Winterkleid des Goldregenpfeifers ist oben rußschwarz mit großen goldgelben Flecken, Kopfseite, Vorderhals und Brust aschfarbig, braun und gelb gefleckt, sonst unten und Kehle weiß. Schwungfedern schwarz, an der Spitze mit weißen Schäften. Sommerkleid: Oben tief schwarz, mit kleinen, goldgelben, sehr lebhaften Flecken; Stirn und über den Augen weiß, am Seitenhalse große schwarze und gelbe Flecken wechselnd; unten schwarz. Er läuft und fliegt schnell, aber regelmäßig, äugt, vernimmt und windet scharf und läßt sich selten beikommen. Wenn indessen an einem schönen warmen Morgen ein großer Flug dicht gedrängt beisammenliegt, gelingt es dem Jäger oft, dieselben zu umkreisen und unter dem Winde bis auf 40 Schritte weit zum Schuß zu kommen; auch kann er sich dieselben, wenn er in einem geeigneten Versteck liegt, von der entgegengesetzten Seite durch einen Treiber zutreiben lassen, wobei sie allemal gegen den Wind auffliegen.

Die beste Zeit zum Schuß ist, wenn sich die ankommende Schaar im Fluge schwenkt, weil sie sich dann zusammendrängen. Auch kann der Jäger versuchen, sich ihnen im Mantel und ein weißes Taschentuch auf dem Gewehrladestocke, bis auf 100 Schritte zu nähern; dann legt er sich platt auf den Boden nieder und hält das Gewehr mit dem Fähnlein etwas empor. Die Neugierde macht, daß sich die Tüten dem Jäger langsam nähern, der seinerseits ebenfalls kriechend ihnen näher zu kommen sucht, bis er sie auf Schußweite aufscheucht und seinen Schuß anbringt, der oft mehrere zugleich tödtet. Im Sitzen der Tüten gelingt der Schuß selten. Das Wildpret des Goldregenpfeifers, wie das der übrigen Arten dieses Geschlechts, gehört zu den leckersten und feinsten.

Bei uns in Sachsen soll nach a. d. Winckell, namentlich an der Mulde z. B. in der Gegend von Wurzen, im Sommer sehr häufig ein in dieselbe Familie gehörender Vogel, der lerchengraue Regenpfeifer (Oedicnemus crepitans *Temm.*) vorkommen, der bei den Jägern auch großer Brachvogel oder dickbeiniger Trappe heißt, sich von Mäusen, Thaufröschen, Käfern und Insekten nährt, sehr scheu ist, übrigens alle Eigenthümlichkeiten des großen Brachvogels und des Goldregenpfeifers besitzt, und sich namentlich bei nebligen Morgen mit Hilfe des Schießpferdes umkreisen oder auch mit Lockpfeifen heranziehen läßt, auch wohl auf einem Herde gefangen werden kann. Sein Wildpret soll sehr wohlschmeckend und zart sein.

---

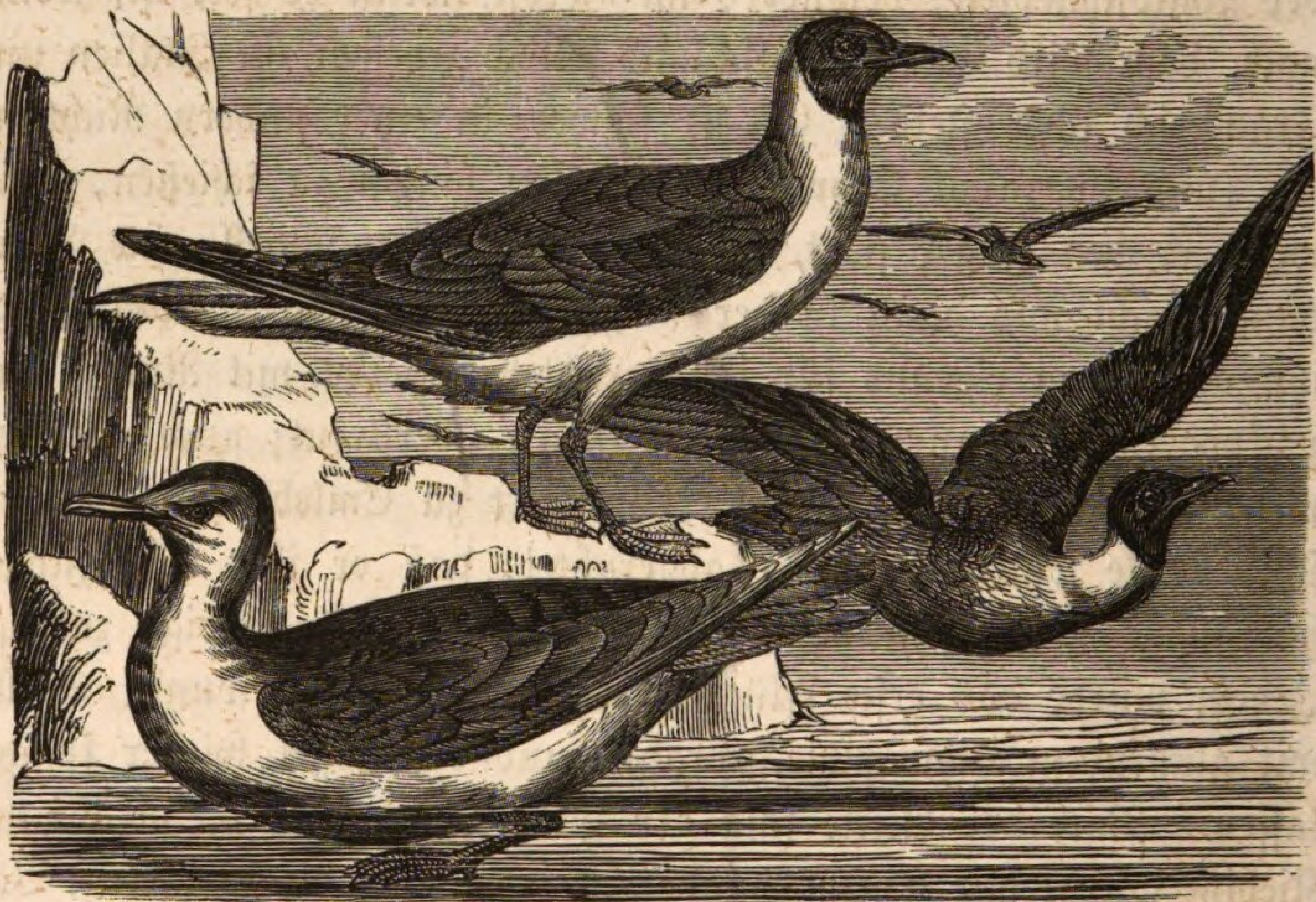
13) Der gemeine oder gehäubte Kiebitz (Vanellus cristatus *Meyer*. — Charadrius Vanellus *L.*).

Der Kiebitz ist ein Zugvogel; den Winter bringt er in den heißen Ländern von Europa und Asien zu, im März kommt er in starkzähligen Flügen nach Deutschland, heckt hier und zieht im October wieder in seinen Winterwohnsitz, nachdem er von August an schaarenweise herumgeschwärmt ist. Seine Eier werden als Delicatesse besonders geschätzt. Raubt man ihm das erste Gelege, so

legt er nochmals 4 Eier, dann 3, endlich 2, und damit ist die Legekraft für dieses Jahr erloschen. Schwanz metallisch glänzend, mit einem langen Federbusche am Hinterkopfe, Seitenhals, Bauch, After weiß. Schwanz weiß, schwarz endend. Länge gegen 13 Zoll. Der Kiebitz fliegt sehr rasch, schlägt unaufhörlich Haken nach allen Seiten und steigt und sinkt ungemein behende. Beschleichen läßt er sich bei der größten Behutsamkeit nur höchst selten im Sitzen, dagegen umschwärmt er den Jäger und dessen Hund oft dreist und unbesonnen, und sticht sogar auf letzteren herab, wenn er von seinem Neste oder seinen Jungen verjagt worden ist. Er ruft dabei beständig seinen Namen. Er hält sich auf Moorheiden, nicht völlig überwässerten Teichrändern, und nassen Aeckern und Wiesen auf. Seine Nahrung besteht in allerhand Würmern, Wasserschnecken, Käfern und andern Insekten. Sein Wildpret steht dem der Waldschnepfen, besonders im Herbst, wenn er fett ist, wenig nach, doch wird es in Deutschland selten gegessen, in Italien und Frankreich aber stets. Er ist schwer in einer andern Richtung als (und zwar mit Schrot Nr. 5) von hinten zu schießen, weil, wenn er den Jäger sieht, er beim Abdrücken schnell eine Wendung macht und dann in der Regel gefehlt wird. Man fängt ihn auf einem eigends für ihn errichteten Herde mit Ruhr- und Lockvogel, den man mit Regenwürmern überstreut; auch mit Anwendung des Lerchenspiegels. Ein Hirt zu Emleben im Gothaischen hatte seinen Hund so abgerichtet, daß er ihm alle junge, halbflügge Kiebitze in der Gegend fing und unbeschädigt zutrug. Jedem wurde das erste Flügelgelenk abgelöst, die wunde Stelle mit glühendem Schwamme gebrannt und der Vogel wieder freigelassen. Nach der Ernte fing der spekulirende Hirt die gelähmten Kiebitze wieder mit seinem Hunde ein, und trug die jetzt fetten Vögel zum Verkauf in die Stadt.

14) Die Lachmöve (Larus ridibundus).

Auch rothfüßige und schwarzköpfige Möve und Mohrenkopf genannt. Sie ist die einzige, welche den Sommer in Deutschland zubringt, hier heckt und allgemein verbreitet und bekannt ist, während alle andern Möven theils auf dem Zuge nur durchgehend, theils aber nur verirrt und verschlagen nach Deutschland kommen. Zu letztern gehören namentlich die Mantelmöve oder gefleckte Möve (Larus marinus *L.*) und die Sturmmöve, graue oder gemeine Möve (Larus canus *L.*), welche noch am meisten bekannt, wiewohl selten sind. Bei der Lachmöve sind die Schwingenschäfte weiß, Schnabel und Beine blutroth. Kopf und Kehle sind schwarzbraun oder schwarz und am Augenlide ist ein kleiner weißer Fleck. Hals, Brust, Unterleib und Schwanz sind weiß,



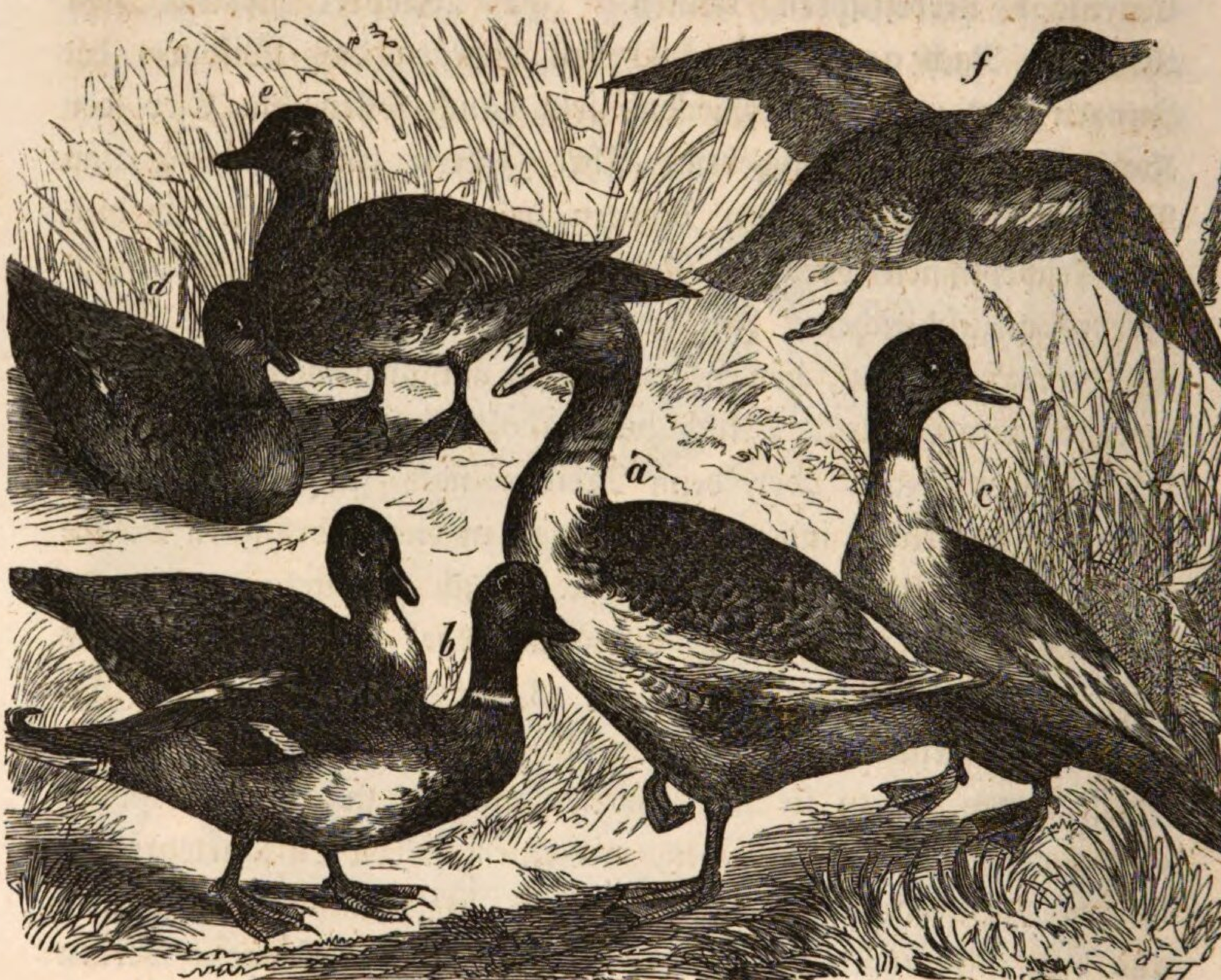
Oberleib und Flügel aschgrau. Ihre Länge beträgt 15 Zoll und die Flügel reichen 2 Zoll über den 4½ Zoll langen Schwanz hinaus. Die Lachmöve schwebt beständig mit einem heisern unangenehmen Geschrei bald in rascherem, bald in langsamerem Fluge über den Gewässern umher, verfolgt ängstlich schreiend Menschen, Raubvögel und Raubthiere, sie unablässig umschwär-

mend, wenn sie sich ihrem Neste nähern, sticht neidisch und neckend auf alle andern Wasservögel herab, und verjagt, wo sie zu heimisch und häufig geworden, Enten und Gänse von Teichen, dabei fügt sie auch der Fischerei bedeutenden Schaden zu. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Insekten, Würmern, Mücken, Libellen, doch auch in Wasser- und Uferaas und in ausgepflügten Engerlingen. Im October ziehen sie in zahlreichen Flügen vereint nach dem Süden. Man muß alle erdenklichen Mittel anwenden, sie zu vertreiben oder ihnen Abbruch zu thun, da sie, wo sie zu zahlreich sind, geradezu den Ruin der Gänse- und Entenjagd herbeiführen können. Ihr Wildpret schmeckt sehr thranig. Nach a. d. Winckell soll dagegen das Wildpret der Jungen zart und wohlschmeckend sein, auch sollen die Eier den Kiebitzeiern wenig nachgeben. Ihre Federn empfehlen sich zum Bettestopfen. Am frühen Morgen gelingt es zuweilen sie hinter Teichdämmen oder in Gräben oder mit Hilfe des Schießpferdes anzuschleichen. In der Brütezeit sucht man ihre Nester mit dem Hunde auf, den sie unablässig umschwärmen, wobei man zuweilen einige erlegt. Auch werden oft viele derselben gelegentlich bei der Suche oder beim Treiben nach jungen Enten und Graugänsen erlegt, indem sie dabei oft in dicht gedrängten Schaaren aus dem Schilfe herauskommen. Auch errichtet man eigends für sie einen Herd mit Lock- und Ruhrvogel und schießt sie aus einer nahe gelegenen Hütte, wobei es oft gelingt, seltene Zugmöven zu erlegen. Selbst wenn sie auf einem nicht zu breiten Flusse liegen, lassen sie sich zuweilen mit gutem Winde beschleichen, und wenn sie aufstieben, mit einem in die Luft geworfenen weißen Taschentuche täuschen, so daß sie zurückeilen und dann aus dem Hinterhalte beschossen werden können. Uebrigens werden junge, noch nicht flügge Lachmöven bei der Jagd nach jungen Enten von den Hunden oft in Menge gefangen.

---

15) Der große oder Gänsesäger (Mergus merganser *L.*).

Wird auch gemeiner Säger, Taucherganz und Eisente genannt, wohnt den Sommer über im Norden von Europa, Asien und Amerika in Menge an den Seeküsten, kommt als Zugvogel Ende November bis Ende Februar an die deutschen Küsten der Nord= und Ostsee und besucht einzeln oder zu 3 oder 4 Stück fast alljährlich offene Stellen der größeren Flüsse, Seen und Teiche im mittlern und südlichen, im nördlichen Deutschland aber nur dann, wenn das Eis aufbricht und viel Grundeis geht.



a Wilde Gans. b Stockente. c Großer Säger. d Braunkopf. e Knäckente. f Quackente.

Schnabel und Füße roth, Kopf nebst dickbuschiger Holle und Oberhals schwarzgrün mit violettem Schimmer. Mantel schwärz= lich, mit einem großen, weißen Fleck auf dem Flügel; Hals unten weiß mit einem schönen rosenroth gelblichen Anfluge; Unter=

rücken und Schwanz bräunlich aschgrau, Länge 30 Zoll. Weibchen: Federbusch länger, nebst Kopf und Oberhals rostbraun, unten weiß, sonst aschgrau; Spiegel weiß ohne Querband. Die Nahrung des Sägers besteht in lebenden Fischen, Amphibien, Conchylien, Wasserinsekten und Gewürm. Er thut der Fischerei nicht unbedeutenden Schaden, ist, bei der Scheu dieser Vögel, schwer und nur in ganz seichtem Wasser zu schießen, weil er vortrefflich taucht und erst sehr entfernt wieder zum Vorschein kommt, oder wenn man sich anschleichen will, sein Heil in der Luftflucht sucht. Bei Thauwetter lassen sich die Säger auf Flüssen oft mit den Eisschollen forttreiben, wo man, wenn man verborgen steht, noch eher zum Schuß kommen kann. Auch sollen die Sägerarten nach dem Entengelock auf die Wasserentenherde gehen, doch hört der Entenfang in der Regel bei uns auf, wenn die Säger ankommen. Sein Wildpret schmeckt unangenehm thranig. Seine Federn sind an Nutzbarkeit den Gänsefedern gleich.

---

16) Die wilde Gans (Anser ferus *L.*).

Die wilde Gans (Graugans (Anser cinereus *L.*) ist ein Zugvogel, bewohnt den hohen Norden, wird aber fast das ganze Jahr hindurch in Deutschland, im Winter namentlich in Süddeutschland, auch als Strichvogel angetroffen. Sie unterscheidet sich von der kleineren und schlankeren Saatgans (Anser segetum *L.*), welche ebenfalls im Spätherbst schaarenweise aus dem Norden nach Deutschland kommt und hier überwintert, insbesondere dadurch, daß bei letzterer die zusammengelegten Flügel über die Schwanzspitze hinausreichen, während diese bei der Graugans nicht bis zur Schwanzspitze langen, und daß die Saatgans niemals in Deutschland brütet.

Die Hauptfarbe des glänzenden Gefieders der Graugans ist hellaschgrau, am Bauche ins Weiße übergehend, auf dem Rücken und an den Seiten dunkler. Schnabel und Augenlider orangegelb, Füße fleischfarben, gelblich überlaufen. Körperlänge fast

3 Fuß, Gewicht 8—12 Pfund. Weibchen etwas kleiner, Hals und Kopf dünner, heller grau.

Die Graugans ist nicht ganz so scheu, wie die Saatgans, macht aber dem Jäger durch ihre argwöhnische Vorsicht und Wachsamkeit, ihr sofortiges Aufsteigen beim Annähern einer Gefahr und durch ihren hohen Flug viel Noth. Auf kein anderes Thier wird so viel Pulver und Blei fruchtlos verschossen. Nur wenn die Graugänse morgens und abends von einem Gewässer zum andern, oder von da nach den Feldern zur Aesung hin-, oder von dort zurückstreichen, fliegen sie weniger hoch, ja oft sehr niedrig und in der Regel untereinander, d. h. ohne alle Ordnung. Bei größeren Wanderungen aber steigen sie, trotz ihrer Körperschwere, mehr als thurmhoch, bilden einen Winkel, dessen eine Seite stets etwas kürzer ist , und das Commando führt immer eine alte kräftige Gans, an deren Stelle bei eintretender Ermüdung eine andere tritt, was immer ein plötzliches Geschrei des ganzen Zuges und eine anscheinende, bald wieder vorübergehende Verwirrung desselben zu veranlassen scheint. Die wilden Gänse erreichen ein ziemlich hohes Alter, was schon aus dem Umstande hervorgeht, daß häufig das Fleisch der Alten trotz mehrtägigen Bratens und Kochens ungenießbar bleibt. Die jungen Gänse geben dagegen einen vortrefflichen Braten.

Die Graugans baut bei uns ihr kunstloses Nest in Sümpfen, Teichen und Landseen auf erhabenen, trockenen Stellen oder auf erlenen oder weidenen alten Stöcken aus Schilf und Binsenstengeln und füttert es leicht mit Federn aus. In dasselbe legt sie 4—6 ins Grünliche spielende Eier von der Größe der gewöhnlichen Gänseeier, die das Weibchen allein in 4 Wochen ausbrütet, während das Männchen in der Nähe Wache hält. So wie die Jungen 24 Stunden alt sind, werden dieselben von der Mutter ins Wasser und an Stellen geführt, wo junges Gras steht, welches sie sogleich abzuweiden anfangen. Die Nacht bringen die Jungen wieder unter der wärmenden Decke der Mutter

im Neste zu. Nach einiger Zeit aber tagt und nachtet die ganze Familie entweder auf einer größern, vom Wasser umgebenen trockenen Stelle oder im dicksten Schilfe dicht beisammen, wenn sie sich nicht im Wasser oder auf dem Lande äset.

Die Nahrung der Graugänse besteht im Frühlinge in grünem Getreide und Saatkörnern, vorzugsweise aber Erbsen und den jungen Trieben der Rübssaat. Wenn das Getreide schoßt, ziehen sie die Spitzen junger Gräser und jungen Klee vor. In der Ernte suchen sie Hafer, Gerste und Erbsen auf, im Herbst die ausgestreute und aufgegangene Wintersaat, im Winter die grüne Saat und vorzugsweise die grünen Blätter des Winterrübsen.

Mit zwei vollen Monaten sind die Jungen flugbar. Als sicheres Merkmal der baldigen Flugbarkeit gilt, wenn die jungen Gänse beim Schwimmen sich mit dem Vordertheile über die Wasserfläche erheben und oft schnell mit den Flügeln zu schlagen beginnen, d. h. den ersten Anlauf zum Fliegen nehmen. Dies geschieht gegen die Mitte des Juni. Man darf jedoch mit der Jagd nicht so lange warten, wenn man der jungen Brut mit Erfolg zu Leibe gehen will. Die Mauserzeit der Alten tritt gewöhnlich mit dem Flugbarwerden der Jungen ein, die der Letzteren Ende August und dauert bis zum Spätherbst.

Im Frühling und Spätherbst liegen die Gänse zur Nachtzeit und einen Theil des Morgens auf den Gewässern. Dann fallen sie gemeinschaftlich in die Felder ein, wo sie Aesung zu finden glauben. In den ersten Nachmittagsstunden halten sie ihre Siesta wieder auf dem Wasser; um 3 Uhr streichen sie abermals auf die Felder, und mit der Abenddämmerung kehren sie wieder auf das Wasser zurück. Bei diesem Hin- und Herstreichen halten ihre Züge fast immer dieselbe Richtung und, nach der Jahreszeit, bestimmte Stunden ein. Im Winter bringen sie den Tag auf den Saatäckern oder an offenen Quellen, die Nacht aber auf offenen Stellen der Flüsse, meist aber auf dem Eise derselben zu. Nicht selten werden sie, auf Eisschollen schlafend, den Fluß hinabgetrieben.

Jagdbetrieb.

1) Das Anfahren. Um die Zeit, wo die Jungen fast ausgewachsen, aber noch nicht flugbar sind, fährt man auf einem, ringsum mit Schilf dicht besteckten Kahne, mit einem Ruderer und einem Wasserhunde versehen, langsam im Schilfe umher, in welchem, wenn es zu dick steht, vorher erst nach allen Richtungen und nach einem bestimmten, nach der Localität entworfenen Plane, schmale, den Kahn bequem aufnehmende Wasserstege unter der Wasserfläche ausgehauen (abgemäht) werden müssen. Letzteres darf man auch nicht unterlassen, wenn der Teich bereits mit breiten und tiefen Wassergräben durchschnitten, das angrenzende Schilf und Röhricht aber zu dick und unwegsam wäre. Wenn man sich bei dieser Jagd nicht übereilt, sondern langsam und vorsichtig verfährt, wird man auf den Stegen und Gräben manches Gänschen und manche aufsteigende Gans schießen, ja der Hund wird sogar manche Gans ohne Schuß fangen, nur muß man dieses Waidwerk allein betreiben, und etwaige vorhandene Gefährten höchstens auf den Dämmen oder am Ufer zum Flugschießen anstellen, wie beim Anstande. Im Schilfe und ins Schilf darf aber, um leicht möglichen Unglücksfällen vorzubeugen, Niemand als der Kahnschütze schießen. Aus gleichem Grunde darf auch mehr als ein Kahn im Schilfe durchaus nicht gelitten werden. Schilfbewachsene Sümpfe, die zu seicht zum Befahren und zu tiefschlammig zum Durchwaten sind, wird man, so gut es gehen will, von Hunden durchsuchen lassen müssen, während Schützen dieselben am beiderseitigen Ufer in gleicher Linie begleiten und mitunter zum sorgfältigen Absuchen anfeuern oder sich an passenden Orten anstellen.

2) Die Treibjagd im Wasser. Zu diesem Behufe läßt man vorher, in Entfernung von 25—30 Schritten von einander, breite Gassen im Schilfe nach dem Ufer zu aushauen, wozu man auch die vorhandenen Gräben benutzen kann. Man stellt am Ufer genau der Richtung dieser Gassen entsprechend, Schützen hinter Schirmen an, und läßt das Schilf und Röhricht von Hun=

den, Treibern oder mehreren Kähnen, die jedoch stets eine Linie halten müssen, nach den Schützen zu absuchen. Was sich von Gänsen auf diesen Gassen blicken läßt, wird niedergeschossen. Auf auffliegende Enten darf dabei nicht geschossen werden, theils um die Gänse nicht einzuschüchtern, theils weil die Jungen der aufsteigenden Enten noch zu klein und hilflos sind. Diese Treibjagd erfordert jedoch durchaus schönes Wetter, indem bei trüben windigem Wetter die Gänse im Schilfe fest sitzen bleiben, außerdem aber die höchste Aufmerksamkeit und Vorsicht, soll möglichen Unglücksfällen dabei vorgebeugt werden, da die Richtung, in welcher die Schrote auf dem Wasser abprallen, sich gar nicht berechnen läßt. Daß nur mit dem Winde getrieben werden kann, setzen wir als bekannt voraus.

3) Das Beschleichen am Ufer. Befinden sich nicht weit vom Ufer entfernt blanke Wasserstellen vor, auf denen alte und junge Gänse arglos herumschwimmen und gewähren die Ufer nur einige Deckung, so kann man sich mit einem weit tragenden Gewehre still anschleichen und manchmal einen guten Schuß thun. Sind die Ufer dagegen flach, so mag man sich zum Anschleichen des Schießpferdes oder des Wisches bedienen, mit welchem letztern man auch in flache Gewässer tief hineinwaten kann. Ja man kann auch Lockgänse ins Wasser setzen, oder die Neugierde der Gänse wie beim Entenschießen, durch einen Fuchshund am Ufer rege machen, und jene dadurch heranlocken, oder wohl auch in der Mitte des Gewässers eine Schießhütte*) anlegen, oder

---

*) Diese kann, je nach der örtlichen Beschaffenheit des Teiches, wie die bei der Jagd der Enten angegebene Schießhütte oder auf starken Pfählen an einer Stelle im Schilfe angelegt werden, wo das Schilf am Weitesten ins blanke Wasser hineinreicht. Man fährt auf einer durchs Schilf gehauenen schmalen Gasse verdeckt im Kahne nach der Hütte, die ebenfalls mit Schilf gut verblendet sein muß. Sehr zweckmäßig ist es, wenn man vor der Hütte einen aus zusammengebundenem Rohr und Schilfe gebildeten, hinlänglich großen viereckigen Rahmen mittelst leichter Pfähle befestigt, in welchem man durch eingestreutes Malz, gekochte Gerste, Brotstückchen, Eicheln, gequellte Erbsen, Hafer u. s. w. die Gänse und Enten zu kirren

größere Wasserspiegel mit einem beschirmten Kahne anfahren, immer aber muß man den Wind gegen sich, und einen guten Hund oder einen Kahn bei der Hand haben, um die erlegten Gänse heraus zu holen.

4) Der Fang mit Stecknetzen. Diese werden etwas größer als Rebhühnersteckgarne gemacht und so im Schilfe mittelst hoher Forkeln gestellt, daß $^2/_3$ des Netzes unter das Wasser und $^1/_3$ über dasselbe zu stehen kommen, worauf das Wassergeflügel ganz langsam mit Kähnen gegen die Netze getrieben wird. Man macht hier oft einen sehr reichlichen Fang an alten und jungen Gänsen, Enten, Bläßen u. s. w. Ueberhaupt sollte man die Zeit, in welcher die jungen Gänse noch nicht flugbar sind und die alten in der Mauser liegen, besser als bisher zur Jagd und zum Fange benutzen.

5) Der eigentliche Anstand. a. Am Wasser. Kennt man die Zeit genau, wenn die Gänse aus dem Wasser ins Feld oder von diesem zurück ins Wasser streichen, so stellt man sich am Ufer möglichst gedeckt, entweder in einer kleinen Schilfhütte oder auch frei an und versucht sein Glück. Stürmische Tage und starke Nebel sind dazu vorzüglich günstig, weil dann die Gänse arglos und niedrig dahin streichen. Dies gilt auch von bevorstehenden Witterungsveränderungen, wobei die Gänse sehr unruhig und weniger vorsichtig sind. Nie schieße man mit Schrot einer Gans entgegen, sondern fasse sie stets seitwärts oder von Hinten. Am zweckmäßigsten bedient man sich einer guten starken

---

sucht. Sie nehmen diesen Futterplatz nach einiger Zeit sehr gern an und theilen das Vorgeworfene redlich mit den Fischen. Der Rahmen dient dazu, daß das Futter vom Winde nicht fortgetrieben wird. Man kann auf diesem Platze oft herrliche Schüsse anbringen; nur muß man seine Jagdlust bezähmen, und nicht alltäglich arge Treffen liefern wollen, weil sonst Gänse und Enten sich bald weggewöhnen dürften. Füttern aber muß man alle Tage. Hier ist eine gute Windbüchse oder das Laden der Flinte mit Schießbaumwolle vorzugsweise an seinem Platze. Hält man jedoch einige Tage Ruhe und füttert inzwischen reichlich, so beachtet das Wassergeflügel auch den stärkeren Knall der gewöhnlichen Pulverladungen nur wenig.

Doppelflinte mit weitem Kaliber mit Nr. 1 oder 0 geladen, wobei man wegen des starken Federpolsters der Gans 1/4 oder 1/5 Pulver mehr als gewöhnlich ladet. — b. Auf dem Felde. Beim Anstand im Felde muß der Jäger nach dem Strich der Gänse des Abends oder Morgens seinen Platz wählen, am besten in ausgegrabenen und verblendeten Schießlöchern, wie wir dieselben beim Trappen angegeben. Der Morgenanstand ist in der Regel lohnender, die beste Zeit hierzu die Stunden zwischen 6 bis 9 Uhr. Um noch sicherer zu gehen, kann man sich auch einer ausgestopften, noch besser einer flügellahm geschossenen oder einer gezähmten wilden Gans, die in der Nähe des Schießloches mittels eines Pflockes an den Boden angefesselt, mit vorgeworfenen Erbsen nothdürftig gefüttert, und nöthigenfalls geruhrt wird, als Lockgans bedienen. Man zieht zu diesem Behufe entweder junge wilde Nestgänse auf oder legt Truten Wildgänseeier zum Ausbrüten unter. Die vorüberstreichenden Gänse fallen entweder dicht bei der Lockgans ein, oder drehen sich über derselben herum, so daß sie leicht geschossen werden können.

6) Das Anschleichen bei der Aesung im Felde. Die Gänse sind bekanntlich scheu und argwöhnisch und sichern sich durch ausgestellte Wachen. Sie wissen sehr gut den Bauer oder Fuhrmann vom Jäger zu unterscheiden. Deshalb maskirt sich Letzterer auch oft, um sie zu täuschen und sich anzuschleichen, als Sämann oder als Bauerfrau mit einem Korbe auf dem Rücken, doch gelingt dies selten oder nur einmal. Will man sie mit dem Schießpferd beschleichen, oder im Wagen oder Schlitten anfahren, so darf man sie nicht umkreisen, sondern muß gerade in ihre rechte Seite schußgerecht hinsteuern, so daß die Gänse links bleiben. Zuweilen gelingt dies auf einem zweirädrigen Karren mit ruhigen, schußfesten Pferden. Der Karren muß aber ringsum schirmähnlich mit grünem Reisig besteckt sein. Hierbei, so wie bei hellem Wetter überhaupt, ist die Büchsflinte das beste Gewehr auf Gänse. Nur darf man nicht vergessen, daß man bei Gänsen im Fluge stets etwas vorhalten und dies Vorhalten mit der Distanz in ein richtiges Verhältniß bringen muß. — Bei sehr stür-

mischem Wetter fallen oft einzelne Gänse in kleine Bäche ein und dann kann man zuweilen sehr nahe kommen. Auch suchen sie, wenn der Schnee mehrmals hintereinander eine Kruste bekommen hat, und sie nicht zur Saat können, oft unbedeutende, mit grünem Grase bewachsene warme Quellen auf, wo man sie, besonders bei strenger Kälte, leicht beschleichen kann. Sind die Gänse dagegen auf einem hochgelegenen Felde eingefallen, welches nach einer oder mehreren Seiten einige Fuß abfällt, so gelingt es nicht selten, dieselben hinter dem Abhange bis auf 80 Schritte kriechend anzuschleichen, besonders bei stürmischem Wetter, doch ist dies höchst beschwerlich, und man muß dann ohne Weiteres mit Nr. 0 in den dicksten Haufen feuern. Im Winter und bei starkem Schnee lassen sie sich zuweilen dadurch täuschen und beschleichen, daß der Jäger einen weißen Kittel oder ein weißes Hemd überzieht und eine weiße Mütze aufsetzt. Besonders ist dies der Fall, wenn Schneegestöber oder stürmische Witterung unterstützend mitwirken.

7) Das Zutreiben. Sollen im freien Felde lagernde Gänse dem Schützen zugetrieben werden, so muß dieser vor Allem völlig gedeckt stehen, wozu sich Schießlöcher, tiefe Gräben, Gebüsche, Brücken und Stege, weniger gut aber starke Bäume eignen, weil der Schütze, wenn er auch unter oder hinter letzteren völlig verdeckt steht, vorspringen muß, um schießen zu können. Die Hauptsache ist, die Gänse dürfen ihren Feind gar nicht, oder erst, wenn es bereits zu spät ist, erkennen. Deshalb gelingt das Zutreiben auch am besten bei starkem Nebel, Schneegestöber, trüben und sehr windigen Tagen. Bei Schnee und hellen Nächten gehen die Gänse am sorglosesten dem Tode entgegen. Je mehr Treiber man hat, desto sicherer ist der Erfolg, nur müssen diese die Schaar Gänse möglichst umfassen, also im einwärts gekehrten Bogen (⁀) treiben und dürfen nur langsam vorwärts gehen. Liegen jedoch die Gänse zu weit vom Schützen entfernt, oder sind sie schon zu oft beschossen worden, so steigen sie zu hoch in die Höhe und das Treiben ist erfolglos. Nur bei starkem Nebel

und Wind streichen sie niedriger. Bei Schnee ist auch hier die weiße Kleidung zu empfehlen.

In Gegenden, wo die wilden Gänse auch im Winter verweilen, bringen sie die Nacht an den Meeresküsten oder auf großen Flüssen, z. B. Rhein, Mosel und gewöhnlich in Buchten zu, wo das Wasser keine Strömung hat. Hier kann man von einem Kahne aus oft mehrmals zum Schuß kommen, ohne daß man nöthig hat, sich, wie Manche rathen, in eine im Wasser aufgestellte Tonne zu stecken. Selbst wenn die Flüsse zugefroren sind, giebt es noch hie und da offene Stellen, in welche die Gänse einfallen, um auf dem Eise zu übernachten. Die dortigen Jäger bauen sich dann auf dem Eise leichte Hütten mittelst 3—4 Stangen, welche 4—5 Fuß lang sind und unten eiserne Spitzen haben, mit welchen sie in dem Eise, nachdem die Löcher vorgebohrt worden, befestigt und dann mit weißbaumwollenen Zeuge leicht umwunden werden. Der Jäger, weiß gekleidet, sitzt auf einem Jagdstühlchen und schießt, wenn er die Gänse, die sich meist erst bei völliger Dunkelheit oft ganz in der Nähe des Zeltes auf dem Eise einfinden, als schwarze Punkte oder durch ihr Geschnatter gewahrt, sich erhebend über das oben offene Tuchzelt. Zwei Mal hintereinander lassen sie sich jedoch selten täuschen. Uebrigens muß der Jäger mit einem guten Fernrohr versehen sein, um andern Tages die angeschossenen und auf dem Eise oft in größerer Ferne liegenden Gänse zu entdecken. Auch ist ein solches unentbehrlich beim Anschleichen der Gänse im freien Felde sowohl, als auf dem Wasser, um die Schaar und ihre Vorposten schon aus der Ferne beobachten und mit wahrscheinlichem Erfolge seine weitern Maßregeln danach nehmen zu können.

8) Endlich legt man den Gänsen, wenn sie mehrmals in ein und dasselbe Feld einfallen, wohl auch Tritt- und Tellereisen und wählt zum Abzugsbissen eine gelbe Rübe oder eine Kohlstaude. Der Fang gelingt in der Regel jedoch nur ein Mal, denn sobald die Gefangene zu zappeln anfängt, erhebt sich die ganze Schaar und läßt sich in langer Zeit nicht wieder auf dem verdächtigen Felde nieder. Diese Fangart ist daher mehr dem

Landmanne, um die ungebetenen Gäste für längere Zeit von seinem Acker los zu werden, als dem Jäger zu empfehlen. Mit Hals- und Trittschlingen richtet man bei wilden Gänsen wenig aus; sie sind zu schlau für diese Fangmethode. Eher dürfte auf Saatfeldern, wo sie täglich einfallen, das Legen von mit Vogelleim inwendig ausgestrichenen Papierdüten gelingen, in deren Spitze inwendig ein Paar gequellte Erbsen stecken. Das Papier muß jedoch genau die Bodenfarbe haben.

---

17) Die wilde Ente (Anas fera *L.*).

Die wilden Enten sind ebenfalls Zugvögel. Sie sind überall verbreitet, bringen den Sommer in den nördlichsten Regionen, z. B. in Sibirien, Lappland, Grönland u. s. w. zu, wo sie auch nisten, und ziehen im Herbste, stets bei Nacht, nach Südosten in wärmere Länder, wo sie den Winter auf großen Flüssen oder an den Meeresküsten zubringen. Man zählt sehr viele Arten wilder Enten, auch kennt man lange noch nicht alle genau. Die wenigsten derselben sind auf unsern deutschen Teichen und Gewässern einheimisch und brüten auf diesen oder in Sümpfen und Morästen. Mehrere kommen alljährlich als Zugvögel zu uns und verweilen hier kürzere oder längere Zeit; viele Arten aber kommen nur vom Zufall verschlagen zu uns, und selbst dies geschieht höchst selten, so daß sie das Interesse des Jägers bei Weitem weniger in Anspruch nehmen, als das des Naturforschers. Die Enten sind im Allgemeinen sehr schlau und listig, äugen und wittern fein, lassen sich nur mit List und vom Zufall begünstigt beschießen, schwimmen, fliegen und tauchen schnell, und bringen in der Luft in Folge ihrer raschen Flügelschläge beim Fliegen ein eigenes pfeifendes Getöse hervor. Ihr Gang auf dem Lande dagegen ist sehr schwerfällig. Ihre Nahrung ist auf dem Wasser die der Gänse; auf dem Lande besuchen sie die Gersten- und Haferschwaden, und lieben besonders auch die herabgefallenen Eicheln, wenn es solche in der Nähe des Wassers giebt.

Das Wildpret von jungen Enten ist im Herbst im Allgemeinen sehr gut, oft sogar fett, und eine gesunde Speise. Man sollte daher im Frühjahr den Enten sowohl als den Entvögeln (Erpeln), da sie ohnedies dann mager sind und die Entenjagd mit jedem Jahre immer mehr verfällt, Ruhe lassen, und die Jagd der jungen und Mauserenten, erst Mitte Juli, je nach den Umständen sogar erst Anfangs August beginnen, wo man dieselbe dann, mit Ausnahme sehr harter Winter, bis zur nächsten Paarungszeit fortsetzen kann. Der Lieblingsaufenthalt der Enten ist in der Nähe großer Teiche oder Seen, welche mit dichtem Schilf bewachsen sind, oder auf zusammenhängenden, aller Cultur entzogenen Sümpfen und Mooren. Sie nisten am liebsten in Schilf, Binsen oder Gebüsch in der Nähe des Waldes, und so versteckt wie möglich, in hohlen Weidenbäumen, ja selbst in Krähen- und Rabennestern, und trägt dann die Alte die Jungen im Schnabel seiner Zeit in's Wasser. Sie legen 6—16 Eier und brüten dieselben in 24 Tagen aus. Als Grund der immer zunehmenden Verminderung der Enten wird angegeben: das Austrocknen der Sümpfe und Gewässer in Folge der gesteigerten Bodencultur und die dadurch bedingte immer größere Seltenheit ruhiger Brüteplätzchen; das Abmähen und Holen des Schilfes und Teichgrases zur Streu und als Futter; die Verpachtung der Teichjagden an Jagdliebhaber, die Alles wegschießen; das Aufsuchen und Ausbeuten der Entennester durch Faulenzer, Schilf- und Grasmäher, sowie das unüberlegte Wegschießen der Erpel im Frühjahr, wodurch sich die Enten nach und nach weggewöhnen.

Die bei uns völlig oder mehr oder weniger einheimischen Entenarten sind: 1) Die Stockente, Märzente, gemeine wilde Ente (Anas Boschas *L.*). Aendert nach Alter und Jahreszeit sehr ab. Von verschiedener Färbung; mit glänzend dunkelgrünem Kopf und Hals, der Spiegel violett blau oder grün, unten schwarz eingefaßt, mit weißen Spitzen. Der Schnabel grüngelblich, die Füße rothgelb. Mit 16fedrigem Schwanze; die mittleren Schwanzfedern des Männchens aufgerollt. Die Weibchen meist lerchengrau. Ihr Nest bauen sie auf erhöhten Stellen, ja auf Bäumen, setzen

sich schon 100 Schritt davon entfernt nieder und begeben sich auf krummen Wegen dahin. Sie ist die häufigste und gemeinste Wildente bei uns. Ihr Wildpret hat etwas Thraniges, ist aber saftiger und zarter als das der zahmen Ente. 2) Die Krickente, kleine Ente, Spiegelente (A. crecca *L.*). Ist die kleinste Ente in Europa, von der Größe einer großen Haustaube. Kopf, Hals und Kehle braunroth, über und unter den Augen eine weiße Linie, Schnabel schwärzlich, Füße aschgrau. Oberleib dunkelbraun, Brust röthlichweiß, schwarzbraun gefleckt, Bauch schmutzigweiß mit röthlichen Wellen, Spiegel groß, hinten prächtig grün, vorn sammetschwarz, unten schmal weiß, oben breit weiß eingefaßt, Schwanz 16fedrig, sehr zugespitzt, dunkelaschgrau, untere Deckfedern desselben schwarz. Kopf des Weibchens röthlich gesprenkelt, Brust röthlich gelb, schwarz gefleckt. In Deutschland sehr häufig. Gesellig und am wenigsten vorsichtig. Geschickter Taucher. Wildpret zarter als das der Stockente, sehr saftig, angenehm und das beste aller Enten. — 3) Die Schnatterente, Schnarr- und Lärmente (A. strepera *L.*). Weniger häufig als die Stockente vorkommend. Schnabel schwarz, Füße orangegelb, Flügel rostbraun, Spiegel weiß, Länge 19 Zoll; oben schwarzbraun, unten röthlich, braunschwarz gefleckt. Schwanz 16fedrig, mittlere Schwanzfedern bedeutend verlängert. Flug schnell, nicht pfeifend. Wildpret merklich wildernd, stark mit Fett belegt, sehr wohlschmeckend und geschätzt. Als der emsigste Lockvogel auf dem Herd in hohem Ansehen. — 4) Die Pfeifente, Speckente, Rothhals (A. Penelope *L.*). Häufig in Deutschland, selten jedoch hier brütend. Schnabel hellblau, Füße aschgrau, Stirn weiß oder gelblich, Kopf und Hals braunroth, Kehle schwarz, Brust weinroth, Rücken, Flanken und Bauch weiß, After schwarz, Spiegel nicht groß, dunkelgrün glänzend, oben und unten schwarz eingefaßt. Länge 19 Zoll. Weibchen: Schnabel, Ständer und Latschen schwarzgrau. Kopf und Hals grau, rostgelblich überflogen, schwarz gefleckt. Rücken schwarzbraun, Spiegel aschgrau mit Weiß gemischt. Länge 15—16 Zoll. Sie hat einen flötenartig, pfeifenden starken Laut. Wildpret vorzüglich gut von Geschmack und im Herbst

stark mit Fett belegt. — 5) Die Löffelente, Breitschnabel, deutscher Pelikan (A. clypeata *L.*). Schnabel löffelförmig (einzige Art mit dieser Schnabelbildung), oben schwarz, unten gelb. Füße orange. Kopf und Hals schwarzgrün glänzend, Brust weiß, Rücken schwarzbraun, Oberflügel glänzend himmelblau, Spiegel glänzend dunkelgrün, weiß eingefaßt, Länge 19 Zoll. Beim Weibchen der Spiegel schwarzgrün, die Brust röthlich weiß mit großen braunen Flecken. Länge 17 Zoll. Flug geräuschvoll, im Herbst wegen des Fettes schwerfällig. Taucht nie, außer verwundet und vom Hunde verfolgt. Ziemlich häufig, zuweilen auch in Deutschland nistend. Wildpret äußerst wohlschmeckend. Gefieder dunenartig. — 6) Die Knäckente, große Krickente, Rothhälschen (A. querquedula *L.*). Schnabel braunschwarz, Füße aschgrau, über den Augen ein weißer Streif, Kehle tief schwarz, Kopf und Oberhals dunkelrothbraun mit kleinen weißen Punkten; Unterhals und Brust bandförmig braun gesprenkelt, Flügeldeckfedern bläulich, Spiegel klein, schwarzgrün, oben und unten weiß eingefaßt, Bauch weiß. Länge 15 Zoll. Ziemlich häufig bei uns, nistet auch zuweilen in Deutschland. Nickt beim Schwimmen beständig mit dem Kopfe. Sehr neugierig, ihr Locklaut klingt wie Knäck, knäck. Hält sich nicht lange an einem Orte auf. Wildpret gut und rein von Geschmack. — 7) Die Tafelente, Rothente (A. ferina *L.*). Schnabel schwarz, mit einer breiten hellblauen Querbinde, Kopf und Hals glänzend rostroth, Oberrücken, Brust und Steiß matt schwarz, übrige obere Theile aschgrau, fein schwärzlich gestreift, Bauch weißlich. Länge 16—17 Zoll. Häufig bei uns und überall nistend. An Geschmack die wohlschmeckendste unter den Tauchenten. — 8) Die Schellente, Quackente, Dickkopf (A. clangula *L.*). Schnabel schwarz; Füße roth, Kopf, Holle, Oberhals dunkelgrün, purpurglänzend, an jedem Mundwinkel ein großer weißer Fleck, unten weiß. Spiegel weiß, schwarz eingefaßt. 17—18 Zoll. Ist sehr scheu, schwimmt und taucht gut und lange. Nistet in Deutschland. Wildpret etwas thranig schmeckend.

Die übrigen nur äußerst selten in das Innere von Deutsch=

land kommenden Entenarten haben nur wenig Interesse für den Jäger und auch mit wenig Ausnahmen ein sehr thranig schmeckendes Wildpret. Hierher gehören die Reiherente (A. fuligula *L.*), die Brandente (A. tadorna *L.*), die Spießente (A. acuta *L.*), die Eiderente (A. molissima *L.*), die Trauerente (A. nigra *L.*), die aschgraue Ente (A. cinerascea *Bechst.*), die Eisente (A. glacialis *L.*), die Kolbenente (A. rufina *L.*), die Bergente (A. marila *L.*), die weißäugige Ente (A. leucophthalmos *Borkh.*), auch Braunkopf genannt, die Kragenente (A. histrionica *L.*), die Sammetente (A. fusca *L.*), die weißköpfige Ente (A. leucocephala *Lath.*) und die rothe oder astrakanische Ente (A. rutila s. A. casarca *L.*), über welche Entenarten unsere sich für die Naturgeschichte besonders interessirenden Leser in Naumann's Naturgeschichte, Bd. 11 und 12, gute und weitere Belehrung finden werden.

Jagdbetrieb.

Die Entenjagd hat wie die Schnepfenjagd ihre enthusiastischen Verehrer und Widersacher. Man hält sie der Gesundheit für nachtheilig. Dies ist jedoch nur dann wahr, wenn man im Herbst und Winter bis zur Gefahr des Ertrinkens in kaltem, tiefem Wasser herumwatet und seine Gesundheit aus einer allerdings sehr zu tadelnden Jagdleidenschaft gar nicht berücksichtigt. Sonst aber ist die Entenjagd höchst angenehm, bietet Abwechselung die Fülle dar und gewährt dem Jäger auch in den Monaten eine angenehme Beschäftigung, wo jede andere Jagd aufhört. Freilich steht der Erfolg nicht immer mit den Anstrengungen und Beschwerden in einem lohnenden Verhältnisse. Jedenfalls muß man mit tüchtigen, hohen und nicht zu schweren Wasserstiefeln versehen sein, und sich so einrichten, daß man sich unmittelbar nach der Jagd trocken ankleiden kann, wenn dies nöthig erscheint. Ein gutes Fernglas und gute Hunde sind eine Hauptsache bei der Entenjagd. Da letztere jedoch durch dieselbe leicht zu Grunde gerichtet und früh stumpf werden, auch die gute Nase verlieren, und durch das unvorsichtige Hineinschicken in zu kaltes Wasser oft augenblicklich die übelsten nervösen Zufälle bekommen, so ist

es höchst zweckmäßig, wenn man sich zu dieser Jagd eigener rauhhaariger Wasserhunde von geringerem Werth und am besten von brauner Farbe bedient, die nur auf Appell, Apportiren und fleißiges und gehorsames Arbeiten im Wasser dressirt sind, wozu sich auch selbst braunrothe Pudel sehr gut eignen, wogegen man seine eigentlichen und bewährten Hühnerhunde schont.

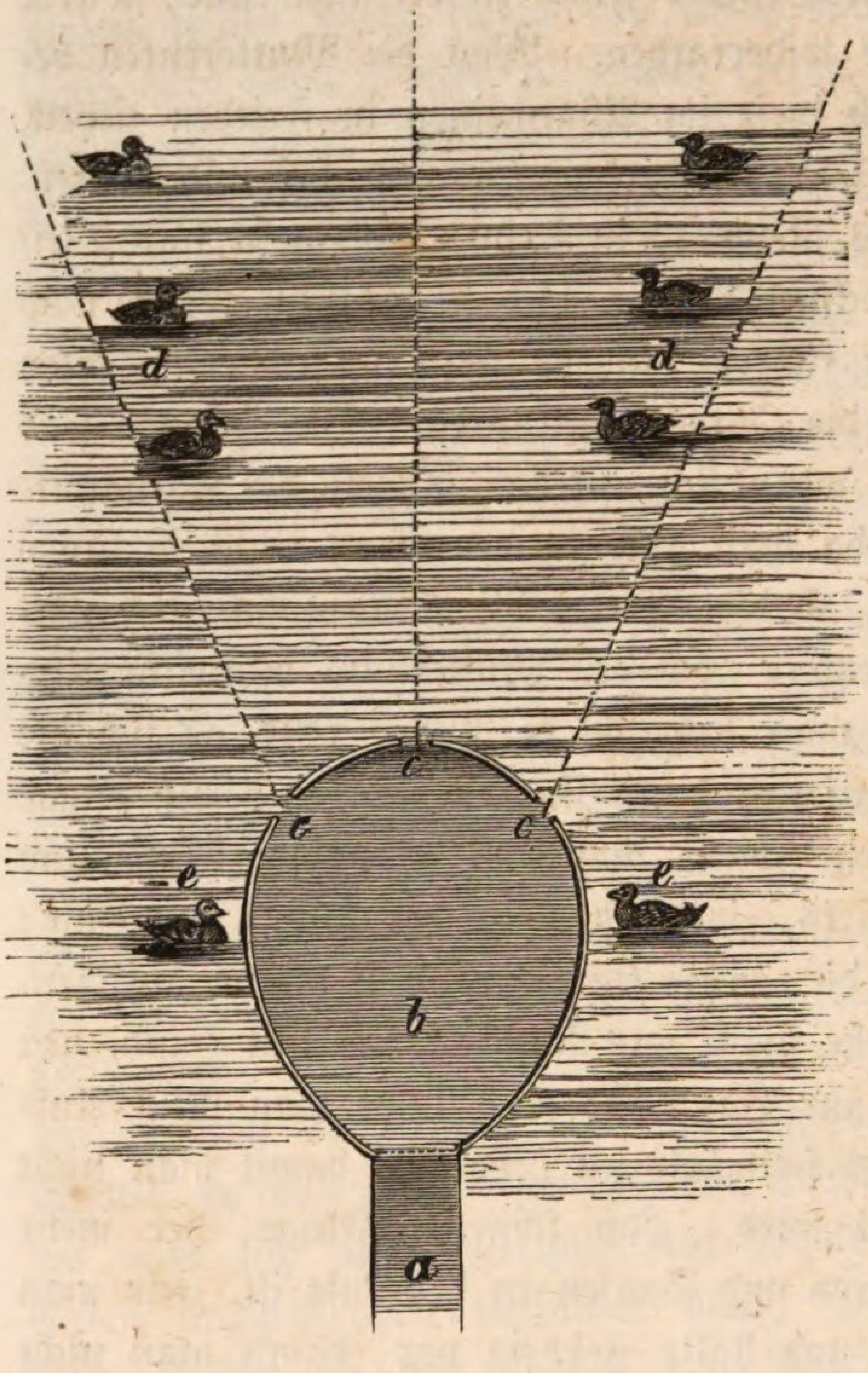
Einen wesentlichen Unterschied macht es bei der Entenjagd, ob diese auf einer großen, blanken, schilffreien Wasserfläche oder in stark mit Schilf und Rohr bewachsenen tiefen oder seichten Teichen, oder in Flüssen, überschwemmten Wiesen, in Sümpfen, Lachen und Morästen oder in Gräben ausgeübt wird und ob hohe deckende oder blos flache Ufer und Lachen- oder Teichränder vorhanden sind. Große offene Wasserflächen und tiefe, wenn auch beschilfte Teiche, kann man nur mit wohlverblendeten Kähnen befahren, oder auf jenen die Enten nur durch irgend eine List in die Nähe des Ufers heranzulocken suchen. Seichte Teiche und Sümpfe werden am besten durch Treiber und Hunde durchsucht. Auf stark mit Schilf bewachsenen, wenn auch tiefen Teichen und überschwemmten Wiesen kann man Schießhütten, wie die bei der Gänsejagd angegebene oder die noch später zu erwähnende, anlegen, oder überschwemmte Wiesen wohl auch mit einem beschilften Kahne befahren. Flüsse, Lachen, Gräben und Moräste läßt man ebenfalls mit Hunden durchsuchen und stellt sich dabei verdeckt an oder begleitet, je nach Umständen, dieselben am Rande. Im Allgemeinen ist die Jagd junger Enten und der sogenannten Mauserenten, die nie vor Mitte Juli beginnen darf, dem bei der Gänsejagd unter 1. und 2. (Anfahren und Treibjagd im Wasser) angegebenen Jagdbetriebe vollkommen gleich, womit auch der unter 4. gedachte gleichzeitige Fang mit Stecknetzen verbunden werden kann. Dies gilt auch von dem dort unter 3. angeführten Beschleichen am Ufer. In Bezug auf das Beschleichen mit dem Schießpferde aber ist zu erwähnen, daß man bis in die Nähe des Teiches reitet, dann den Sattel abnimmt, den Hund dabei tout-beau! machen und dabei liegen läßt (er wird dazu ganz wie der Schweißhund [S. 36] abgerichtet), so-

dann seine Treibzügel ordnet und das Beschleichen mit der möglichsten Vorsicht beginnt. Auf den Knall des Schusses erst kommt der Hund herbei, um die erlegten Enten zu apportiren. Beim Anlocken der Enten durch ein fuchsähnliches Hündchen legt sich der Jäger hinter Sträuche oder in eine Hütte in der Nähe des Ufers in Versteck. Das Hündchen ist so abgerichtet, daß es auf Befehl seines Herrn längs des Ufers einige Mal hin- und herläuft und dann wieder zu seinem Herrn zurückkehrt und dies so lange wiederholt, bis die neugierigen Enten schußgerecht an's Ufer geschwommen kommen. Der Abendanstand am Wasser kommt ebenfalls ganz mit dem bei den Gänsen unter 5) a. Gesagten überein, nur muß man genau die Stelle kennen, wo die Enten einfallen und sogleich und stets nach dem hellern Westen zu schießen, wenn sie sich auf die Wasserfläche niederlassen; denn, sitzen sie erst, so werden sie in der Regel auch das Anschlagen des Gewehrs gewahr und stieben sogleich auf. Der Anstand ist ferner anwendbar zur Erntezeit auf Gerste- und Haferschwaden, wo die Enten gegen Abend gern einfallen und man sich am besten in verdeckten Gruben anstellt, ferner im August und October auf solchen Stellen in Brüchen, wo reichlich Mannagras (Festuca fluitans *L.*) wächst, wenn die Enten in der Abenddämmerung dem reifen Samen desselben, ihrer Lieblingsnahrung, nachgehen, ferner im Herbst Abends an mit Eichen an den Rändern besetzten Holzlachen, wenn erst die reifen Eicheln in's Wasser herabfallen, wo sie von den Enten begierig aufgesucht werden, endlich im Winter an nicht zugefrornen Flüssen, Bächen und warmen Quellen, wo man sich auch mit Hilfe des Schildes oder Wisches an die Enten anzuschleichen versuchen kann, besonders wenn dieselben schon früher an den Anblick von Kühen gewöhnt sind. Der Morgenanstand aber ist als besonders erfolgreich in der Zugzeit auf alle Arten Enten zu empfehlen, wenn man sie da erwartet, wo sie von der Aesung zurück nach dem Wasser streichen. Daß man dabei immer den Wind berücksichtigen und nach dem Abendanstand am andern Morgen die ganze Umgegend mit Hunden absuchen muß, damit angeschossene Enten nicht verloren gehen,

sowie man überhaupt nach jeder Wasserjagd auf Enten die nahen Gebüsche am Rande des Wassers und die hohlen Ufer und Wurzeln der Sträuche durch den Hund gut absuchen lassen muß, weil verwundete Enten sich gern aufs Land retten und möglichst zu verbergen suchen, versteht sich von selbst. Im Frühjahr aus bloßer Jagdlust Erpel zu schießen, die übrigens an ihrer Größe und dem schönen bunten Gefieder leicht zu erkennen sind, wurde schon oben getadelt und widerrathen. Was die Mutterenten betrifft, so lasse man auch diese im Allgemeinen in Frieden ziehen, damit sie im nächsten Jahre wiederkommen und bei uns brüten. Nur an der Grenze des Reviers, in kleinen Tümpeln und Weihern, die bald auszutrocknen drohen, und in Gräben, welche nach einem fließenden Wasser führen, schieße man sie ohne Bedenken nieder, weil sie sonst die Jungen entführen. Die Jungen sind eigentlich erst schießbar, wenn sich auf den Flügeln der sogenannte Spiegel deutlich zeigt; da man aber in der Regel nicht so lange wartet, so beachte man, ob die Mutter die Jungen ängstlich umschwärmt, dann sind letztere noch der Mutterhilfe bedürftig und noch nicht flügge, und man lasse sie in Ruhe, oder ob sich die Mutter unbekümmert entfernt, dann sind die Jungen gewiß flügge und selbstständig. Enten schießt man am besten im Fluge und von hinten oder seitwärts, im Sitzen ist der Schuß ungewiß; man lasse dann aber die ganze Ente auf dem Korne aufsitzen. Bei strenger Kälte schieße man, aus Rücksicht auf den Hund, gar nicht, wenn kein Kahn zur Hand ist; auch suche man beim Aufsuchen die Sonne immer seitwärts zu behalten, damit man nicht durch dieselbe geblendet wird. Im schnellen Fluge, der mehr ein pfeilschnelles Schwirren und Sausen in der Luft ist, ziele man immer nach dem Kopfe und halte gehörig vor, damit man nicht zu kurz oder zu tief schießt. Mit Schilf oder Gebüsch stark bewachsene Gewässer oder Sümpfe lasse man, wenn selbst nach mehrmaligen Rufen und Klatschen auch keine Enten da zu sein scheinen, dennoch mit Hunden absuchen, da die Enten oft außerordentlich fest liegen, namentlich bei starkem Winde, oder wenn

sie vom Falken verfolgt worden sind, oder wenn den Jungen die Mutter weggeschossen worden ist.

Eine im Herzogthum Aremberg = Meppen stark betriebene Jagdart auf wilde Enten ist folgende. Man legt auf großen, flachen Wiesen und Morästen, wo entweder beständig Wasser steht oder sich solches doch im Herbst und Winter ansammelt, auf einem natürlichen oder künstlichen, ringsum von Wasser umgebenen Hügel, zu dem vom Lande aus ein schmales Dämmchen führt, eine flache, scheitelartige Schießhütte an, von der Höhe, daß eine Person darin sitzen kann, und von einer Länge von 9—10 Fuß. Sie wird aus starken Reifen gebaut, mit Stroh oder Schilfrohr belegt und zuletzt mit trocknen Rasenstücken bedeckt. Ihr Aeußeres muß möglichste Aehnlichkeit mit dem Boden des Hügels haben. Hinten am Dämmchen wird eine kleine Thüre zum Einkriechen, vorn aber werden 3 Schießlöcher angebracht, deren genauere Richtung der hier beigefügte Grundriß bezeichnet. Der innere Boden der Hütte wird mit leichten Brettern und mit Stroh bedeckt, und darüber eine mit Seegras gestopfte Matratze gelegt. Zum Betrieb braucht man ferner 4—6 Enten und 2 Entriche als Lockenten, wozu sich die Schnatterente oder



deren halbwilde Abkömmlinge am besten eignen. Die Enten werden in kleiner Entfernung von der Hütte (b) an eingeschlagenen Pflöcken (bei dd) mittelst eines um ein Bein derselben geschlungenen starken Bandes von zusammengedrehtem Wollengarn, in dessen Mitte sich ein Wirbel von Horn befindet, welcher den Enten die freie Bewegung gestattet, ohne daß das Band verdreht oder das Bein verletzt wird, so befestigt, daß die Richtung der Schießlöcher und somit des Schusses eine durchaus freie und unbehinderte bleibt. Die Erpel aber werden zu beiden Seiten der Hütte, wie bei ee zu sehen, und zwar etwas rückwärts so befestigt, daß der zu den 3 Enten rechts gehörige links und der andere rechts zu stehen kommt und keiner von seinen Enten gesehen werden kann, wodurch das Locken wesentlich befördert wird. a ist das nach dem Lande führende Dämmchen. Ist dies Alles vorbereitet, so begiebt sich zur Herbst- und Winterszeit, wenn die wilden Enten bei mondhellen Nächten ziehen, der Schütze mit einem Begleiter und Hunde des Abends in die Hütte, befestigt, mit langen Wasserstiefeln versehen, die in einem Korbe mitgebrachten Lockenten, und erwartet in der Hütte, warm gekleidet und bei wohl geschlossener Thüre, mit Hund und Gesellschafter das Weitere. Sowie wilde Enten vorbeigestrichen kommen, fangen die Lockenten an zu locken (letztere können nöthigenfalls auch angeruhrt werden), erstere fallen ein und werden, wenn sie schußgerecht sind, geschossen, wobei man stets auf die vordersten zielt, damit man nicht zu hoch schießt. Der Hund apportirt sofort die Geschossenen, wozu jeder Schäferhund leicht abzurichten ist. Man ladet gewöhnlich Schrot Nr. 3. Auf diese Weise schoß ein Bekannter unseres Biermann den Winter hindurch 150 Stück. Auch Füchse, wilde Gänse und Schwäne kommen hier zuweilen zum Schuß, selbst ein Seeadler wurde vor einer solchen Hütte geschossen.

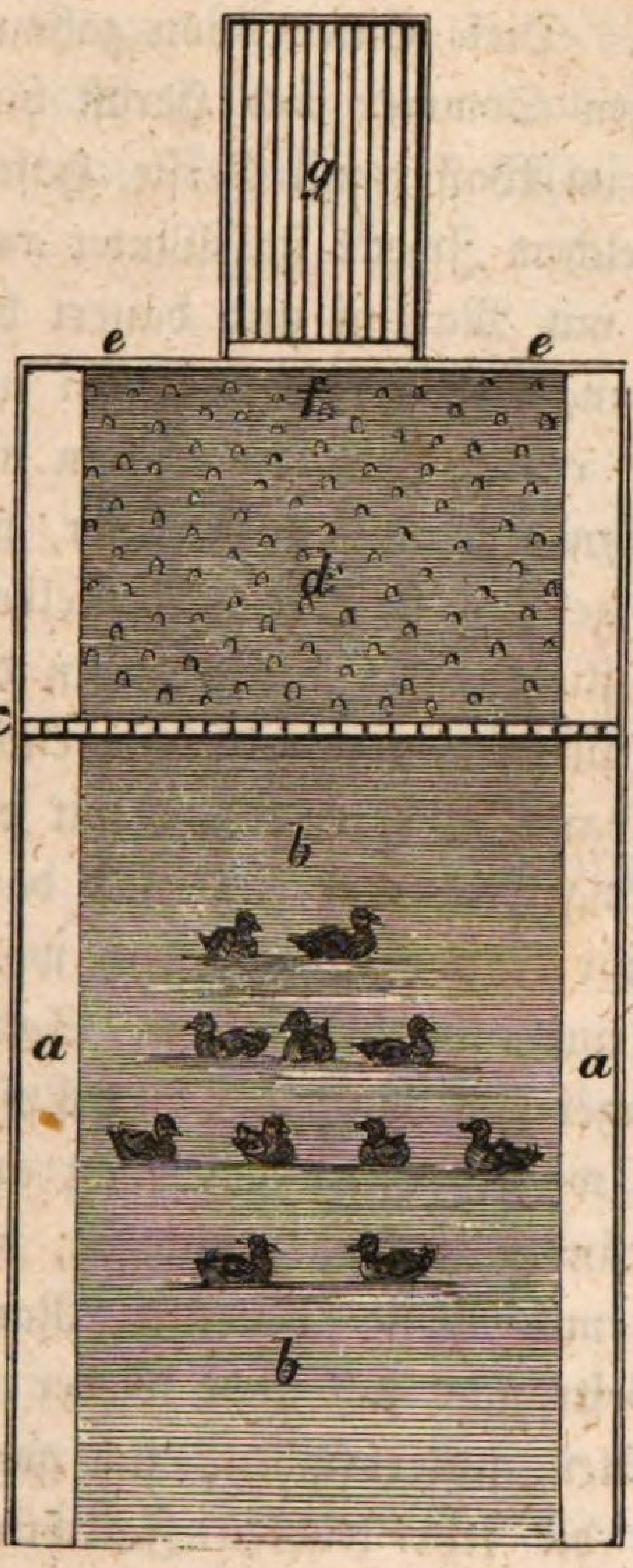
Daß man bei der Entenjagd in Bezug auf das Schießen in Gesellschaft überhaupt nur mit der höchsten Vorsicht zu Werke gehen muß; daß den Treibern zugetheilte Schützen nur rückwärts auf entkommene Enten schießen dürfen; daß ferner Treiber und Schützen im Schilfe durch öfteres Zuschreien den Anderen ihre

Gegenwart kund geben müssen; kurzsichtige und hitzige Schützen zu entfernen sind, und nach großen Treibjagden die ganze Umgegend abgesucht werden muß, ist bekannt; weniger, daß eine Ente, wenn sie stark ruckt und das Hintertheil auf und ab bewegt, meist gut getroffen ist, und, sich stets senkend, bald todt zusammenstürzt, und daß sie nie, wie das Rebhuhn und die Schnepfe, kurz vor dem Verenden noch hoch in die Luft geht. Flügellahm geschossene Enten tauchen unter und suchen bald auf's Land zu entkommen.

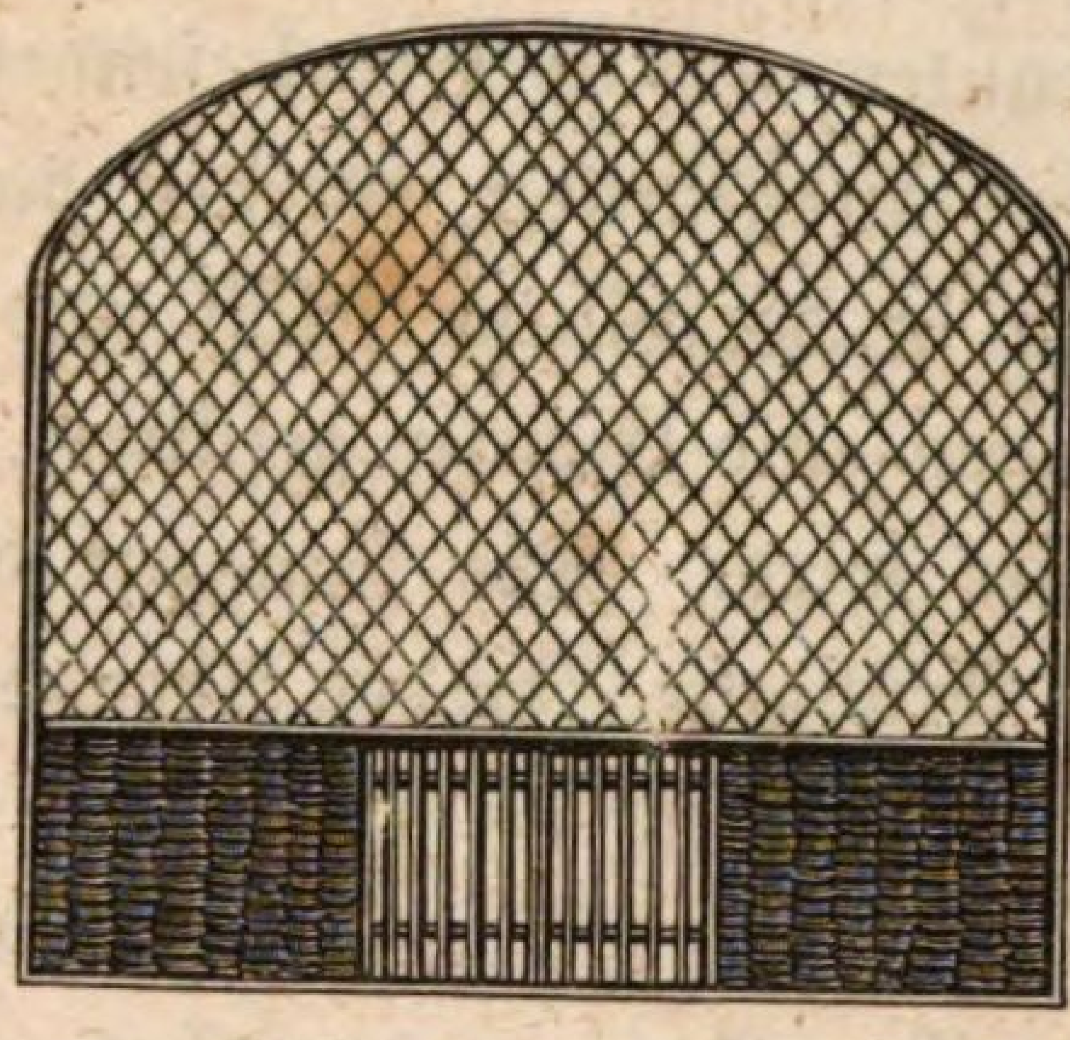
Gefangen werden die Enten entweder auf Entenherden, die ganz wie die Vogelherde eingerichtet sind, und im Wasser an einer seichten Stelle, auf einem Sandplatze z. B. angelegt werden, oder in mehr oder weniger kostspielig angelegten eigenen Entenfängen, die sehr verschieden und fast in jedem Lande anders gestaltet sind, oder in Hamen und Stecknetzen, oder endlich an Angelschnuren, deren Haken man mit einem kleinen Fische oder noch besser mit einer Kalbs- oder Rehzunge beködert, und die man mittelst eines Steines auf einem Pfahle befestigt, von dem sie die Ente sammt dem Steine herabzieht und dann ersäuft. Einer anderen einfachen und sehr einträglichen, im Herzogthum Aremberg-Meppen bereits seit 150 Jahren gebräuchlichen und unter dem Namen: „Glupe" bekannten Fangweise erwähnt unser Mitverfasser Herr Biermann. Sie ist fast auf allen Nachbardörfern des Verfs. und auch in dem Seinigen eingeführt, und werden durchgängig in einem Winter 300—500 Stück Enten in einer solchen Glupe gefangen. Früher wurden die nicht selbst verbrauchten Enten eingesalzen, wobei oft das Gewicht derselben das einer fetten Kuh überstieg, gegenwärtig werden dieselben mittelst der Eisenbahn weit verschickt und gut bezahlt. Die Glupe selbst wird am besten an einem kleinen Landsee, oder an großen Lachen, Morästen und sumpfigen Weiden, wo die wilden Enten auf ihrer Wanderung oft lange verweilen und ausruhen, oder auf einer ruhigen Wiese, nicht zu nahe an den Wohnungen, auf einem Wassergraben angelegt, der von der Fluth nicht überströmt wird, aber doch im Herbst und Winter immer Wasser behält, und zwar in Gestalt einer großen, 40 Fuß langen, 15 Fuß breiten und 12 Fuß hohen, vorn und hinten offenen

Laube, so daß die Morgensonne in die vordere offene Oeffnung scheint. Zu diesem Zwecke wird zu beiden Seiten ein 3 Fuß hoher Wall mit Weiden bepflanzt und letztere, wenn sie die nöthige Höhe erreicht haben, zu beiden Seiten und oben zu einer dichten Laube verflochten. Hinten wird die Oeffnung, wie Figur B des beigefügten Grundrisses zeigt, mit einem großmaschigen Netze aus

A.



B.



starkem Garn bespannt, das oben und unten, und zwar hier an einem bis auf den Grund reichenden leichten von Weidenruthen geflochtenen Zaune, in welchem sich zwei Fallthüren befinden (vergl. Figur B), befestigt. Hinter diesem Zaune und zwar nach Außen und den Fallthüren entsprechend wird ein Behältniß (Korb) von hölzernen Stangen angebracht, die nur 2 Zoll von einander entfernt in den Boden geschlagen sind, so daß der ganze Anbau etwa 3 Fuß hoch und 5 Fuß lang ist, wovon Figur A bei g eine Darstellung giebt. Die Decke dieses Kastens oder Korbes besteht ebenfalls aus Stangen, damit das Innere gehörig hell ist. Etwa 9 Fuß von der hinteren Wand der Glupe

(ee) wird bei cc ein zweiter Zaun von Weiden angelegt, der aber nicht ganz bis an die Wasserfläche reicht. Der dadurch geschlossene innere Raum der Glupe (bei d) wird mit langen Birken- oder Weidenruthen dicht besteckt. Auch muß der Wall auf einer der beiden Seiten (aa) so breit sein, daß man trockenen Fußes darauf neben den angepflanzten Weiden in das Innere der Glupe gelangen kann. Ferner gehören zu diesem Fangbetriebe mindestens 30—40 Stück Lockenten (von der braunen, langschnäbeligen Art), worunter 6—8 Erpel sein müssen. Diese Enten, von zahmen Enten ausgebrütet, werden den ganzen Sommer und Herbst hindurch in der Glupe selbst und zwar im Wasser mit Gerste, Hafer, Roggen und Eicheln gefüttert, zu welchem Zwecke im Winter aufgeeiset wird. Die Fangzeit beginnt mit Martini und dauert bis zum Frühjahr. In der Abenddämmerung werden die Lockenten unruhig, fangen an zu locken, steigen endlich mit den Erpeln auf und streichen oft meilenweit in ein ihnen bekanntes Gewässer, wo sie wilde Enten vermuthen. Hier gesellen sie sich zu denselben, machen sich vertraut mit ihnen und fliegen mit denselben in der Morgendämmerung nach der Glupe zurück, um welche sie einige Mal in der Luft herumkreisen und dann in deren Nähe mit den wilden Enten zugleich auf den Grasanger einfallen, und sich dann langsam in die Glupe begeben, um ihr Futter zu genießen, wobei ihnen die wilden Enten zögernd und nur allmählig folgen. Sowie beide in der Glupe sind, wirft der Fänger (bei bb) seinen Enten pfeifend ihr Futter vor, während die wilden Enten gescheucht aufstieben und dem am Ende der Glupe befindlichen Netze zufliegen, von diesem zurückprallend aber in den mit Reisig besteckten Raum herabfallen, worin sie wegen des Gesträuchs sich nicht wieder erheben können, sofort, um sich zu retten, untertauchen, sich gegen das hintere Zaungeflecht drängen, die sehr leichten Fallthüren bei f aufstoßen, welche sogleich hinter ihnen wieder zufallen, in den Korb oder Anbau aus Stangen gelangen und hier gefangen sind. Man nimmt sie dann aus diesem Anbaue durch ein hier angebrachtes Thürchen heraus.

Vielleicht ließe sich diese Vorrichtung noch einfacher und zweckmäßiger dadurch herstellen, wenn anstatt des hinteren Netzes (vergl. Fig. B) ein weiter aus sehr starkem Bindfaden wie eine Fischreuse mit mehreren Einkehlungen gestrickter Hamen, nach Art des Hühnertreibzeuges, angebracht würde, wodurch man den vorderen Zaun bei c c, die Fallthüren und den Anbau bei g sowie das Bestecken mit Reisern bei d ganz und gar entbehren könnte.

Schließlich bemerken wir noch, daß alles Wassergeflügel in der Sonnenhitze leicht verdirbt und namentlich junge Enten schnell in Fäulniß übergehen, weshalb, wenn irgend, der Wildkorb sich hier zum Transport derselben ganz vorzüglich empfiehlt.

B. Raubvögel.

a) Eigentliche Raubvögel.

Der allgemeine Charakter der Raubvögel besteht in einem kurzen, starken, an der Spitze stark nach unten gebogenen, mit einer Wachshaut versehenen Schnabel; kurzen, starken Füßen (Fängen), deren Zehen starke, mehr oder weniger gekrümmte, scharfe Krallen (Klauen) haben; einem außerordentlich scharfen Gesicht; großen Flügeln und bedeutender Körperkraft. Die Weibchen sind größer als die Männchen, aber weniger lebhaft, und auch im Gefieder minder schön gefärbt. Die Raubvögel leben paarweise, nisten (horsten) auf Felsen und hohen Bäumen, legen nur 2—6 Eier und nähren sich von thierischen Stoffen (lebenden Thieren oder Aas). Sie verschlucken dabei Haut, Haare, Federn

und Knochen mit, und geben dieselben durch Erbrechen, als sogenanntes Gewölle, wieder von sich. Sie sind über den ganzen Erdboden sehr zahlreich verbreitet. In Deutschland kommen im Allgemeinen nur wenige Arten derselben vor, und zwar die großen ausländischen Arten nur durch Stürme verschlagen oder zufällig durch andere Umstände zu uns verirrt. Man theilt die eigentlichen Raubvögel ein in: Geier, Adler, Falken und Eulen.

I. Geier.

Charakter: Schnabel stark und dick. Nasenlöcher quer schief. Kopf und Hals nur mit Flaumen bedeckt. Krallen nicht sehr spitzig. An der Schulter ein Federkragen.

1) Der graue Geier, gemeiner grauer Geier, Kahlkopf (Vultur cinereus *L.*). Ein mächtiger, an 10 Fuß weit klafternder, 4 Fuß hoher Vogel. Schwarzbraun, mit einem schief gegen den Hinterkopf ansteigenden Federkragen aus flatternden Federn bestehend. Hals und Kopf über die Hälfte kahl, mit dunkelblauen Flaumen bedeckt. Vaterland südliches Europa, Asien und Afrika.

2) Der weißköpfige Geier (Vultur fulvus *L.*). Am meisten verbreitet; von der Größe eines Schwanes. Graubraun, in's Gelbliche. Der flatternde Halskragen gelblich weiß. Kopf und Hals nackt und mit dickem Flaum besetzt. Wachshaut und Füße bleifarbig.

Beide Arten (1 und 2) in Deutschland selten; doch wurden einige in Schlesien, Sachsen und Hessen geschossen. Beide fressen (kröpfen) Aas, stoßen aber auch auf Ziegen, Schafe, Rehe und Hasen.

Noch seltener, ja höchst selten, kommt der ägyptische Aasgeier (Cathartes percnopterus *L.*), welcher so groß wie ein Rabe ist und bekanntlich die Karavanen in der Wüste begleitet, durch Verfliegen zu uns. Er nistet zuweilen im südlichen Frankreich und in der Schweiz.

3) **Der Bart- oder Lämmergeier** (Gypaëtes barbatus *Cuvier*.). Bewohnt die höchsten Gebirge von Tirol, der Schweiz und die Pyrenäen. Er ist so stark und kühn, daß er selbst Menschen anfällt und Kinder raubt. Er kommt selten und nur einzeln in Deutschland vor und hat schon etwas adlerähnliches.

II. Adler.

Charakter: Kopf oben platt; Scheitel mit dem Schnabel in einer Linie. Kopf mit länglich spitzigen Federn besetzt. Schnabel sehr stark gekrümmt, scharf zugespitzt. Fänge bis über die Mitte der Fußwurzel oder selbst bis an's Ende der Zehen befiedert und mit scharf spitzigen krummen Krallen versehen. Außerordentliche Kraft beim Anpacken.

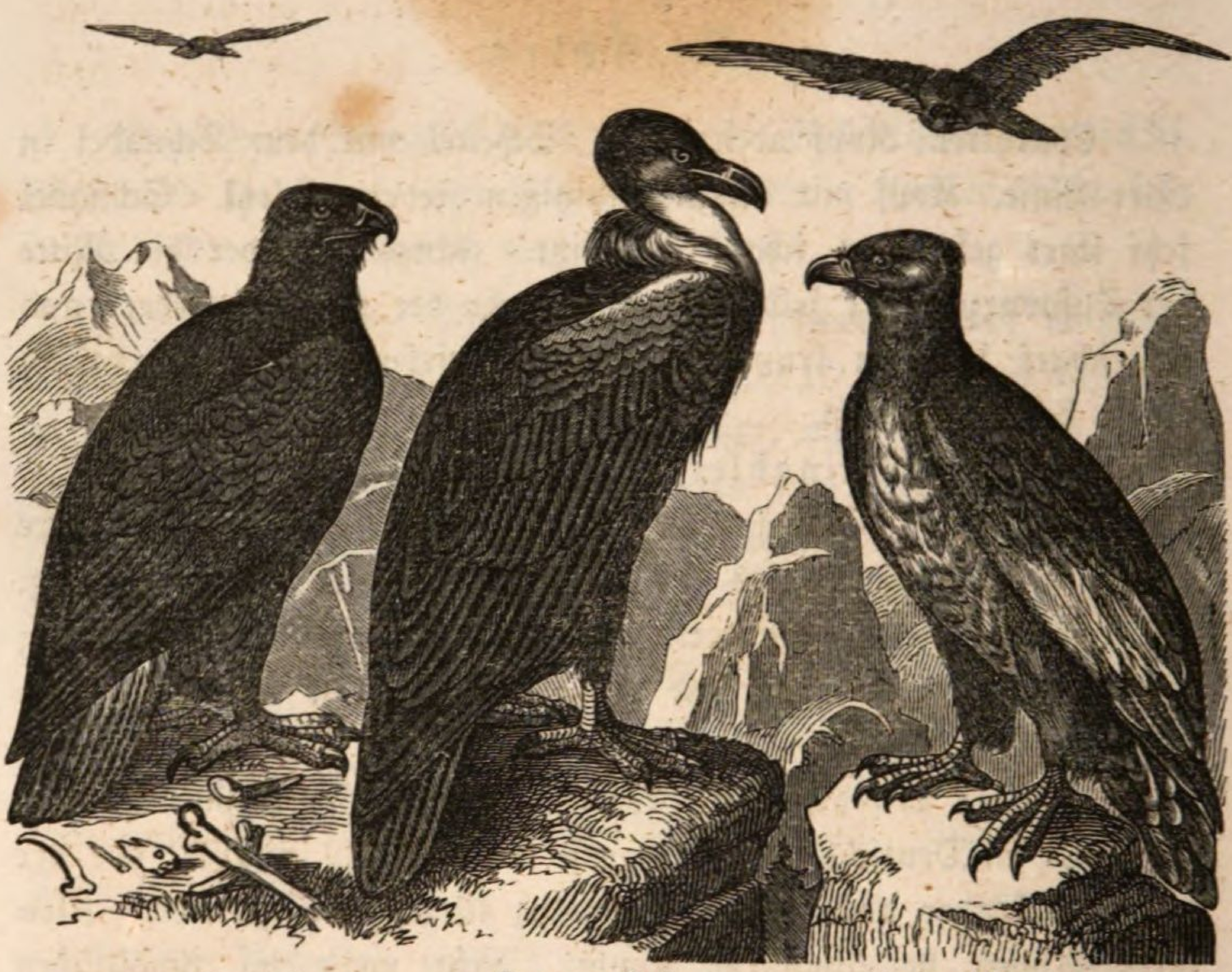
1) **Der Steinadler**, Schwarzadler (Aquila fulva *L.*). Braun bis in's Schwärzliche, Hinterkopf gelbbraun; die obere Hälfte des Schwanzes bis zur Wurzel weiß, das Uebrige schwarz. Bis zu den Zehen befiedert. Lebt in großen Gebirgswäldern; ist sehr scheu aber kühn und der Wildbahn sehr schädlich. Allgemein bekannt.

2) **Der Goldadler**, Königsadler (Aquila imperialis *L.*). Seltener in Deutschland. So groß und eben so gefärbt, wie der vorige, Körper aber dicker, Schwanz kürzer und gerader. Kleinere Augen bei längerem Kopfe. Lebt mehr im südöstlichen Europa bis Afrika. Er schwingt sich am höchsten in die Luft und wurde von den Alten dem Jupiter zugetheilt.

3) **Der Seeadler**, Hasenaar (Aquila albicilla *L.*). Blaßbraun, mitunter wie von verschossenen Farben; Kopf weißgrau mit braunen Schaftstrichen, Schwanz weiß, an der Wurzel braun, stark zugerundet. Schnabel, Wachshaut und Füße gelb. Im Sommer an den Meeresküsten, auf dem Striche durch ganz Deutschland kommend. Nahrung: nordische Säugethiere, Vögel und vorzüglich Fische. In Deutschland, wo man ihn vom October

bis März fast überall einzeln findet, stößt er auf Lämmer, Ziegen, Hirschkälber, Frischlinge, Hasen, am liebsten aber auf Gänse.

4) Der weißköpfige Adler, Weißschwanz (Aquila leucocephala *L.*), unterscheidet sich von dem vorigen durch seinen ganz weißen Kopf und weißen Schwanz. In Deutschland nur selten und nur bei strengen Wintern. Gehört dem nördlichsten Europa und Amerika an.



Seeadler. Grauer Geier. Steinadler.

5) Der kurzzehige Adler, Entenstößer, Gänsefalke (Aquila brachydactyla *L.*). Kleiner als der vorige, mehr den Bussarden ähnlich. Obenher bräunlich grau, unterer Theil weiß mit braunen Flecken, Fänge blau. Hie und da in Deutschland vorkommend, namentlich in sumpfigen Waldungen, wo er auch horstet. Mehr nützlich als schädlich, da er fast nur Amphibien verzehrt.

6) Der Schreiadler, kleiner Adler (Aquila naevia *L.*).

Fast dem Steinadler ähnlich, nur um $1/3$ kleiner. Dunkelbraun mit Purpurglanz; an den Schwingenspitzen schwarzbraun, Fänge bis auf die Zehen befiedert. In Deutschland nur selten, und nur in gebirgigen, waldigen Gegenden. Er schreiet viel und stößt auf Waldhühner, Enten, Hasen u. s. w.

7) Der Flußadler, Blaufuß, Fischaar (Aquila haliaëtos *L.*). Füße und Wachshaut lichtblau; Füße kurz, über der Fußwurzel mit rauhen Schuppen besetzt. Schwingen die Schwanzspitze überreichend. Obenher schwarzbraun, unten weiß, mit einzelnen braunen Flecken auf der Brust. Größe: höchstens 2 Fuß lang. Der gemeinste und bekannteste unter den deutschen Adlern. Strichzeit: August und September und im Frühjahr April. Nur von Fischen lebend, daher der Fischerei sehr schädlich.

III. Falken.

a) Milane.

Mit schwachem Schnabel und Krallen. Schwingen und Schwanz lang, letzterer gabelförmig. Leichter schwimmender Flug.

1) Der rothe Milan, Schwalbenschwanz, Gabelweihe (Falco milvus s. Milvus rufus *L.*). Rostroth, mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Oberkopf und Kinn weißlich, dunkelbraun gestrichelt; der braunrothe Schwanz eine 3—4 Zoll lange Gabel bildend. Schwingen schwarz. Größe: über 2 Fuß lang. Ein träger, langsamer Vogel. Im Innern des Thüringer Waldes häufig. Horstet auf Bäumen, wird von Raben, Krähen, Dohlen und Falken eifrig verfolgt. Rebhühnern, Lerchen und Wasserhühnern gefährlich, sonst nur von Mäusen, Amphibien und Gewürm lebend, doch auch Spanferkel und Kaninchen anfallend. In allen Welttheilen verbreitet.

2) Der schwarze Milan, schwarzer Hühnerdieb (Milvus ater *L.*). Im nördlichen Deutschland sehr selten, im südlichen und mittleren Deutschland kommt er als Zugvogel aus Afrika

im Frühling an und nistet wohl auch daselbst. Etwas kleiner, als der vorige. Schwanzgabel nur 1½ Zoll lang.

Beide sind nicht so unschädlich als man glaubt, da sie auch jungen Hasen nachgehen. Beide fressen aber auch Aas und sind abgesagte Feinde des Uhu's.

b) **Bussarde.**

Schnabel klein, schwach, sehr gekrümmt, Kopf dick, Körper plump, Füße kurzzehig, Flügel groß und stumpf, breit und lang. Langsame träge Vögel, zwar oft sehr hoch steigend, meist aber tief über der Erde hinstreichend oder auf ihr lauernd.

1) Der Mäusebussard (Falco buteo s. Buteo communis). 22—23 Zoll lang. Vom einfachen glänzenden Dunkelbraun bis zum reinsten Weiß, sehr viele Varietäten darbietend. Schwungspitzen schwarzbraun, Schwanz mehr oder weniger gebändert. Ueberall gemein, auch den Winter bei uns zubringend. Nährt sich von kleinen Säugethieren, stellt aber auch den jungen Hasen nach. Ebenfalls Feind des Uhus.

2) Der rauchfüßige Bussard, Schneeaar (Falco s. Buteo Lagopus). Füße bis auf die Zehen befiedert. Im ganzen braun und weiß gefleckt. Schwanzwurzel weiß. Kleiner als der vorige und seltener. Kommt im September aus dem Norden nach Deutschland und geht im April wieder dahin zurück. Nahrung wie die des vorigen; stellt aber auch den Rebhühnern nach. Gleichfalls Feind des Uhus.

3) Der Wespenbussard, Bienenfalke (Buteo apivorus *L.*). Blos von Insekten lebend, unschädlich für die Jagd; nach Andern überrascht er jedoch auch zuweilen einen jungen Hasen und versteht die Nester der Vögel meisterhaft zu plündern.

c) **Weihen.**

Die Augen umgiebt ein eulenartiger Schleier, den Hals ein schwacher Federkragen. Leib schlank, Flügel lang und schmal, eben so der Schwanz. Schnabel schwach, sehr gebogen, mit stumpfem Zahn. Flug wie bei den Bussarden.

1) Die Rohrweihe, Gelbkopf, Fischaar, Entenstößer (Falco rufus *L.*) Länge bis 23 Zoll, Breite oft über 4 Fuß. Augenstern, Wachshaut und Füße (Fänge) gelb. Rostbraun, ins Rothgelbe und Bräunliche, Schwanz und Schwingen aschfarbig. Nahrung: Sumpf- und Wasservögel, Amphibien und Insekten. Jagt gern andern Raubvögeln den Raub ab, und nistet im Schilfe. Den jungen Gänsen und Enten, aber auch jungen Hasen, Kaninchen und Rebhühnern sehr gefährlich. Sehr scheu. Kommt im März bei uns an und zieht im Spätherbst wieder fort.



a Bussard. b Rohrweihe. c Kornweihe. d Rother Milan.

2 und 3) Korn- und Wiesenweihe, Weißkopf, Kornvogel (Falco cyaneus et cineraceus *L.*) Beide sind kleiner als die Rohrweihe. Die Kornweihe unterscheidet sich von letzterer durch den bandirten Schwanz. Sonst sind die beiden Arten sich ähnlich und besonders auch in Bezug auf die Nahrung; nur liebt die Kornweihe ebene und sumpfige Gegenden ohne Wald, die

Wiesenweihe ganz besonders von Gräben und Wässern durchschnittene Wiesen. Erstere nistet entweder im Getreide auf der Erde oder im Rohr und in alten unbenutzten Steinbrüchen. Sie schlägt junge Enten, Rebhühner, Wachteln, Kaninchen und Hasen; begnügt sich aber auch mit Hamstern, Fröschen u. s. w. Die ungleich seltenere Wiesenweihe ist gleicher Frevel nicht minder verdächtig.

d) Habichte oder Stößer.

Die Schwingen reichen nur bis zur Hälfte des langen Schwanzes. Schnabel schmal, stark gekrümmt, mit einem großen Zahn versehen. Fänge halbgefiedert, Zehen mit großen, stark gekrümmten Krallen versehen. Körperbau schlank.

1) Der Hühnerhabicht, Habicht, großer Sperber (Falco palumbarius *L.*). Ueber 2 Fuß lang, obenher schwärzlich graubraun, etwas aschblau überflogen, über den Augen ein weißer Strich, Schwungfedern dunkel gebändert, Schwanz mit 4—6 Querbinden, Unterseite weiß, mit schönen braunschwarzen Querstreifen, die wellig und an den Schäften etwas pfeilförmig sind. Ein überall gemeiner, äußerst rascher und kühner Vogel; der gefährlichste Feind der Tauben und Hühner, sowie der jungen Hasen und Rebhühner.

2) Der Sperber, Finkenhabicht (Falco nisus *L.*). Halb so groß als der vorige. Obenher ebenfalls schwärzlich graubraun, unten weiß mit rostbraunen Querbinden und Wellenlinien. Augenstern feurig gelb. Ueberall gemein und sehr dreist. Stößt in der Regel nur kleinere Vögel, aber auch junge Hasen und Rebhühner und zahmes und wildes Geflügel. Er fliegt niedrig, aber äußerst schnell und gewandt. Früher wurden beide zur Beizjagd benutzt.

e) Edelfalken.

Schnabel kurz und stark gekrümmt. Im Oberkiefer ein, bisweilen auch zwei scharfe Zähne. Raum um die Augen nackt; Fänge mit äußerst spitzen Krallen versehen. Sehr scharfes Ge-

sicht. Flügel lang und schmal, zweite Schwungfeder am längsten. Kräftige Sehnen und Nerven. Fallen nie Aas an. Sind muthige und kräftige Vögel, welche die schnellsten Vögel im Fluge fangen.



a Edelfalke. b Hühnerhabicht. c Zwergfalke. d Thurmfalke. e Sperber.

1) Der isländische Falke, Edelfalke, Jagdfalke (Falco islandicus *L.*). Mit doppeltem Zahn am Oberschnabel. Größe: bis eine Elle lang. Meist oben braun, unten weißlich, mit langen braunen Flecken; doch auch ganz weiß, und mehr oder minder gebändert. Im hohen Norden zu Hause, war sonst der geschätzteste Beizvogel und wurde theuer bezahlt.

2) Der Wanderfalke, Tannenfalke, schwarzer Backenbart (Falco peregrinus *L.*). Unter den deutschen Falken der am meisten sonst zur Falknerei gebrauchte. Das Weibchen wurde gegen Fasanen und Hasen, das Männchen gegen Reiher künstlich abgerichtet. Sehr veränderlich in der Färbung. Kleiner als der vorige. Alte obenher schwärzlich ins Schieferblaue, schwach ge-

bändert, Kehle und Unterseite mehr blaßgelb, mit rostfarbenen Schaftflecken. Fänge gelb. In felsigen Gebirgswäldern durch ganz Europa häufig. Kommt im Frühjahr und Herbst zu uns, und nistet nicht selten im Thüringer Walde auf Felsen. Er stößt auf alle Arten Waldhühner und Sumpfvögel, Tauben, Rebhühner, Gänse, Enten. Fasane sind seine Lieblingsspeise. Auch den Uhu fällt er gern an.

3) Der Würgfalke, Stößer (Falco lanarius *L.*). Dem Wanderfalken an Größe und Färbung sehr gleichend. Im nördlichen Europa zu Hause. Kommt selten nach Deutschland.

4) Der Baumfalke, Lerchenstößer (Falco subbuteo *L.*). Kommt als Zugvogel mit den Lerchen bei uns an und zieht mit diesen auch wieder fort, stößt aber auch auf Wachteln und Rebhühner. Er fliegt eben so schnell und gewandt wie der kleine Sperber. Obenher schwarzblau ins dunkelbraune, mit hellen Federrändern. Ein weißlicher Fleck an und neben dem Nacken. Kehle weiß, Brust und Bauch ebenso mit zahlreichen schwärzlichen Längsfedern, After und Hosen rostroth. Zwei große schwarze Backenstreifen. Ein niedlicher, etwas über einen Fuß langer Vogel.

5) Der Blaufalk, Zwergfalk, kleine Stößer (Falco Aesalon *L.*). Ebenfalls ein Zugvogel aus dem Norden, ist übrigens wie der rothfüßige Falk (Falco rufipes) theils selten in Deutschland, theils unschädlich für die Jagd, da beide sich nur von Insekten und kleinen Vögeln nähren.

6) Der Thurmfalke, Rüttelweihe, Mauerfalke (Falco tinnunculus *L.*). Einer der schönsten deutschen Raubvögel. Obenher rostbraun oder röthlichbraun mit schwarzen dreieckigen Flecken, untenher weiß, blaßbraun längs gefleckt. Scheitel und Hinterhals schön bläulichgrau mit feinen schwarzen Strichelchen. Schwanz ebenso. Flügel nicht bis an die Spitze des langen Schwanzes reichend. Größe: Weibchen 16, Männchen 14 Zoll lang. Nistet in der Regel in hohen Thürmen, alten Gemäuern und Schlössern, selten in einem hohlen Baume oder in einem alten Krähenneste. Lebt von Insekten, Feldmäusen und kleinen Vögeln. Er schwebt oft lange in der Luft auf einem Fleck und schlägt dabei mehrere

Mal mit den Flügeln aufwärts, was man rütteln nennt, daher auch sein Name. Die Feldmäuse verschlingt er mit Haut und Haar. Er läßt sich leicht zähmen und zum Lerchen- und Wachtelfang abrichten. Im Herbst streicht er fort. Er ist sehr scheu, geht aber auf die Krähenhütte.

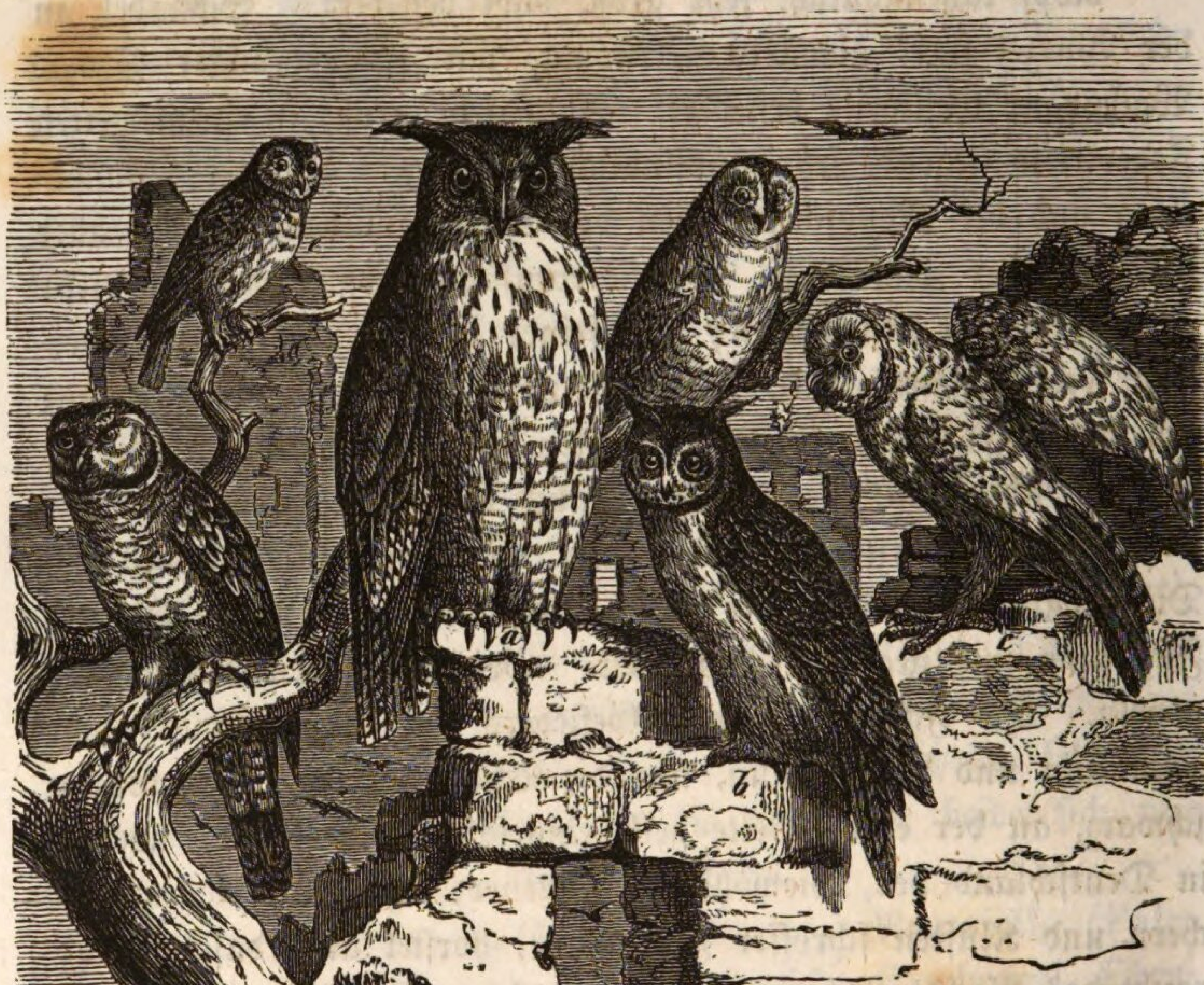
f) Eulen.

Kopf katzenähnlich, sehr groß, dicht befiedert. Schnabel an der Wurzel stark abwärts gekrümmt, mit hakenförmiger Spitze. Wachshaut theilweise befiedert. Auge sehr groß, in einem weiten Federkreise liegend, sehr empfindlich bei Tage. In der Dämmerung und bei Mondschein sehen die Eulen am besten, nicht aber bei gänzlicher Finsterniß. Ohren ebenfalls groß und weit, sehr empfindlich für den Schall; sehr feines Gehör. Fänge mit weichen Federn ganz bedeckt. Flug leise ohne alles Geräusch. Schwanz fast viereckig. Man theilt die Eulen ein in: Ohreulen, Käuze und Habichtseulen, welche letztere auch am Tage rauben.

1) Der Uhu, große Ohreule, Schubut (Strix bubo *L.*). Die größte unter allen in- und ausländischen Eulen. Ueber 2 Fuß lang und gegen 6 Fuß breit. Gehört zu den Nachtraubvögeln. Die Färbung seines Gefieders ist eine Mischung von gelbbraun und dunkelbraun, nur die Kehle ist weiß. Federohren schwarz, an der einen Seite gelb eingefaßt. Er kommt überall in Deutschland vor, wiewohl jetzt seltener, lebt einsam, in Löchern und Klüften schroffer Felswände, horstet auch daselbst und raubt des Nachts Rehe, Hasen, Kaninchen, Waldhühner, und im Winter, wo er in die Dörfer kommt, auch Gänse und Lämmer; begnügt sich aber auch im Nothfalle mit Mäusen, Ratten, Käfern, besonders Mai- und Mistkäfern und Insekten. Der Uhu ist ein starker und kräftiger Vogel. Die Jäger stellen seinen Jungen sehr nach, nehmen dieselben kaum flügge aus dem Neste, ziehen sie auf und benutzen sie später für die Krähenhütte, wozu auch einige andere Eulen, z. B. der kleine Uhu, das Käuzchen u. s. w. anwendbar sind. Der Uhu frißt gern das Fleisch aus dem Felle (Haut) heraus, letzteres aber hinterdrein, weshalb man

ihm auch in der Gefangenschaft Thiere mit Fell und Haar oder Federn geben muß, wenn er gedeihen soll.

2) Die Schneeeule, Schneekauz (Strix nyctea *L.*). Den Jägern wenig bekannt, weil sie in Deutschland zu den großen Seltenheiten gehört. Ihre Heimath ist Norwegen, Lapp= und Grönland. Sie ist fast von der Größe des Uhus und hat ein weißes, braungeflecktes Gefieder. Sie gehört zu den Tageulen.



a Uhu. b Kleiner Uhu. c Schleier=Eule. d Sperber=Eule. e Käuzchen.

Der Uhu und die Schneeeule sind die beiden einzigen unter den Eulen, die wirklich schädlich für die Jagd sind. Alle andern in Deutschland vorkommenden Arten nähren sich größtentheils von Ratten, Mäusen, Fröschen, Käfern u. s. w., sind daher eher nützlich und verdienen alle Schonung. Hierher gehören

3) Die mittlere Ohreule, kleiner Uhu (Strix otus *L.*). Heller als der Uhu, nur 15 Zoll lang. Stellvertreter des Uhus auf der Krähenhütte.

4) Der Schleierkauz, Perleule (Strix flammea *L.*). Gesicht mit einem Schleier bedeckt, Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel schön aschgrau gewässert, unter dem Aschgrau die rothgelbliche Grundfarbe etwas durchscheinend. Federn mit runden, perlähnlichen Flecken geziert. Hält sich gern auf Kirchen und Thürmen auf; sehr nützlich durch Vertilgung der Mäuse.

5) Die Sperbereule (Strix nisoria). Länge 16 bis 17 Zoll. Oberleib braun, weiß gefleckt, Unterleib weiß, braungrau in die Quere gestreift (gesperbert). Im Norden heimisch, kommt in strengen Wintern zuweilen zu uns.

6) Das Käuzchen, Todteneule, Leichenhühnchen (Strix passerina *L.*). Kopf grün oder lichtbraun, mit vielen runden, röthlichweißen Flecken regelmäßig besetzt, ebenso Rücken, Deckfedern der Flügel und Schultern. Brust weiß und dunkelbraun gefleckt. Länge 10½ Zoll. Nur 12 Unzen wiegend. Das Käuzchen und die Schleiereule sind Gegenstände des Schreckens für abergläubische Leute. Es wittert wahrscheinlich die Ausdünstung der Kranken, zieht sich nach den Krankenstuben (vielleicht auch nur nach dem Lichte) und läßt sein klägliches Geschrei ertönen. Das Käuzchen nährt sich von Mäusen, kleinen Vögeln und Insekten, und ist überall in Deutschland verbreitet; hält sich überhaupt mehr in Städten und Dörfern, als in Wäldern auf, und wird auf der Krähenhütte wie der Uhu benutzt.

Außerdem werden von Einigen noch die „Würger oder Neuntödter" zu den Raubvögeln gerechnet, Andere zählen sie dagegen zu den Singvögeln. Man hat davon 4 Arten in Deutschland, deren Gesang viel Uebereinstimmendes zeigt, meist aber ahmen dieselben den Gesang anderer Vögel täuschend nach. Drei nähren sich ausschließlich von Insekten und kommen hier gar nicht in Betracht, die vierte Art, der große Würger, Krickelelster (Lanius excubitor *L.*), welcher von der Größe einer Rothdrossel ist und sich von kleinen Vögeln und Mäusen nährt, nur insofern, als die Vogelsteller auf dem Herde und die Jäger auf den Krähenhütten sich der gezähmten Würger als Wächter bedienen, indem dieselben in einem Käfige mit 2 Abtheilungen auf=

bewahrt, wenn sie einen Raubvogel schon in weiter Ferne erblicken, den Kopf einziehen, starr nach ihm hinsehen, und sich, je näher er kommt, immer mehr zurückziehen, und in dem Augenblicke, wenn der Raubvogel auf den Herd stoßen will, mit großem Geschrei in die zweite Abtheilung flüchten und dadurch den Vogelsteller oder Jäger auf den neuen Gast aufmerksam machen. Er ist ein unschädlicher Standvogel bei uns, und erlaubt sich höchstens zuweilen einen Vogel aus den Dohnen zu stehlen.

---

b) Krähenartige Vögel,
uneigentlich auch Raubvögel genannt.

---

1) Der Kolkrabe, schwarzer Rabe, Aasrabe (Corvus corax *L.*). Von der Größe eines Haushahnes; prächtig schwarz, mit grünem oder purpurfarbigem Schiller, zumal an der Brust. Schwanz abgerundet. Federn unter dem Schnabel eine Art Bart bildend. In Deutschland nicht zu häufig, paarweise oder in kleinen Gesellschaften lebend. In Wäldern oder an Felsen nistend. Schreitet majestätisch einher, hat ein sehr scharfes Gesicht, wittert das Aas sehr weit, und stiehlt gern glänzende Dinge, wie alle krähenartigen Vögel. Wird sehr alt, lernt leicht sprechen, wenn ihm die Zunge gelöst worden ist, lebt von Mäusen, Fröschen, Käfern, raubt aber auch Hasen, junge Rehe, Rebhühner, Fasanen und zahmes Geflügel von den Höfen.

2) Die Rabenkrähe, kleiner Rabe, Feldkrähe (Corvus corone *L.*). Schwarz ins Bläuliche schillernd; dem vorigen ähnlich, doch kleiner und der Schwanz mehr abgestumpft, fast viereckig. Kommt auch gescheckt, mit grauem Bauch oder Halsband vor. Nistet in Eichen- und Kieferhölzern, in Thüringen häufig, nie aber mehr als ein Paar auf einem Baume. Ihr Flug ist langsam aber fest; sie hält den stärksten Windstoß aus, der andere Vögel niederwirft. Wittert außerordentlich, so z. B. den Hafer unter dem Schnee. Sie ist Zug-, hie und da aber auch Strich- und Standvogel. Nährt sich meist von Regenwürmern

und Engerlingen, raubt aber auch Hasen, Fasanen, Rebhühner, Enten und junge Gänse.

3) Die Saatkrähe, Haferrücke, schwarze Ackerkrähe (Corvus frugilegus *L.*). Schwarz mit Purpurschiller, der Schnabel noch gerader und spitzer als bei der vorigen; im reifen Alter an der Basis von Federn entblößt. Etwas kleiner als Nr. 2. Nicht überall in Deutschland vorkommend. Thut der Jagd keinen Schaden, indem sie sich von Getreide, Insekten und Würmern nährt, soll eßbar sein und sollte überall geschont werden.

4) Die Nebelkrähe, Schildkrähe, gemeine Hauskrähe (Corvus cornix *L.*). Aschgrau; Kopf, Kehle, Brust, Schwingen und Schwanz schwarz. Zehen breit. Das Weibchen etwas heller, ins Bräunliche. Sie soll sich mit andern Krähen paaren und Bastarde erzeugen, daher die häufigen Farbenvarietäten. Sie ist dümmer als die vorigen Arten, frißt Aas, stinkt ekelhaft, so daß auch die Hunde ihr Fleisch verabscheuen, fliegt langsam, kommt im Winter in Dörfer und Städte, raubt Wald- und Feldhühner, Hasen und angeschossenes Wild. Muß daher als Raubvogel möglichst verfolgt werden.

5) Die Dohle, Thurmrabe (Corvus monedula *L.*). Von Taubengröße, schwarz, öfter Nacken und Schwanz aschgrau. Augenstern weiß. Lebt in Schaaren und oft in Gesellschaft von Krähen, mit welchen sie als der wachsamste Feind die Raubvögel unaufhörlich verfolgt. Nistet auf Thürmen in Mauerlöchern. Die Jungen lernen leicht sprechen. Sind der Jagd im Allgemeinen nicht schädlich, stellen aber doch gern Rebhühner- und Lercheneiern nach.

6) Der Gartenrabe, Elster, Azel, Schalaster (Corvus pica *L.*). Seidenschwarz mit Stahlglanz und langem, schönen abgestuften Schwanz. Bauch, Schultern und After weiß. Länge 19½ Zoll. Ein bißiger, diebischer und geschwätziger Vogel, der fast überall in Deutschland vorkommt, die Nähe menschlicher Wohnungen liebt, gut sprechen lernt und der Jagd viel Schaden thut, so wie die Nebelkrähe.

7) Der Holzheher, Eichelheher, Holzschreier (Corvus glan-

darius *L.*). Weinroth, mit schwarzem Schnurrbart, Schwingen und Schwanz. Deckfedern hochlasurblau, weiß und schwarz gebändert. Scheitelfedern können sich zum Busch erheben. Ein schlauer, mißtrauischer Vogel, der die Stimme anderer Vögel sehr geschickt nachahmt. Wird sehr kirr und lernt leicht Worte sprechen. Er frißt gern Eicheln, Nüsse, Obst, Vogelbeeren, Erbsen, auch Würmer und Insekten; raubt aber auch Eier und junge Vögel aus den Nestern und gefangene Vögel aus den Dohnen. In Deutschland meist Strichvogel. Sein durchdringendes Geschrei kündigt dem Jäger auf der Jagd die baldige Ankunft eines Fuchses oder andern Wildprets an, und zeigt demselben auch die Stelle an, wo sich das angeschossene Wild niedergethan hat.



a Kolkrabe. b Saatkrähe. c Nebelkrähe. d Rabenkrähe. e Elster.
f Nußheher. g Holzheher.

8) Der Tannenheher, schwarzer Nußheher, Nußknacker (Corvus caryocadactes *L.*). Ein dunkelnußbrauner, über den ganzen Körper weißgefleckter Rabe. Schwanz und Schwungfedern schwarz mit weißer Spitze. Größe: 12 Zoll. In Deutschland

überall, doch in manchen Gegenden selten. Er liebt die stillen Gebirgswaldungen. Nährt sich von Schnecken, Insektenlarven, Eicheln und Haselnüssen, die er mit Leichtigkeit aufknackt. Auch dem Nadelholzsamen geht er sehr nach. Er geht aber auch dem Dohnenstriche eifrig nach und frißt überhaupt gern Fleisch.

Jagd und Fang der Raubvögel.

Das tägliche Feldgeschrei des Jägers, welcher seinen Wildstand vermehrt und den Ertrag desselben erhöht sehen will, ist: „Alles Raubzeug, groß oder klein, alt oder jung, behaart oder befiedert, muß schonungslos vernichtet werden!“ Die Lösung dieser Aufgabe ist schon bei den eigentlichen Raubthieren, wie wir gesehen haben, nicht leicht, noch ungleich schwieriger aber bei den Raubvögeln, bei denen sich List, Gewandtheit im Fluge, und die äußerste Vorsicht und Scheu verbinden, um jedes Bemühen des Jägers fruchtlos zu machen. Das einfache Beschleichen (Anschleichen) der Raubvögel mit Hilfe deckender Gegenstände, gelingt nur selten, und nur dann, wenn man einzelne Feld- oder freistehende dürre Waldbäume kennt, auf denen, als Lieblingsplätzchen, die Raubvögel im Spätherbst und Winter, nachdem sie viel gekröpft, oft stundenlang der Ruhe pflegen. Man muß sich dann aber, noch bevor der Raubvogel aufhakt, gut verdeckt anstellen können. Dies gilt jedoch meist nur von Weihen (welche mit Nr. 3 geschossen werden), vom Holzheher und vom Uhu, der zuweilen mit und ohne Gelock vom Baume herabgeschossen werden kann. Ungleich leichter ist das Beschleichen der Raubvögel, wenn sie gerade ihren Raub verzehren, weil sie dann in der Regel jede Vorsicht vergessen. Auf diese Weise und gut gedeckt oder aus einem vorher angelegten Versteck gelingt es oft, mit der Büchse oder Flinte den Geier, Gold- und Steinadler, See- und Flußadler, Milane, beim Anbruch des Tages auf Bäumen sitzend, und Elstern in Dörfern zu erlegen. Auch an Flüssen und Teichen gelingt es zuweilen, die in der Gegend horstenden rothen und schwarzen Milane und die im Herbst oder Frühjahr aus oder nach nördlichen Gegenden streichenden Fischaare

zu berücken. Noch häufiger belohnt sich der Anstand auf Luderplätzen, in Fuchshütten, wenn man, zumal im Winter, Rinderblut über den Schnee gegossen hat, was eine große Anlockungskraft besitzt. Hier werden nicht selten der Bartgeier, mehrere Adler (Stein-, See- und Flußadler), Milane und Raben und Krähen aller Art geschossen.

Das unstreitig beste, leider aber immer noch zu wenig benutzte Vertilgungsmittel der Raubvögel ist das Aufsuchen ihrer Horste im Walde, das Wegnehmen ihrer Eier und das Erschießen der Alten beim Brüten oder Füttern, so wie der Jungen, wenn diese kurz vorher, ehe sie flugbar werden, sich auf dem Rande der Nester blicken lassen. Das bloße Zerstören der Nester an sich nutzt wenig, ungleich besser ist es, wenn man das Weibchen dabei erlegen kann. Zu diesem Behufe muß Jeder, der im Walde auf irgend welche Art beschäftigt ist, angewiesen werden, Raubvögelhorste aufzusuchen. Wenn dann das Weibchen im Neste sitzt und brütet, stellt sich der Jäger in der Nähe möglichst verdeckt an, und ein Gehilfe klopft erst schwächer, dann stärker an den betreffenden Baum. Der Vogel, welcher die dadurch hervorgebrachte Erschütterung nicht verträgt, streicht sofort aus dem Horste ab, und wird in der Regel herabgeschossen, wenn er nicht zu sehr seitwärts abstreicht, wobei man den Schuß besser unterläßt. Beim Anstellen aber ist stets die größte Vorsicht nöthig, namentlich bei Gabelweihen, Habichten und Kolkraben. Ebenso werden die Alten durch fruchtloses Schießen höchst scheu, schweben dann über dem Horste in bedeutender Höhe herum, und lassen wohl auch aus dieser Höhe das Futter in das Nest herabfallen. Kann man die Alten selbst mit der Büchse nicht erlangen, und der Baum ist nicht unersteigbar, so nimmt man am besten die Jungen aus dem Neste, pflockt sie am Boden an, und läßt sie von den Alten einige Tage ungestört füttern, während man sich inzwischen in der Nähe einen dichten Schirm angelegt hat. Nach einigen Tagen begiebt man sich vor Tagesanbruch hinter denselben auf den Anstand und schießt nun mit Bequemlichkeit die Alten beim Zutragen des Raubes oder beim Füttern nach und

nach weg. Hat man den rechten Termin aber versäumt und die Jungen sind ganz oder theilweise schon flugbar geworden, so muß man sich bemühen, dieselben vom Horstrande oder aus den Baumzweigen herunterzuschießen, ehe sie fortstreichen. Zuweilen übernehmen auch fremde Raubvögel die Ernährung der Jungen, wenn man die Alten weggeschossen hat. Am leichtesten lassen sich von den Raubvögeln die Rundschwänze (Mäusebussarde) überlisten, ja selbst durch einen Gehilfen zutreiben.

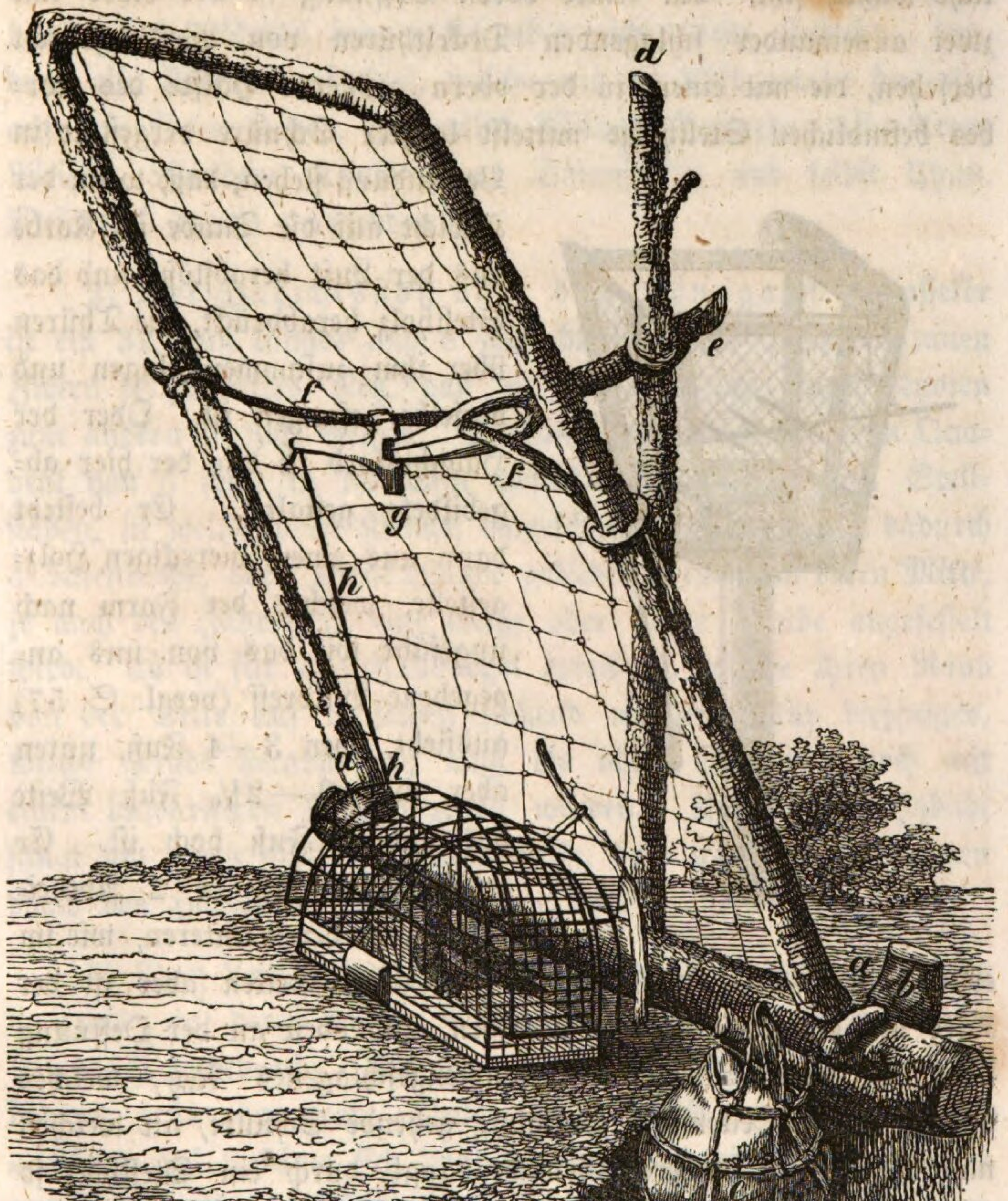
Vermuthet man einzelne Falken oder Sperber in einem dichten Gehölze oder in einer Remise, so schießt man am besten blind hinein; Beide steigen dann sogleich senkrecht in die Höhe und können dann leicht mit dem andern Lauf des Zwillings herabgeschossen werden. Nicht minder hat man auch das Lärmen der Krähen und Elstern zu beachten, und muß sich dann gleich zum Schuß fertig machen, weil dann in der Regel der Falke nicht weit ist. Auch leistet der Uhu, in der Nähe eines Hauses oder mitten im Walde auf einer Blöße aufgesetzt, zuweilen gute Dienste, um einzelne Raubvögel, die gern auf ihn stoßen, vor die Flinte zu bringen, wie Habichte, Milane, Thurm- und Wanderfalken, von welchem letzteren ein einziger schon hinreicht, in einem Distrikt die Hühner bis auf ein Minimum herabzubringen. Setzt man den Uhu in Zwischenräumen von mehreren Tagen an verschiedenen Orten aus, so kann man viel damit ausrichten; doch muß der Uhu nicht feig, sondern tapfer sein und sich zu vertheidigen verstehen. Falken lockt man zuweilen mit einem im Freien angefesselten alten Gänserich oder einer Taube herbei, und schießt dieselben aus einem Versteck, wenn sie eben auf beide herabgestoßen sind. Der Häher wird oft auf der Tränke geschossen. Andere Raubvögel bei zufälligem Aufhaken auf den Vogelherden, wo sie nach den Lockvögeln stoßen wollen, so der Habicht, der Sperber, die Milane und Dohlen, und der Blaufalke speciell auf dem Lerchenherde. Das plötzliche Stillschweigen der Ruhrvögel und das Geschrei des großen Würgers verkünden ihre Ankunft und Gegenwart daselbst.

Außerdem werden die größeren Raubvögel auch in wohl-

befestigten Schwanenhälsen (Gold-, Stein- und Flußadler), oder in starken Tellereisen gefangen, die entweder am Erdboden gut angepflockt oder auf einem starken Pfahle oder einem alten Baumstumpfe mit starken Nägeln angenagelt, und entweder mit Fleisch, lebenden Thieren (Mäusen, Vögeln, Maulwürfen, wie beim Habicht, Bussarden, Krähen) oder mit Wasservögeln (wie bei der Rohrweihe) oder Fischen (wie beim Flußadler) beködert werden. Im Tellereisen fangen sich zuweilen: Geier, Bartgeier, Gold-, Stein- und Flußadler, Milane, Bussarde, Rohr- und Kornweihen, Habichte und Krähen. Ja selbst in eisernen Mäusefallen fängt man bisweilen den Thurmfalken und die Rabenkrähe.

Unter den verschiedenen Raubvögelfallen ist die von Naumann, dem Vater, erfundene unstreitig die zweckmäßigste, die auch die weiteste Verbreitung verdient. Sie besteht nach Jester aus einem etwa 12 Zoll langen hölzernen Bügel, oder, wie auch hier nachstehend abgebildet, aus einem viereckigen, mit einem weitmaschigen Netze bekleideten, Gestelle, welches mit seinen beiden Enden (a a) in eine ungefähr 6—7 Fuß lange Welle eingezapft ist. Die Welle dreht sich an beiden Enden unter einem in die Erde geschlagenen Haken (b), auch ist seitwärts, damit die Bügel beim Fallen rascher herabfallen, ein Gewicht (c) angebracht. Der Bügel oder das Gestelle steht beim Aufstellen fast senkrecht, zu welchem Behufe hinter der Falle ein langer Pfahl (d) in die Erde geschlagen ist, an welchem oben eine hölzerne Zange (e) befestigt ist, die um eine Querleine (f f) des Gestelles greift und mit der Stellzunge (g) in Verbindung steht, durch welche Einrichtung das Gestelle (Bügel) aufrecht erhalten wird. Die Stellung ist durch einen Faden (h h) mit einer sehr weitmaschigen Netzhaube von Drath verbunden, welche durch eine einfache Vorrichtung über ein auf der Erde stehendes Vogelbauer schwebend erhalten wird, in welchem, ebenfalls sehr eng von Draht geflochten, sich eine lebende Taube oder ein anderer Lockvogel befindet. Der nach der Taube stoßende Raubvogel muß die über dem Käfig schwebende Haube berühren, so die Zunge oben abziehen und dadurch bewirken, daß Bügel (Gestelle) und Netz nie-

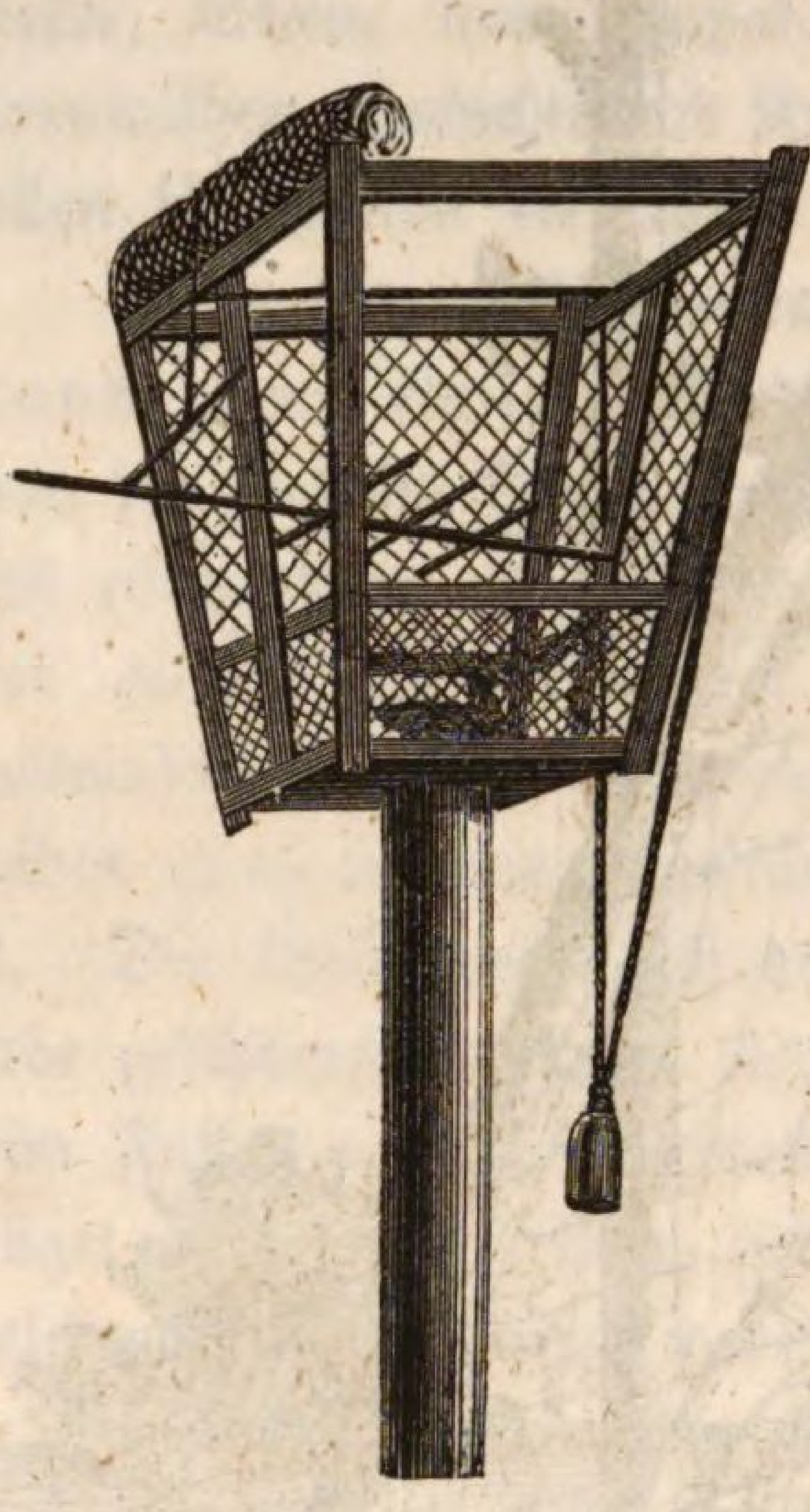
derfallen und ihn fangen. — In dieser Falle werden vorzugsweise Milane und Weihen, aber auch andere Raubvögel, selbst Adler, namentlich der Schreiadler, Habichte, Falken und Eulen, wie im Habichtskorbe, gefangen.



Für den Habicht und Sperber sind speciell folgende Fangmethoden erfunden.

1) Der Habichtskorb. Dieser besteht entweder aus einem

großen viereckigen, aus Weidenruthen geflochtenem Korbe, welcher in der Mitte durch einen durchsichtigen Boden in zwei Abtheilungen geschieden ist, in deren untere eine Taube, wozu man im Sommer eine weiße, im Winter aber eine blaue oder schwärzliche wählt, sitzt. An seiner obern Oeffnung ist der Korb mit zwei auseinander schlagenden Deckelthüren von Weidengeflecht versehen, die mit einem in der obern größeren Hälfte des Korbes befindlichen Stellholze mittelst leichter Schnüre dergestalt in



Verbindung stehen, daß, wenn der Habicht auf die Taube im Korbe aus der Luft herabstößt und das Stellholz herabdrückt, die Thüren über ihm zusammenschlagen und derselbe gefangen ist. Oder der Habichtskorb ist wie der hier abgebildete gestaltet. Er besteht dann aus einem viereckigen Holzgestelle, welches der Form nach ungefähr wie das von uns angegebene Wildreff (vergl. S. 57) aussieht, oben 3—4 Fuß, unten aber nur 2—2½ Fuß Weite hat und 4 Fuß hoch ist. Er zerfällt ebenfalls in 2 Abtheilungen, in deren unteren, wie im ersten, eine Taube sitzt; ringsum auf allen Seiten aber ist der Korb mit einem Drathnetze umgeben, und oben an der Oeffnung liegt auf einer Seite ein zusammengeschlagenes Netz, welches durch an den Seiten der Oeffnung gehende Schnüre, an welchen nach Außen ein schweres Gewicht hängt, durch ein Stellholz so mit dem im Innern des Korbes querüber laufenden Trittholze zusammen verbunden ist, daß wenn der Habicht beim Herabstoßen auf die Taube das Trittholz niederdrückt, auch sofort das Stellholz abspringt und das Gewicht das aufgerollte Netz im Augenblicke über die Oeffnung hinüberzieht, wodurch der Habicht eben=

falls gefangen ist. Beide Körbe werden gewöhnlich im freien Felde auf einen 10—12 Fuß hohen starken Pfahl gesetzt, der am besten mit Blech beschlagen ist, damit die Locktaube nicht durch Raubthiere beunruhigt wird. Man muß dann zum Besteigen des Korbes eine kleine Leiter zur Hand haben. — In diesen beiden Habichtkörben fangen sich aber nicht allein Habichte, sondern alle Arten Raubvögel, welche aus der Luft gerade herunter auf ihre Beute stoßen, namentlich Milane, Bussarde, alle Arten Weihen, Wander-, Thurm- und Baumfalken und selbst Uhus. Wesentlich davon verschieden ist

2) Der Habichtsstoß oder das Rönngarn. Dasselbe ist ein 32 Fuß langes und 8 Fuß breites, aus starkem grauen Zwirn so gestricktes Netz, daß die Maschen von einem Knoten zum andern 2 Zoll messen. Es hängt dasselbe an vier im Quadrat von 6 Fuß in die Erde gesteckten, 6 Fuß langen Stellstäben, in welche oben Kiemen eingeschnitten sind, so daß dadurch 4 busenreiche, oben offene Wände gebildet werden, in deren Mitte, je nach der Jahreszeit, eine weiße oder blaue Taube angefesselt wird. Es ist für alle Raubvögel berechnet, welche ihren Raub von der Seite auf denselben stoßend nehmen. Für diejenigen, welche gerade herabstoßen, muß die obere Oeffnung noch mit einem busenreichen Netze bezogen werden. Außer dem Habicht fängt sich darin auch der Wanderfalke, doch wird das Rönngarn durch den Habichtkorb vollkommen ersetzt.

3) Der Landbömsch. Dieses Netz wird wie das vorige über 6 Stäbe an deren oberen Einschnitten ohne alle Seitenwände busenreich angebracht. Es hat gewöhnlich die Farbe des Erdbodens, grün oder grau. Unter demselben ist entweder ein Herd angelegt, auf welchem sich Lockvögel befinden, die der Vogelsteller aus einer entfernten Hütte oder hinter einem Busche mit einer langen Schnur anruhrt, sobald sich Raubvögel zeigen, oder es ist unter dem Netze am Boden ein bis 10 Zoll tiefer Kessel ausgegraben, in welchem sich eine Taube (oder auf Uhue ein lebender junger Hase oder Kaninchen) befindet. Sperber, Milane,

Weihen, Uhu und Bussarde stoßen in der Regel auf dieses Netz und fangen sich in demselben, indem sie sich darin verwickeln.

Außerdem fängt man den Habicht, so wie andere Raubvögel, auch auf dem sogenannten Bocke. Dies sind bogenartig geformte Reifen, mit denen man den ganzen Horst besteckt, und in welche man, nachdem sich die Vögel daran gewöhnt, starke Schlingen von Pferdehaaren oder Drathschlingen einzieht. Den Habicht fängt man ferner auch auf dem sogenannten Sattel. Man befestigt nämlich auf dem Rücken einer Taube ein zwei Finger breites Leder, welches die ganze Taube so umgiebt, daß die Flügel frei sind. Auf diesem Leder bringt man dann zwei große aufgezogene Pferdehaarschlingen an und läßt die Taube fliegen, wenn man einen Habicht erblickt. Dieser stößt sofort auf die Taube, fängt sich in den Schlingen, und fällt mit jener herab, wo man aber sogleich hinzueilen muß, sonst macht er sich wieder los. In ähnlicher Weise fängt man den Baumfalken mit einer Lerche, welcher die Flügel zusammengebunden und wie beim Lerchenstich (S. 243), mit einem Leimruthengäbelchen besteckt sind. In gleicher Art fängt man auch den Thurmfalken, doch blendet man vorher die dazu gebrauchte Lerche, damit sie, wie in der Regel alle blinde Vögel, senkrecht in die Höhe steige. Ein rohes Verfahren, das wohl nicht leicht Jemand nachahmen wird. Endlich befestigt man an dem Fuße einer Taube einen langen, mit Vogelleim bestrichenen Bindfaden, an dessen Ende sich eine kleine leichte Bleikugel befindet und läßt die Taube fliegen. Indem der Habicht auf dieselbe stößt, schnellt die Kugel in die Höhe, der Habicht verwickelt sich in dem stark mit Vogelleim bestrichenen Bindfaden und fällt herab. Am sichersten fängt man denselben schließlich, wenn man einen gut verwahrten Käfig mit einer Taube ins Freie stellt und daneben ein Tellereisen legt. Der Habicht kann der Taube nicht beikommen, geht rund um den Käfig herum und geräth in das Tellereisen. *)

---

*) In Schweden wird auf die Spitze einer starken Stange ein Spieß=

Außerdem werden auf Leimruthen Elstern und Holzheher, auf Angelhaken mit einem Fleischköder Krähen, letztere auch in starken, mit Vogelleim ausgestrichenen Papierdüten, in die man ein Stückchen Fleisch legt, endlich der große Würger in einem Meisekasten mit doppeltem Boden gefangen, in dessen untere, von oben einzusehende Abtheilung man einen kleinen Vogel setzt.

Gebeitzt wurden sonst: der Schreiadler mit einem Sperber, Milane mit Sperber und Falken, Rohrweihen mit zwei Falken, indem einer allein nicht mit denselben fertig wurde, und außerdem Kolkraben, graue Krähen, Dohlen und Holzheher in der gewöhnlichen Weise.

Auf der Krähenhütte werden Weihen, Adler und fast alle Arten von Falken im Fluge geschoßen, indem dieselben nicht auf die Fallbäume aufhaken, sondern nur schußgerecht über dem Uhu wegstreichen, ohne sich viel um ihn zu bekümmern oder wohl auch im Fluge nach ihm stoßen. Zu den Raubvögeln, die auf Krähenhütten geschossen werden, gehören: der Steinadler (zuweilen), Milane, Sperber, Habichte und Wanderfalken (häufig), außerdem Thurm-, Blau- und Baumfalken, Weihen, Bussarde, Würger, Rabenkrähen, graue Krähen und Elstern, so wie Heher.

Krähenhütten werden am zweckmäßigsten in einer baumlosen Ebene auf einer freistehenden Anhöhe angelegt, wo Krähen und Raubvögel häufig vorbeistreichen. Man findet dieselben jedoch auch nicht selten in der Nähe von Dörfern, oder zwischen zwei Feldhölzern. Auf der Anhöhe wird eine, von einer Seite und oben offene Grube von etwa 9 Fuß im Quadrat ausgegraben und entweder kellerartig ausgemauert, oder mit Bohlen gut verschaalt. An der seitlichen Oeffnung der Grube wird die Thür eingesetzt, die obere Oeffnung wird überwölbt und darunter ein

---

ähnliches, blau angelaufenes (damit es nicht glänzt) und mit einem Widerhaken versehenes, stets rostfrei erhaltenes Eisen angenagelt, und darauf eine ausgestopfte Taube durch Durchstechen so befestigt, daß der Widerhaken in der Gegend des Schwanzes herauskommt. Der darauf stoßende Habicht verwundet sich, wiederholt erbittert seine Stöße und verletzt sich dabei am Ende so, daß es ihm das Leben kostet.

kleiner Bodenraum angebracht, um den Uhu auf demselben aufbewahren zu können. In dem Dachgewölbe wird ein rundes Loch gelassen, durch welches man eine Stange durchstecken kann. Das Gewölbe selbst wird mit Erde und Rasen belegt und dem Hügel ähnlich gemacht. Unterhalb des Bodenraums werden in der einige Zoll frei stehenden Mauer, mit Fenstern versehene Schießlöcher angebracht, denen gegenüber in der Entfernung von 15—20 Schritt höchstens mehrere sogenannte Fallbäume eingegraben werden. Auf der durch das Dach der Hütte etwa 2 Fuß hervorragenden Stange wird eine runde, mit einem Hasenbalge überzogene Scheibe angebracht, auf welcher, wenn man schießen will, der Uhu angefesselt wird. Man begiebt sich dann vor Tagesanbruch, wo möglich bei freundlichem und windstillen Wetter, in das Innere der Hütte, welches man nach seinem Geschmack einfach oder kostbar einrichten kann, und macht sich schußfertig. Nach kurzer Zeit finden sich Krähen, Raben und Elstern in Menge ein. Man muß jedoch nicht sofort auf diese schießen, sondern durch ihr gewaltiges Geschrei erst wirkliche Raubvögel herbeilocken lassen. Der gemeine Bussard ist gewöhnlich der erste Ankömmling, hierauf folgen, wenn es wärmer wird, die Gabelweihen. Der Nachmittag ist zu diesem Jagdbetriebe im Allgemeinen weniger günstig als der Morgen; auch darf es nicht regnen oder schneien. Die beste Zeit zur Krähenhüttenjagd ist der October. Die jungen Raubvögel kommen dann neugierig herbei, weil sie den Uhu noch nicht kennen, und die Alten sind reichlich genährt und muthig. Wenn wichtige Raubvögel die Hütte umschwärmen, muß man die Thür öffnen und dieselben von Außen zu erlegen suchen. Sind mehrere Schützen in der Hütte, so dürfen sie nur auf Commando oder Zählen feuern, gleichviel ob mit der Büchse oder Flinte. Die herabgeschossenen Vögel muß der Hund sogleich hereinholen, wenn unter dem Fallbaume nicht dichtes Gesträuch steht, woselbst sie verborgen bleiben.

Die vorstehend beschriebene Krähenhütte hat jedoch den wesentlichen Fehler, das man nicht sieht, was um den Uhu herum vorgeht und daß man erst die Thür öffnen muß, um einen

größeren umherstreichenden Raubvogel, z. B. einen Adler oder Falken zu schießen. Man hat daher in neuerer Zeit den Uhu nicht mehr auf das Dach der Hütte, sondern entfernt von derselben, in der Nähe der Fallbäume auf einen großen Stein, wie dies die beigefügte Zeichnung darstellt, welche nach einer wirklichen Krähenhütte in Leipzigs Nähe aufgenommen worden ist, oder noch besser auf eine, auf einem starken Pfahle befestigte Tellerscheibe gesetzt. Aber auch diese allerdings bessere Einrichtung hat



den großen Fehler, daß sich Krähen sowohl als Raubvögel sehr bald an die stabile Hütte gewöhnen, durch Verluste klug gemacht, immer seltener daselbst erscheinen und den Uhu fast gar nicht mehr beachten. Daher mag es auch kommen, daß die meisten Krähenhütten Ruinen geworden sind. Man thut daher am besten an passenden Orten seines Reviers starke Pfähle eingraben zu lassen, und abwechselnd bald da bald dort die Scheibe mit dem Uhu darauf zu befestigen und daneben Fallbäume einzugraben. Allerdings muß man sich dabei Hütten errichten, wozu sich einfache Feldwächter-Hütten, Schäferhütten mit Rädern oder sonst leichtere oder schwerere tragbare oder vielmehr fahrbare Hütten eignen.

So sah Verf. eine in Schlesien in Form eines Holzstoßes, die aus einzelnen Stücken bestand, welche mit eisernen Bolzen untereinander befestigt wurden. Das Material dazu wurde jedes Mal mit einem Karren ab- und zugefahren. Das Innere derselben war sehr freundlich und häuslich eingerichtet. Zu leichte transportable Schießhütten, wie dieselben auch immer construirt sein mögen, werden in der Regel für die Dauer den Nachtheil haben, daß sie stets noch viel zu schwer zum Tragen sind, und bei selbst mittelmäßig starkem Winde den Jäger in Gefahr bringen, damit umgeworfen zu werden, oder ihn doch wesentlich im Schießen durch ihr Hin- und Herwanken behindern. Die stabile Krähenhütte, aus dem Gesichtspunkte des Vergnügens betrachtet, gewährt übrigens, wenn sie in jeder Beziehung gut eingerichtet ist, dem Jagdliebhaber und seinen Freunden viel Annehmlichkeiten, indem man allerhand Allotria darin treiben kann.

Fang des Holzhehers. Auf einer einzeln stehenden Fichte oder Tanne schneidet man einige Zweige kahl und befestigt früh Morgens Leimruthen in die Kerben der Zweige. Um den Stamm herum wird eine Hütte von Reisig gebaut, in welcher der Vogelsteller sitzt. Auf der Hütte bindet man eine Eule an, die man mittelst einer Schnur zuweilen anrührt. Vor Aufgang der Sonne ahmt der Vogelsteller mit einer sogenannten Eulenpfeife das Geschrei der Eule nach, worauf alsbald die Holzheher mit großem Geschrei herbei kommen, an den Leimruthen kleben bleiben und entweder mit diesen in die nur sehr dünn belegte Hütte herabfallen oder vom Vogelsteller herein geholt werden. Man fängt häufig dabei auch Spechte, Elstern, Drosseln, Rothkehlchen u. s. w., gegen die Nacht hin auch Eulen. *)

*) In ähnlicher Weise kann man im Winter Krähen und Raubvögel fangen, wenn man in der Nähe eines einzelnen Hauses oder einer Krähenhütte ein Aas mit Blut übergießt, und dabei starke doppelte mit Häckerling und Spreu bedeckte Schlagwände so vorrichtet, daß sie gut über das Aas zusammenschlagen. Nach einigen Tagen begiebt man sich vor Tagesanbruch in das Versteck und ruckt, wenn der Herd voll ist, zu.

Anhang.

a) Von der rationellen Bewirthschaftung eines Jagdreviers.

Jedes Jagdrevier, soll es anders Nutzen bringen, muß fortwährend und sorgfältig beaufsichtigt werden. Bei kleinen Revieren geschieht dies in der Regel durch den Eigenthümer selbst, vielleicht mit Hülfe eines tüchtigen Wildträgers; größere Reviere werden vom Eigenthümer gewöhnlich einem Revierjäger oder Förster übergeben. Welchen Namen dieser Beamte auch führen mag, stets ist es unerläßlich, nur wohlempfohlene, moralisch gute Personen dazu zu wählen, und deren Interesse mit dem des Eigenthümers möglichst zu verschmelzen. Man berechne in dieser Beziehung zuvörderst, wie viel der Beamte zu einem anständigen Auskommen braucht, darf aber dabei nicht zu karg und eigennützig verfahren; den beides straft sich sonst unfehlbar an dem Eigenthümer des Reviers selbst. Man setze den Beamten aber ja nicht auf einen festen Gehalt an Gelde, denn die Erfahrung zeigt leider nur zu häufig, daß derartige Leute leicht zu nachlässig und träge werden und die Beaufsichtigung ihres Reviers vernachlässigen. Ist der Beamte unverheirathet, so gebe man ihm die Kost, ist er verheirathet, so berechne man das ihm zu bewilligende Deputat nach Gelde, schlage es zu seinem Einkommen und bestimme danach die Höhe der etwaigen Gefälle, aus welchen er jenes zu beziehen hat. Fester Grundsatz muß es sein, daß der Revieraufseher sich sein Einkommen selbst verdienen müsse. Nur allein dadurch erhält man thätige, mit ihrem eigenen Interesse zugleich das Beste des Reviers immer im Auge habende Beamte, die man aber dennoch nicht vergessen darf, möglichst zu controliren. Besteht das Revier aus Holz und Feld, wie auf

den meisten Rittergütern, so wird der Jagdaufseher, er mag 400 oder 200 Thaler jährliches Einkommen genießen, den größten Theil seines Einkommens aus dem Holze ziehen, und man muß ihm zu diesem Zwecke von jedem verkauften Stamme, jedem Bretklotze, jeder Klafter Scheit- oder Schirrholz, jedem Bund Reisstäbe u. s. w. eine Tantième, oder besser von jedem eingenommenen Thaler gewisse Procente bewilligen, mag das Holz verkauft oder in die Wirthschaft verbraucht worden sein. Dies gilt auch von jedem andern Walderlös, er bestehe worin er wolle, z. B. Gras, Streu u. s. w. Alle Pfänder, die der Beamte in Wald und Feld eintreibt, gehören ihm, nur muß eine strenge Controle über seine Berechtigung zur Wegnahme derselben geführt werden, zu welchem Zwecke der Revieraufseher wöchentlich wenigstens 2 Mal seinem Herrn über alle inzwischen vorgekommenen Vorfälle auf dem Revier einen genauen und wahren Rapport abzustatten hat. Auch etwa gepfändete Flinten werden ihm als Eigenthum belassen, für welche er noch obendrein eine Gratifikation von 2—3 Thalern von seinem Herrn erhält. Hierbei gewinnen beide Theile; denn wenn der Jagdeigenthümer auch für 4 weggenommene Flinten 12 Thaler Gratifikation giebt, so hätten dieselben doch in einem gut besetzten Revier wenigstens für 80 bis 100 Thaler Schaden an verschiedenem Wilde gethan. Eben so müssen die Schießgelder für Tafel- oder Verkaufswild, im Verhältniß zu dem verabredeten Einkommen, durchgängig erhöht werden, und was Hauptsache ist, auch Schießgelder für Raubthiere und Raubvögel gewährt werden, je nach der Wichtigkeit und Schädlichkeit der betreffenden Individuen, was jedenfalls für das Revier nur höchst heilsam ist. So muß man z. B. für einen Fuchs zu jeder Jahreszeit durchschnittlich mindestens 15 Ngr., für einen Marder 12 Ngr., für einen Iltis 8 Ngr., für ein Wiesel 6 Ngr. u. s. w. geben, und wenn man auch wirklich für 60 Füchse (wobei auch für die noch im Mutterleibe befindlichen ein, wenn auch geringeres Schußgeld bezahlt werden muß), 30—40 Thlr. ausgegeben hätte, so hat man dafür mindestens 240 Hasen, anderes Wild ungerechnet, erhalten, die jene zuverläßig verzehrt haben würden, was, den

Hasen nur zu 15 Ngr. gerechnet, 120 Thlr. beträgt. Die Bälge der erlegten Raubthiere hat der Jäger dagegen einzuliefern, sie mögen brauchbar sein oder nicht, nur die Fischotter, wo dieselbe vorkommt, sollte ihm als Eigenthum überlassen werden, da die Erlegung derselben durch Schuß oder Fang ihm viel Mühe und manche Nacht kostet. Eben so sollte für das Vernichten der Raubvögelhorste und Krähen= und Elsternester, unter Beibringung der Eier, eine verhältnißmäßige Vergütung gegeben, auch ein kleines Schießgeld für Krähen, Elstern, revierende Bauerhunde und Katzen gezahlt werden, wobei das Revier nur gewinnen, das Aufbringen des sonach selbstverdienten Einkommens des Jagdaufsehers aber keine Schwierigkeiten darbieten dürfte.

Die Pflichten eines solchen Beamten bestünden zunächst in der steten und sorgfältigen Beaufsichtigung des ihm anvertrauten Revieres, der täglichen Vernichtung alles Raubzeuges, welchen Namen es auch habe, in der Verfolgung von Raubschützen, Holz= und Wilddieben, Schlingen=, Eisen= und Nachtnetzstellern, unbefugter Jagdliebhaber, Vogel= und Lerchenfänger, überhaupt in der sofortigen Beseitigung aller Umstände, die auf den Wildstand seines Reviers ruhestörend und gefährdend einzuwirken vermögen. In dieser Beziehung muß er, wenn das Getreide schon hoch ist, sich bei Tagesanbruch und am vollen Mittage auf eine Anhöhe begeben, um zu sehen, wo etwa ein menschlicher Kopf im Felde auftaucht, weil um diese Tageszeiten gewöhnlich die Schlingensteller ihre Schlingen auf Hasenstege legen oder dieselben nachsehen. Zur Zeit der Klee=, Oelsaat= und Getreideernte aber muß er die Arbeiter beaufsichtigen, und dadurch manches junge Häschen und manches Genist Rebhühner zu retten suchen, indem er jene durch Güte oder Bedrohung zu überzeugen sucht, daß sie aufgefundenes Wild oder aufgefundene Eier und junge Rebhühner in Ruhe zu belassen oder ihm Anzeige davon zu machen verpflichtet sind. Ferner muß er von den mit Pulver und Schrot handelnden Kaufleuten der nächsten Städtchen und Flecken zu erfahren suchen, wer von den Dörflern etwa Pulver und Schrot, und welche Nummer von letzterem er kauft, um dadurch Finger=

zeige für seine weiteren Maßnahmen zu erhalten. Aus gleichem Grunde muß er bei Richtern und Schulmeistern Erkundigung über die Subsistenzmittel ihm verdächtiger, anscheinend gewerbloser Personen seines Dorfes oder der benachbarten Dörfer einzuziehen suchen; auch an gutmüthige Schulkinder mitunter manche, anscheinend unbefangene Fragen richten, wodurch er so Manches erfahren kann. Endlich muß er im Winter die Umgebung der Dörfer in Bezug auf etwa für Hasen oder Rebhühner gelegte Kirrungen, so wie Mauern, Thorwege und Hinterthüren der einzelnen Gehöfte in Bezug auf daran angebrachte Fanglöcher für Hasen untersuchen, und schließlich sich bemühen, wenn er einen Holz- oder Wildfrevler auf frischer That ergreift, auch genügende Beweise des wirklich verübten Frevels wo möglich durch Zeugen beizubringen, wozu ihm namentlich eine genaue Kenntniß der bestehenden Jagdgesetze sehr nützlich sein wird, weil sonst, wenn die Anklage nicht richtig formulirt und der geführte Beweis nicht schlagend und für den Richter überzeugend genug ist, der Frevler nur zu leicht ungestraft wieder entlassen wird. Dieselben Rücksichten hat auch der Eigenthümer eines Reviers stets im Auge zu behalten, falls er sein Revier selbst verwaltet.

Was nun die rationelle Bewirthschaftung des Reviers selbst in Bezug auf die Erzielung des möglichsten Nutzertrages betrifft, so muß in demselben außer der Jagdzeit die größte Ruhe herrschen und Alles entfernt werden, was die Vermehrung des Wildstandes beeinträchtigen könnte. Ein Revier, dem täglich von Raubzeug und Wilddieben Abbruch geschieht, kann natürlich den Nutzen nicht geben, als ein anderes, auf welchem solche Eingriffe nicht vorkommen. Ersteres ist namentlich auch der Fall bei den sogenannten Pacht- und Koppelrevieren, wo man volle 5—6 Monate Alles zusammenschießt, um nur den schweren Pacht zur kleinsten Hälfte wenigstens wieder herauszuschlagen, und sich um einen ausreichenden Bestand an Wild für das nächst folgende Jahr fast gar nicht kümmert. In Bezug auf eine wahrscheinlich ergiebige Vermehrung des Wildes empfehlen sich auch hier wieder Reviere mit einem möglichst großen und abwechselnden Holzbe-

stande, indem letzterer namentlich den Hasen und Hühnern Schutz gegen Nässe, Kälte und üble Witterung und gegen sonstige Störungen im freien Felde, wie sie z. B. bei der Feldbestellung und Ernte vorkommen, gewährt, wie dies auch der Fall in hinreichend großen und wohleingerichteten Remisen ist. Auch vermehrt sich in solchem Terrain die Zahl der Hasen ungleich schneller und im größeren Maaße, wenn auch das alte Jägersprichwort: „der Hase geht im Frühjahr selbander zu Felde und kommt im Herbst zu 16 wieder zu Holze" nicht ganz erreicht werden sollte. Eine Hauptsache ist ferner nach Heink, dessen Ansichten über den Nutzertrag einer Jagd wir hier aus reiner Ueberzeugung zu der unsrigen machen, daß die eigentliche kleine Jagd auf Hasen und Hühner, nur auf die 4 Monate, von Anfang October bis Ende Januar beschränkt werde; daß die Hühner in den Monaten October und November lieber gefangen als geschossen, und die Hasen, mit wenigen Ausnahmen, nur in den Monaten December und Januar, wo Wildpret und Balg den höchsten Geldertrag geben, in 5—6 Treibjagden durch gute Schützen regelmäßig abgeschossen werden. Dies schließt jedoch nicht aus, daß auch schon im September auf den Grenzen zum Hausbedarf etwa ein Dutzend ausgewachsener Hühner, und namentlich die alten Hähne, weggeschossen werden; aber die Mitte des Reviers und einen weiten Umkreis um dieselbe herum, muß man durchaus mit allem Hühnerschießen verschonen. Eben so kann man im October und November einzelne Hasen auf den Grenzen, sowohl auf der Suche mit einem durchaus fermen Hunde, oder noch besser ohne solchen, immer aber nur in gehöriger Schußweite, als auch in ganz kleinen Treiben mit 2 Schützen und 3 Treibern, wegschießen; man darf dabei aber weder die Ruhe des Reviers wesentlich stören, noch dasselbe mit Jagdhunden, Bracken oder gar Windhunden bejagen wollen.

Verfährt man auf diese hier von uns bevorwortete Weise, so wird man auch sehr bald zu der Ueberzeugung kommen, daß Heink's Berechnungen des Nutzertrages eines 6 Stunden im Umfange großen Reviers nicht übertrieben, sondern der Wirklichkeit

und Erfahrung entnommen sind. Hiernach muß ein solches Revier, wenn 1200 Hasen darauf geschossen werden sollen, im Februar einen Bestand von etwa 700 Hasen haben, worunter er nur 300 Mutterhasen annimmt*), deren jeder, nach Abrechnung der unvermeidlichen Verluste, nur 4 Junge, mithin 1200 Stück setzen soll, was mit den im Februar Bestand gebliebenen 700 Stück im December die Summe von 1900 Stück giebt. Hiervon 1200 Stück im December und Januar auf Treibjagden weggeschossen, giebt, wenn man nur das Stück, einschließlich des dann theuren Balges, 22½ Neugroschen rechnet, einen jährlichen Ertrag von 900 Thlrn., wobei immer wieder 700 Stück im Februar Bestand bleiben. Eben so verhält es sich mit den Hühnern. Werden nämlich auf demselben Terrain 30 Völker Rebhühner ausgewintert, das Volk zu 10 Stück gerechnet, so kommen ungefähr 150 Paare zum Eierlegen, und es werden, das Genist zu 14 Stück gerechnet, etwa 2100 Hühner ausgebrütet. Nimmt man nun an, daß davon im Sommer und Winter 800 Stück durch Raubthiere und andere Zufälle zu Grunde gehen (obschon es in unserm Revier fast gar keine Raubthiere mehr geben darf, wenn es gehörig beaufsichtigt wird), so bleiben immer noch 1000 Stück zum Verkauf, die das Stück zu 6½ Neugroschen gerechnet, eine Summe von 216 Thalern repräsentiren, während noch 300 Stück im Februar Bestand bleiben. Der Ertrag des Reviers beliefe sich demnach im Ganzen, blos von Hasen und Hühnern, auf 1116 Thaler, und wenn man selbst noch ⅓ der Summe auf Verwaltungskosten und etwaigen Mindererertrag abrechnete, immer noch auf 744 Thaler. Hierzu kommt noch der etwaige

---

*) Das richtigere Verhältniß ist wie 1 : 3, wir wollen aber sagen wie 1 : 2, wonach sich unter den 700 Bestandhasen 234 Rammler und 466 Mutterhasen befinden müßten, welche letztere 1864 Junge setzen würden, was mit dem Bestande von 700 Stück im Sommer 2564 Hasen im Revier ergeben würde. Zieht man hiervon den jährlichen eisernen Bestand von 700 Stück ab, so bleiben zum Verkauf 1864 Stück, die, zu 22½ Neugroschen das Stück, einen Ertrag von 1398 Thalern (anstatt der obigen 900 Thaler) bringen würden.

Ertrag einer vielleicht vorhandenen Reh- und Teichjagd, ferner das, was durch den Verkauf von Schnepfen, Wachteln, Lerchen, Drosseln u. s. w. gewonnen wird, was, wie der schwere Pacht der Vogelfänger in manchen Gegenden, z. B. für den Lerchen- und Drosselfang, beweist, gar nicht zu verachten ist. Grund genug, überall, wo es noch nicht der Fall ist, wenigstens versuchsweise eine rationelle Bewirthschaftung seines Jagdreviers einzuführen. Grenzen Reviere, wo Rehe stehen, vielleicht zu beiden Seiten an fremde Reviere, die ebenfalls mit Rehen bestanden sind, so schließt man am besten mit seinen Grenznachbarn ein freundschaftliches Uebereinkommen ab, in Folge dessen, wenn der Wildstand durch einen Zufall abgenommen, so lange und bei Strafe nur Böcke geschossen werden dürfen, bis sich der Wildstand wieder durch Nachzucht gehörig gehoben hat.

---

b) Von den Wildgehegen.

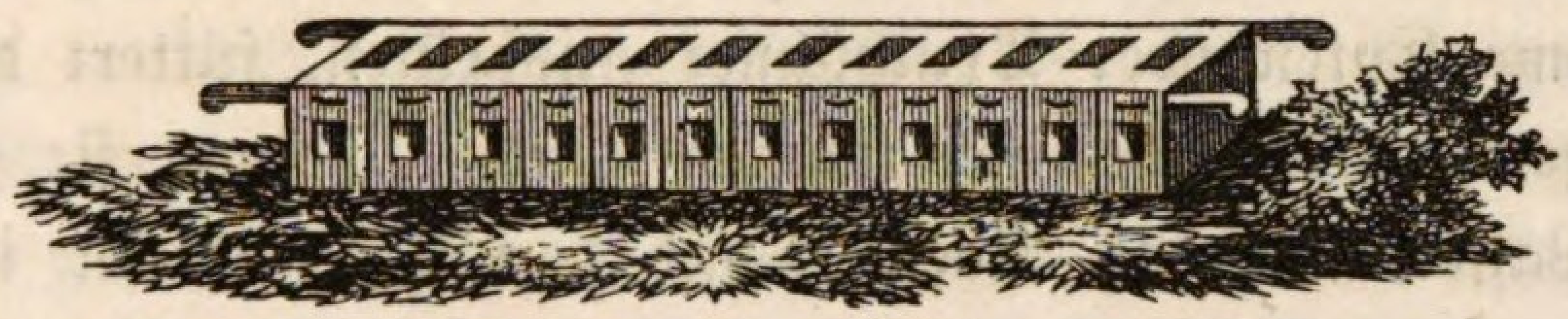
Künstliche Wildgehege sind unstreitig die zweckmäßigsten Mittel, um einem herabgekommenen Wildstande auf das Schnellste wieder aufzuhelfen, oder einen Wildstand entweder da wieder anzulegen, wo er früher schon bestanden, oder wo sich eine einladende Oertlichkeit dazu darbietet.

Das Rehgehege. Will man in einem größeren Laub- oder Nadelholze, wäre es auch nur ein größeres Feld- oder Auenholz, welches seiner örtlichen Lage nach sich gut für einen Rehstand eignet, wo aber niemals Rehe vorhanden waren, oder die ja vorhanden gewesenen, aus irgend einer Ursache total verschwunden sind, einen Versuch machen, Rehe auszusetzen, so lege man in der Mitte dieses Holzes einen kleinen Park, jedoch nicht unter 10 Morgen Größe, an, welcher zugleich einige Morgen guter Wiesen, Wasser, und einige Dickichte enthalten muß und zäune denselben mit 7 Fuß hohen Pallisaden ein. Außerhalb dieses Zaunes bestelle man im Herbst und vor der Besetzung des Parkes mit Wild, einige Morgen zu Ackerland, welches im folgenden

Frühjahr mit Mengfutter, Hafer, Erbsen, Klee, untereinander besäet wird. Im December oder Januar bringt man mehrere eingefangene alte Rehe, einige Schmalrehe und einige Böcke in den Park und füttert dieselben den Winter über mit gutem Kleeheu, unausgedroschenen Hafergarben, Eicheln und Kartoffeln. Sind junge Kälber gesetzt, so nimmt man ohne Geräusch einen Theil des an den besäeten Acker grenzenden Zaunes weg, worauf die Rehe von selbst auf die junge Saat wechseln. Im Herbst endlich wird der ganze Zaun weggenommen, der noch ganz vorzügliches Brennholz giebt, und die Rehe sind eingewohnt, und werden, wenn sie sonst Ruhe haben und von Störungen aller Art frei sind, ihren Stand nicht verlassen. Man kann dann nach und nach die alten Böcke wegschießen, was auch mit einem Theile der jungen geschehen muß, wenn deren bei Weitem mehr als Rehe gesetzt worden sein sollten. In einem Bezirk von einer halben Viertelmeile kann man recht wohl den Winter hindurch einen Bestand von 18—20 Stück Rehen bei weniger Fütterung erhalten. Daß man die Böcke oder etwaige alte und gelte Riecken nur mit der Büchse und auf dem Bürschgange oder Anstande schießt, und das Gehege nicht etwa durch Treiber oder Bracken beunruhigen dürfe, versteht sich von selbst; eben so, daß man stets dem Raubzeuge aller Art eifrig nachstellen und auch an passenden Orten Salzlecken (Sulzen) anlegen müsse.

Das Hasengehege. Von einem solchen kann nur dann die Rede sein, wenn die Hasen aus einem Revier, sei es durch die Unklugheit des Besitzers oder durch zufällige Umstände, wie z. B. eine totale Verhagelung, fast ganz verschwunden sind. Man bringt dann, um das Revier schneller, als es durch mehrjährige Schonung geschieht, wieder zu besetzen, anderswo im Winter gefangene Hasen in größerer Anzahl in sogenannten Hasenkasten auf das Revier und setzt dieselben des Abends und wo möglich bei Schneegestöber in der Mitte desselben und in der Nähe von Remisen aus, wo sie sogleich den nöthigen Schutz und auch das nöthige Futter, aus Kohl, gutem Kleeheu, unausgedroschenen Hafergarben u. s. w. vorfinden. Der sogenannte Hasenkasten (von welchem

wir nachstehend eine Abbildung beifügen), in welchem die Hasen an den Ort ihrer Bestimmung transportirt werden, besteht aus leichten tannenen Brettern, ist 12 Fuß lang, 2 Fuß breit und 1 Fuß hoch, und enthält 10—12 mit Thürchen versehene Fächer, hinreichende Luftlöcher und Handhaben, um bequem getragen werden zu können. Die einzelnen Fächer sind mit grober Leinwand bezogen, und dahinter mit Heu oder Moos so ausgepolstert, daß der Hase recht weich darin sitzt, aber sich durchaus



nicht regen kann. — Die Hasen gewöhnen sich leicht an ihren neuen Aufenthaltsort und vermehren sich auch sehr bald zahlreich, wenn man nur dafür sorgt, daß das Verhältniß der Rammler zu den Häsinnen anfangs kein größeres als wie 1 : 3 ist, da ein Rammler für 3 Häsinnen vollkommen genügt.

Kaninchengehege wird wohl nicht leicht Jemand anlegen wollen, weil da, wo keine Kaninchen vorhanden sind, sich auch Niemand, des Schadens wegen, den sie in Feld und Garten anrichten, nach ihnen sehnt, und dieselben da, wo sie sich einmal vorfinden, auch durch kein Mittel so zu vernichten sind, daß sie sich nicht von selbst wieder binnen kurzer Zeit, und zwar mehr als wünschenswerth, ergänzten. Eben so wenig sind eigene Rebhühnergehege nöthig, wenn man anders nur für gute Remisen und hinreichende Winterfütterung in der Nähe derselben und für fortwährende Vertilgung des Raubzeuges Sorge trägt. Dagegen kann man wohl den Versuch wagen, Birk- und Haselhühner an für dieselben geeigneten Orten einheimisch zu machen, besonders wenn solche früher daselbst schon vorhanden waren. Man sucht sich in dieser Absicht die betreffenden Eier zu verschaffen, läßt dieselben durch Haushühner oder Truten ausbrüten, zieht die Jungen in einem mit einem Drathgitter geschützten, mit Sträuchen bewachsenen und mit einem Hühnerställ-

chen versehenen Gärtchen auf, und setzt dieselben im nächsten Frühjahre Paarweise auf gut Glück ins Freie aus. Lohnender und sicherer aber ist jedenfalls der Erfolg bei einem halbwilden

Entengehege. Ist man nämlich im Besitz eines großen, beschilften und grasreichen, ruhigen Teiches oder Weihers, auf welchem sich nur wenige oder gar keine wilden Enten aufhalten, so kann man sich sehr leicht ein halbwildes Entengehege auf demselben anlegen. Man sucht zu diesem Zwecke im Frühjahr recht viel Eier von wilden Stockenten zu bekommen, und läßt dieselben durch zahme Enten oder Truthühner ausbrüten, füttert die Jungen übrigens ganz wie die zahmen Enten, bringt sie auf ein kleines Wasser und des Abends mit den Pflegeeltern in einen sichern Stall. Sind sie halb ausgewachsen, so schneidet man denselben die vordersten Gelenke an den Flügeln ab, damit sie nicht wegfliegen. So läßt man dieselben bis zum Frühjahr gehen, dann aber bringt man sie Paarweise auf den für sie bestimmten Teich, in welchem man auf Pfählen mehrere Hütten (Ställe) errichtet hat, wo man sie täglich füttert. Man sucht hierauf zu ermitteln, wohin sie ihre Eier gelegt haben, nimmt aus jedem Neste 4—5 Eier heraus, welche man wieder durch zahme Enten ausbrüten läßt, die übrigen aber läßt man von den Müttern selbst ausbrüten. So erhält man wieder halbzahme und ganz wilde junge Enten. Den halb zahmen stutzt man wieder die Flügel, wie ihren Eltern ein und bringt sie zu seiner Zeit wieder auf den Teich, die wilden überläßt man sich selbst und das Gehege ist fertig. Im nächsten Sommer und von da alljährlich verfährt man auf gleiche Weise. Die jungen wilden Enten ziehen zwar im Herbst fort und fallen in andere Teiche ein, kommen aber immer, und zwar mit fremden wilden Enten zu ihren gelähmten Müttern zurück und können nach Gefallen weggeschossen werden, ohne daß die Nachzucht dadurch leidet. Füttert man seine Enten gleich anfangs auf dem Teiche unter solchen Steigen, wie wir dieselben bei den Rebhühnern S. 223 beschrieben haben, so kann man dieselben auch im Spätherbst durch Zurücken der Drahtthürchen mittelst einer Leine nach und nach einfangen und

während des Winters im Stalle füttern, im Frühjahr aber zeitig wieder aussetzen. In der Brütezeit aber muß man stets fleißig auf dem Teiche füttern, wodurch man fremde Brütenten anlockt und die Seinigen immer fester im Wiederkommen und im Brüten auf dem ihnen lieb gewordenen Teiche macht. Nur wenn die Zahl der auf diese Art im Gehege gezogenen Enten zu groß wird, muß man dieselben etwas stark lichten, weil sich sonst viele derselben an fremde Oerter gewöhnen und verloren gehen. — Noch erwähnen wir, daß die auswärts gesammelten Eier sehr vorsichtig, in Wolle oder Heu gepackt, zu tragen sind und durchaus nicht gerüttelt, daher auch nicht gefahren werden dürfen, wenn sie zum Ausbrüten tauglich bleiben sollen. Dies gilt überhaupt auch von allen zum Ausbrüten bestimmten Eiern.

---

c) Jagdkalender, oder Nachweis der monatlichen Jagdverrichtungen im Revier.

(Nach Heink, Hartig und andern Jagdschriftstellern.)

Januar.

Hat man im vorigen Monate wegen übler Witterung oder aus sonstigem Grunde nicht genügende Treibjagden auf Hasen abhalten können, so hole man diese in den ersten zwei Drittheilen dieses Monats nach, und suche vor dem Schluße des Monats auszumitteln, wie es mit dem zu haltenden Bestande in Bezug auf Hasen und Hühner auf dem Revier beschaffen ist. Wäre das letztere noch zu reichlich besetzt, so kann man noch einige Hasen wegschießen, auch bei starkem Schnee noch einige tief eingescharrte Rebhühner, wenn deren noch zu viele vorhanden wären, mit dem Schneenetze oder der Schneehaube decken, dann aber muß man die Hasen- und Rebhühnerjagd bis zum nächsten September vollkommen ruhen lassen und weder sogenannte Osterhasen noch Paarhühner schießen, so verlockend dies auch sein mag, und so sehr sich dies auch mit scheinbaren Gründen vertheidigen läßt.

Eben so sollte alles Rehwild, mit alleiniger Ausnahme einer etwaigen alten und gelten Riecke, bis zum Juli mit jeder Jagd verschont bleiben, obgleich das Schießen von Schmalrehen in allen bis zum Juli dazwischen liegenden Monaten in den meisten Jagdordnungen, freilich mit dem nach Willkühr auszulegenden Zusatze: „wenn nöthig!“ erlaubt ist. Dagegen sollte man in diesem Monate doppelte Aufmerksamkeit auf Wilddiebe, Schlingensteller und raubschützende Landleute verwenden, und muß allem Raubzeuge eifrig nachstellen. Füchse, Marder, Iltisse, Wiesel sind in diesem Monate am leichtesten auf Kirrungen und durch Legung von Eisen aller Art zu bekommen. Von Raubvögeln kommen im Januar Stein=, See=, Fisch= und Schreiadler, Hühnerhabichte und Taubenfalken am häufigsten vor und sind auf jede Weise, wie auch Eulen, zu vertilgen. Außerdem muß man wilde Gänse und Enten auf offenen Stellen der Gewässer zu beschleichen suchen, auch gelingt es in diesem Monate noch oft, bei tiefem Schnee Ziemer auf Vogelbeerbäumen zu schießen, oder auch in Dohnen und namentlich auf dem Vogelherde zu fangen.

Februar.

Die Jagd auf Hasen und jedes Federwild ruht nun ganz. Vom Rehwilde gilt das oben Gesagte. Die Füchse, deren Rollzeit jetzt eintritt, sind auf jede Weise, durch Anstand am Baue oder im Walde, durch Aushetzen oder Ausgraben des Baues, durch Schießen am Luder, Eisenstellen, oder ein Treibjagen im Walde u. s. w. zu vernichten, wozu dieser Monat so wie der März, vorzugsweise benutzt werden müssen. Marder, Iltisse und Wiesel sind bei einer Neue auszumachen, und sonst auf jede Weise zu vertilgen. Zahme revierende Katzen sind, wie auch im März, todtzuschießen, natürlich nicht in unmittelbarer Nähe der Wohnung ihres Besitzers. Den im Januar genannten Raubvögeln ist fortwährend eifrig nachzustellen, so wie den Raben=, Schwarz= und Nebelkrähen und Elstern.

März.

Die Verfolgung und Vertilgung der Füchse, Marder, Iltisse und Wiesel wird in diesem Monate in jeder erdenklichen Weise fortgesetzt. Die zahmen Katzen, deren Schleichgänge man kennen lernen muß, werden am besten vor Tagesanbruch beim Absuchen der Felder oder nach dem Abendläuten auf dem Anstande geschossen. Raubvögel und Krähen werden in diesem und dem folgende Monate schon mit Erfolg auf der Krähenhütte oder einer stellvertretenden Vorrichtung geschossen. Ganz besonders ist dem Hühnerhabicht nachzustellen. Das in diesem Monate übliche Rammler- und Paarhühnerschießen wird entweder nur sehr wenig ausgeübt, oder unterbleibt am besten aus den von uns früher angegebenen Gründen. Will man ja einige Hähne wegnehmen, so sperre man einen alten, den Winter hindurch gefütterten Hahn unter ein viereckiges Netz von der Größe einer Quadratelle, und verberge sich gut in der Nähe, entweder früh vor Tagesanbruch oder Abends bei Sonnenuntergang. So wie der unter dem Netze frei herumlaufende Hahn zu rufen anfängt, fallen oft 6—8 andere Hähne bei ihm ein und können ohne Nachtheil weggeschossen werden. Wechselt man nun in den nächsten Tagen immer den Ort, so kann man 10—20 Hähne ohne Schaden wegbringen und dadurch den Ertrag an Hühnern sehr vortheilhaft erhöhen, da diese sich ungleich bedeutender vermehren. Wenn der Winter streng ist und lange andauert, können noch wilde Gänse und Enten an warmen Quellen und auf Gewässern oder wohl auch auf dem Zuge geschossen werden; beim Gegentheil kommen im März schon nach den Lerchen und Kiebitzen die Waldschnepfen bei uns an und der Schnepfenstrich beginnt. Vortheilhafter in jeder Beziehung ist aber, wie wir an seinem Orte gezeigt, die Jagd der Waldschnepfen im Herbst.

April.

Mit dem Eintritt dieses Monats muß sofort das Schießen der Paarhühner und der Rammler durchaus aufhören, wenn es

überhaupt noch im vorigen Monate stattgefunden, weil die Rebhühner schon zu legen beginnen, auch muß man entweder gar nicht mehr mit einem Hühnerhunde ins Feld gehen, oder der Hund muß so ferm sein, daß er geduldig hinter dem Jäger hergeht, was auch immer vor ihm sich ereignen mag. Man fahre eifrig fort, Füchse, Katzen, Marder, Iltisse und Wiesel zu vertilgen; denn im nächsten Monat wird das Getreide schon zu hoch, so daß sich dieselben dem Auge des Jägers fast ganz entziehen können und dann großes Unheil im Revier anrichten. Auch die Horste der Raubvögel sind nun in der Regel fertig und letztere mit Eierlegen und Brüten beschäftigt. Man suche dieselben daher nach der von uns gegebenen Anweisung beim Brüten zu beschleichen, oder lasse die Eier derselben von besteigbaren Bäumen, durch, nöthigenfalls mit sogenannten Steigeisen versehenen Jungen oder Erwachsenen, die sich dazu für Geld bereit finden lassen, herabholen, was auch mit den Eiern der Krähen und Elstern geschehen muß. Noch besser ist es, wenn man dabei auch das Nest zerstören oder die Alten zugleich wegschießen kann. Dagegen beschütze man durch alle zu Gebote stehenden Mittel die Nester der Singvögel und dulde nicht das Wegnehmen ihrer Eier und Jungen, welche letztere in der Regel ganz zwecklos umkommen. Zu den Raubvögeln der vorhergegangenen Monate gesellen sich die Weihen, Milane, Wander=, Baum= und Blaufalken, indem sie theils bei uns durchziehen, theils auch bei uns horsten. Sie werden theils im Stoßgarne, theils im Habichtskorbe, oder auf dem schwedischen Pfahleisen gefangen, oder wohl auch noch auf der Krähenhütte geschossen. Auch kann man, wenn man später zu irgend einem Zwecke Lockvögel, wie Lerchen, Wachteln u. s. w. braucht, diese in diesem oder dem folgenden Monate einfangen. Wilde Enten und Gänse dürfen höchstens bis zur Mitte dieses Monats geschossen werden; eigentlich aber sollte schon mit dem Anfang dieses Monats alles Schießen sowohl auf Land= und Wassergeflügel, Schnepfen und Raubvögel und auch Raubthiere ausgenommen, welche letztere man dagegen lieber einzufangen sucht, ganz und gar aufhören, damit die Ruhe im Revier wäh=

rend der beginnenden Brutzeit nicht gestört werde. Nur Hasel- und Birkhähne werden Ende März und im April auf der Balze geschossen.

Mai.

Da das Getreide jetzt immer höher wird und Raubthiere, Hunde und Katzen sich um so bequemer dem Blicke des Jägers entziehen können, so lege man allerlei Eisen im Felde, auf Raine, in Wassergräben, Schluchten, Steinbrüche und Gehölze und sorge nur dafür, daß dies von den Landleuten nicht gesehen werde; auch sehe man dieselben aus gleichem Grunde nur des Morgens früh oder Abends spät bei Mondschein nach, befestige dieselben auch wohl mit 1 Elle langen hölzernen Haken im Boden. Namentlich muß man auch in diesem Monate noch den Füchsen, Hausmardern, Iltissen und Wieseln den möglichsten Abbruch in jeder Weise thun, und die Jungen derselben wie und wo es nur geht, vorzüglich die Jungen der Füchse, durch Aushetzen der Baue, zu vertilgen suchen, weil sie sonst von den Alten ins hohe Getreide geführt werden und den Hasen und Hühnern großen Schaden zufügen. Ferner setze man die Controle der Raubvögelhorste fort, wobei sich Habicht, Sperber und Thurmfalken durch ihr Geschrei verrathen, und zerstöre entweder die Horste oder nehme jedenfalls die Eier weg. Auch habe man stets ein wachsames Auge auf Schlingensteller und etwaige Raubschützen im Revier. In diesem Monate ruht eigentlich die Jagd vollkommen.

Juni.

Im Juni muß, wenn es nicht an der nöthigen Aufsicht fehlte, das Revier größtentheils und möglichst von Raubvögeln und Raubthieren gereinigt sein. Desto sorgfältiger sind jetzt die Schlingenleger und Raubschützen und auch die Landleute beim Abmähen der Wiesen, Klee- und Oelsaatfelder zu überwachen, damit sie der Jagd, wie wir bereits im Context nachgewiesen, keinen Schaden zufügen. Man gestatte auch nicht, daß Landleute, unter welchem Vorwande immer, junge oder alte Hunde mit ins Feld nehmen, sehe die Hasenstege nach und nehme auf

diesen angebrachte Schlingen und Eisen weg. War man im vorigen Monat ja saumselig in Verfolgung der Raubvögel, so versäume man nicht, in diesem und dem folgenden Monate die Jungen von dem Rande des Nestes herabzuschießen. Auf den Teichen kann man jetzt einzelne Erpel wegschießen, auch von der Mitte dieses Monats an auf junge Gänse und alte Mausergänse Jagden anstellen. Auch kann man mit der Vertilgung der Füchse fortfahren und Wachtelmännchen zu Stubenvögeln einfangen.

Juli.

Fortgesetzte Beobachtung der Feldarbeiter und Mäher bei der Ernte, wobei oft ganze Familien von Mardern, Iltissen und Wieseln, die im Getreide geheckt worden waren, vernichtet werden können. Nächstdem sind die Hasenstege, wie im vorigen Monate, immer im Auge zu behalten. Gleichzeitig reiße man die Nester der Krähen und Elstern von den Bäumen, vertilge Eier und Junge der zweiten Brut derselben, und schieße wo möglich auch die Alten nieder. Ebenso beginnt mit diesem Monate die eigentliche Rehjagd, indem Böcke und Schmalrehe nur von Anfang Juli bis Ende December geschossen werden sollten. Auch die Entenjagd geht Mitte dieses Monats auf, so wie überhaupt die aller Wasser- und Sumpfvögel. So können auf Wiesen schon Pfuhlschnepfen und Becassinen, auch Wachtelkönige vor dem Hunde geschossen werden, so wie Enten und Gänse von jetzt an bis zur nächsten Paarungszeit, wenn der Winter nicht zu hart und streng war.

August.

Fortsetzung der Pfuhlschnepfen- und Becassinenjagd, wobei auch manche Brüteschnepfe auf den Wiesen mit geschossen wird. Unausgesetzte Wachsamkeit in Bezug auf die Arbeiter im Felde bei der Ernte; ernste Zurückweisung ihrer Hunde aus dem Felde. Erneuerte Vertilgung der jungen und alten Katzen durch Fangen und Erschießen. Fortgesetzte Vertilgung der Raubvögel aus dem zweiten Horste. Erhaltung der größten Ruhe im Revier in Be-

zug auf Hasen und Rebhühner. Obgleich in einigen Ländern die Jagd schon mit dem 24. August (Bartholomäustag), in andern aber erst mit dem 1. oder 8. September aufgeht, thut man dennoch wohl, die eigentliche Hasenjagd bis zum 1. December oder Ende November vollständig ruhen zu lassen, und muß der Jäger den etwaigen Hausbedarf an Hasen selbst, und ohne Hund, beim Herumschleichen oder Abgehen der Grenzen schießen, ohne das Innere des Reviers zu beunruhigen, wenn er rationell verfahren will. Dasselbe gilt auch von den Rebhühnern, welche bis 1. October vollkommen zu schonen sind. Will man in diesem und dem vorhergehenden Monate ja einen jungen Hasen auf dem Anstande schießen, so schieße man nur einen solchen, der sich bei seinem Herankommen durch jugendlichen Muthwillen und possirliche Sprünge charakterisirt; denn nur dadurch allein unterscheidet sich der junge Hase von dem alten. Uebrigens findet der Jäger in diesem Monate und dem folgenden in dem Schießen von Gänsen, Enten und andern Wasservögeln, so wie Brachvögeln, Wachtelkönigen, Kiebitzen, Reihern und Trappen Beschäftigung die Fülle. Auch fallen die wilden Tauben jetzt schaarenweise auf die nahegelegenen Felder und auf den Tränken ein, sind jetzt am fettesten und wohlschmeckendsten, und können nun geschossen und gefangen werden. Schließlich hat der Jäger am Ende dieses Monats Dachs- und Fuchsbaue nachzusehen, und die Vorbereitungen zum Dohnenfange und zum Vogelherde zu treffen, Ebereschbeeren einzusammeln, Dohnen und Schlingen anzufertigen u. s. w.

September.

In diesem Monate, noch mehr aber im October, fängt der Dachs an feist zu werden, und man kann denselben, wenn er beim Eintritt der Nacht seiner Nahrung nachgeht, auf dem Anstande schießen, behetzen, in der Mordfalle oder im Eisen fangen, oder wohl schon ausgraben, wenn er im Baue liegt. Nach dem gewöhnlichen Schlendrian wird im September die Hasen- und Rebhühnerjagd stark betrieben, nach unserer Ansicht müssen beide in diesem Monate noch vollkommen ruhen. Dagegen sind von

Anfang September bis Ende November alle alten Rehe, wenn ihrer im Revier zu viel geworden, wegzuschießen. In Bezug auf das Wegschießen einzelner Hasen und Hühner zum Hausbedarf, verfahre man ganz wie im vorigen Monate, und gestatte durchaus nicht das Abrichten mehrerer Hühnerhunde für Geld im Felde. Ist man im Frühjahr das Revier mit dem Hunde etwa zwei Mal durchgegangen, so muß man auch schon wissen, was man im October und December in Bezug auf Hühner und Hasen zu hoffen hat. An Beschäftigung fehlt es übrigens im September und October keineswegs, da in diesen Monaten die Becassinen- und Waldschnepfenjagd und die Jagd der Birk- und Haselhühner zu thun genug giebt. Beide liefern, gut betrieben, nicht nur für die Küche, sondern auch für die Jagdkasse einen nicht zu verachtenden Beitrag. Besonders angenehm ist die Waldschnepfenjagd im Herbst, doch ist im Allgemeinen das Fangen der Waldschnepfen, der Suche und dem Treiben vorzuziehen. Auch kann man dieselben auf dem Anstande schießen. Die Sumpfjagd nach Becassinen ist, des Watens im Sumpfe wegen, nur Sache junger Leute, ältere thun wohl, sich auf die Ränder der Sümpfe und Teiche zu beschränken, wo sie oft mehr schießen als jene. Auch der Wachtelfang, das Dohnenstellen, der Vogelherd und das Lerchenstreichen gewährt in diesem und dem folgenden Monate eine angenehme Beschäftigung. Die jungen Trappen und auch die alten werden in diesem Monat vorzüglich fett.

October.

Die Zahl der Raubvögel vermindert sich in diesem Monate; dennoch muß man denselben, so wie den Krähen und Elstern, auf jede Weise möglichst Abbruch zu thun suchen, namentlich müssen die Krähenhütten zu diesem Behufe fleißig besucht, auch wohl der Platz mit dem Aussetzen des Uhus gewechselt werden. Auf den neu besäeten Aeckern müssen Füchse, Marder, Iltisse mittelst Eisen weggefangen werden; in sehr bevölkerten Gegenden aber, wo dies Eisenstellen aus mehreren Gründen weniger angeht, beschränke man sich mehr darauf, die Füchse im Februar und März auszuhetzen, und Marder und Iltisse auf einer Neue

auszuthun, oder in Gebäuden mittelst Schwanenhälsen und Tellereisen zu fangen. Jetzt beginnt, bei einer rationellen Bewirthschaftung des Reviers, die eigentliche Jagd der Rebhühner. Man beschränke sich aber mehr auf den Fang derselben mittelst der Stecknetze und des Treibzeuges. Sie dürfen dann aber früher durchaus nicht beschossen sein. Man fängt so oft täglich 30 bis 40 Stück. Die alten Hähne tödte man sogleich, alte Hennen aber lasse man wieder fliegen. Die Hasenjagd aber muß in diesem Monate so wie im November noch vollkommen ruhen. Das Dachshetzen und Ausgraben wird in diesem Monate fortgesetzt, und eben so der Fang der Drosseln in Dohnen und auf Herden, so wie der Lerchenfang, so lange es noch geht, wie im vorigen Monate betrieben. Viele Zugvögel verlassen uns jetzt allmählig, Becassinen und stumme Schnepfen aber bleiben gewöhnlich bis zum ersten Froste bei uns.

November.

Will man im November ja auf Hasen jagen, so geschehe es nur auf den Grenzen mit 2—3 Schützen und eben so viel Treibern, und nur zum Hausbedarf. Dagegen ist die Rebhühnerjagd eifrig fortzusetzen. Die Hühner sind jetzt am fettesten, auch vollkommen ausgewachsen und werden gut bezahlt. Außer den Schnepfen, insofern solche vorhanden sind, gewährt die Jagd auf Enten, Gänse und Taucher auf Teichen und großen Flüssen genügende Unterhaltung, indem man dazu viel List und Gewandtheit nöthig hat. Auch kann man in diesem Monat noch manchen seltenen Raubvogel beschleichen, auch eine Menge Krähen aller Art, Raubvögel und wohl auch Raubthiere in über ein Luder gestellten Schlagnetzen fangen, so wie überhaupt auch in diesem Monate den Raubthieren mit allem Eifer nachgestellt werden muß, und die Landleute scharf zu controliren sind, indem sie jetzt meistens freie Zeit haben, und oft aus langer Weile die Flinte raubschützend zur Hand nehmen. Der Dachs geht in diesem Monate, wenn Kälte und Frost eingetreten, fast gar nicht mehr aus, sondern bleibt ruhig im Baue liegen.

December.

Mit diesem Monate beginnt nach Heink, dessen Ansichten wir hier vertreten, die eigentliche Hasenjagd, und zwar das Treibjagen, welches nach Umständen auch noch bis Ende Januar fortgesetzt werden kann. Ein Revier von 4 Stunden Umfang kann 2—3 Mal im Monat abgetrieben werden und nimmt man jedes Mal einen Distrikt von 1½ Stunden, so wird man 4—5 Treibjagden mit 6—8 Schützen im Monat machen können und dazu nicht mehr als 6 Tage brauchen. Außerdem muß man dafür sorgen, daß ein gehöriger, nicht aber übermäßiger Bestand bleibe, weil immer noch Verluste durch Wilddiebe zu berücksichtigen sind. Weites Zuschießen muß durchaus vermieden werden. Im Holze dürfen die Schützen nur 40—50 Schritt auseinander stehen. Am zweckmäßigsten ist es, den Hasen recht nahe kommen zu lassen und zu schießen, ehe er die Linie der Schützen erreicht. Das geschwinde und eilige Jagen ist beim Treibjagen durchaus zu verwerfen. Standtreiben sind im Allgemeinen den Kesseltreiben vorzuziehen. — Mit dem Fuchs=, Marder= und Iltisfange wird fortgefahren. Auf den Fuchs werden in diesem Monate auch Treib= oder sogenannte Klapperjagden im Holze angestellt. Kann der Ziemer wegen Tiefe des Schnees im December nicht zu den Wachholderbeeren auf der Erde gelangen, so wird er häufig auf dem Vogelherde gefangen, so wie auch Krammetsvögel auf Waldherden und Mistler mit eichenem Mistel.

Nachtrag.

Um Jägern von Fach sowohl als Jagdliebhabern, welche sich bei jeder Gelegenheit, ja fast täglich, über den immer mehr überhand nehmenden Verfall der Jagd in Deutschland und den angrenzenden Ländern bitter beklagen, einige frohe Augenblicke zu bereiten, erlauben wir uns am Schlusse unseres Werkchens dieselben mit einem Jagd=Eldorado bekannt zu machen, durch welches sie, selbst wenn sie es schon aus öffentlichen Blättern kennen gelernt hätten, auch bei wiederholter Aufzählung seiner Schätze, nochmals in eine freudige Begeisterung zum Lobe Dianens versetzt werden dürften. Dies Jagd=Eldorado ist das benachbarte Kronland Böhmen.

Nach einem auf Befehl des K. K. Statthalters von Böhmen, Herrn Freiherrn v. Mecséry, zusammengestellten Ausweis über die Jagdausbeute des Kronlandes Böhmen in der Jagdperiode 1859/60 wurden erlegt: 997 Stück Edelwild (509 Hirsche, 356 Thiere und 132 Kälber), 1577 Stück Dammwild (772 Böcke, 586 Gaisen und 219 Kitze), 6800 Stück Rehwild (6234 Böcke, 297 Gaisen und 269 Kitze), 695 Stück Schwarzwild (97 Keuler, 162 Bachen und 436 Frischlinge), 506 Stück Auerwild, 2153 Stück Birkwild, 924 Haselhühner, 47,469 Fasanen, 635,224 Rebhühner, 10,558 Wachteln, 226 Wildgänse, 5715 Stockenten, 3026 Blaßenten, 12 Wasserhühner, 4152 Waldschnepfen, 2445 Moosschnepfen, 502 Kronawettvögel (Krammetsvögel), 2998 Wildtauben, 497,250 Hasen, 9422 Kaninchen, 34,368 Eichhörnchen, 131 Fischottern, 201 Dachse, 4655 Füchse, 2203 Marder, 5741 Iltisse, 533 Igel, 24,609 Wiesel, 17,164 Katzen (wilde oder zahme?), 42 Adler, 191 Uhus, 7902 Habichte, 70 Sperber, 1 Fischgeier, 17,712 Geier, Falken und Weihen, 7199 Nachteulen und 167,816 Krähen und Elstern. Ganz abgesehen von dem, was nicht mit gleicher Gewissenhaftigkeit verzeichnet oder gewildschützt worden sein dürfte.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

In demselben Verlage erschien soeben:

Sig. v. Werneburg, k. k. Militär-Thierarzt, u. Prof. Moritz Beyer.

Allgemeines
allopathisch und homöopathisches
Vieharzneibuch.

Vollständiger Unterricht zur Erkennung, Behandlung und Heilung der Krankheiten und Gebrechen der landwirthschaftlichen Hausthiere: Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, Hunde, Hühner, Gänse, Tauben 2c.

Zweite Auflage.

Neu bearbeitet und vermehrt von

Karl Böhme,

praktischem Thierarzt und verpflichtetem Rathsthierarzt zu Leipzig.



Mit einem Anhange: **Die Geburtshülfe bei den Hausthieren, nebst Mitteln gegen das Ungeziefer der Hausthiere.**

Geheftet, Preis 1 Thlr. Eleg. gebunden Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Vorzug dieses durchaus praktischen Buches besteht nicht darin, daß die Verfasser sowie der Bearbeiter der neuen Auflage gesucht hätten, neue, noch nie dagewesene Kurmethoden aufzustellen, als vielmehr darin, daß sie — neben demjenigen, was sie aus dem Schatze ihrer eigenen Erfahrung mittheilen, von dem vorhandenen Guten in diesem Zweige der Literatur das Beste und Erprobteste ausgewählt, mit Hinweglassung alles Unnöthigen und Weitschweifigen verarbeitet und in ein klares, übersichtliches Ganze zusammengestellt haben.

Ein zweiter Vorzug, den dieses Werk vor allen ähnlichen voraus hat, besteht darin, daß auch dem in neuerer Zeit so sehr in Aufnahme gekommenen homöopathischen Heilverfahren überall die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, so daß sich bei jeder einzelnen Krankheit neben der allopathischen Kur auch das homöopathische Heilmittel nebst der hierauf Bezug habenden Behandlungsweise angegeben findet, womit allen billigen Anforderungen in dieser Hinsicht genügt ist.